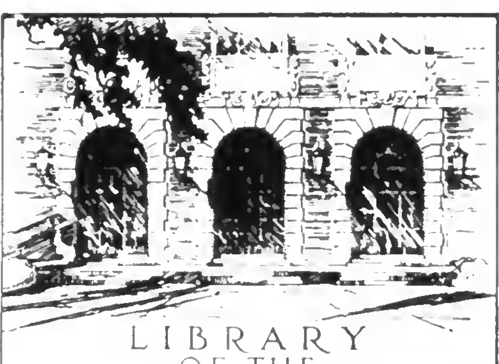
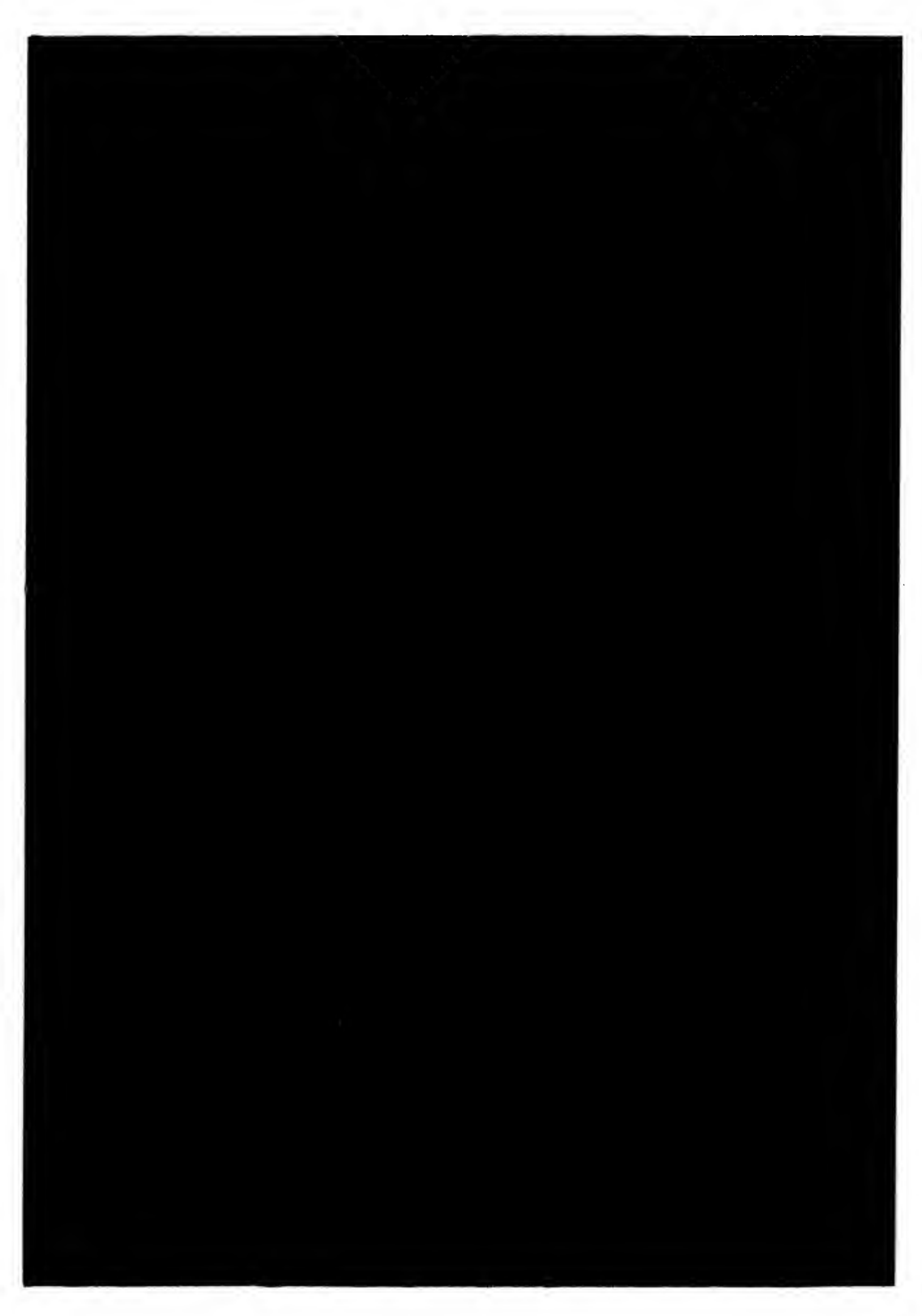
Wilhelm Busch





Wilhelm Busch



Selbstbildnis
(um 1870)

Wilhelm Busch

Von

Hermann, Adolf und Otto Nöldeke



München
Lothar Joachim Verlag
1909



Selbstbildnis
(um 1870)

Wilhelm Busch

Von

Hermann, Adolf und Otto Nöldeke



München
Lothar Joachim Verlag
1909

Klischees und Druck F. Bruckmann A.-G., München

Unſerer Mutter

Vorwort.

Den Verehrern unseres Onkels weit und breit bieten wir diese Blätter dar als eine Antwort auf Fragen, die viele von ihnen oft an uns gerichtet haben. Wir sind oft gefragt worden nach seinem Leben und Schaffen, nach seiner Art, sich zu geben und seiner Lebensanschauung. Was wir dann geantwortet haben, steht in diesem Buche geschrieben. Es soll nicht eine eigentliche Biographie im umfassenden Sinne des Worts sein, mehr ein exemplum pietatis, ein Zeugnis dankbarer Liebe und Verehrung.

In „Von mir über mich" wollte er andere, die er liebe und verehre, nicht zu Selbstbeleuchtungszwecken verwenden, obwohl er meinte, das von ihm dort entworfene Selbstporträt hätte, um rund zu erscheinen, mehr Reflexe gebraucht. Diese Reflexe möchten wir seinem Bilde hinzufügen, wir, die wir aus einem vertrauten Umgange mit ihm während der letzten dreißig Jahre seines Lebens sein Wesen genau kennen. Was wir hier in einiger Ausführlichkeit bringen, erhebt den Anspruch auf Wahrheit und Zuverlässigkeit im Gegensatze zu einer teils gehässigen, teils allzu liebevollen, verständnislosen Beurteilung sowie gegenüber so mancher albernen Legendenbildung über Wilhelm Busch.

Als selbstverständlich erschien uns auch die Mitteilung von mancherlei Proben seines Schaffens in Wort und Bild, insofern sie zur treffenden Kennzeichnung seiner Eigenart dienen, sowie der Abdruck anderen Bildwerks. Wo bei den Abbildungen nicht ausdrücklich etwas anderes bemerkt ist, sind die Originale vom Onkel gezeichnet oder gemalt und hier zum erstenmal veröffentlicht.

Im Juni 1909.

Hermann, Adolf und Otto Nöldeke.



Inhalts-Übersicht

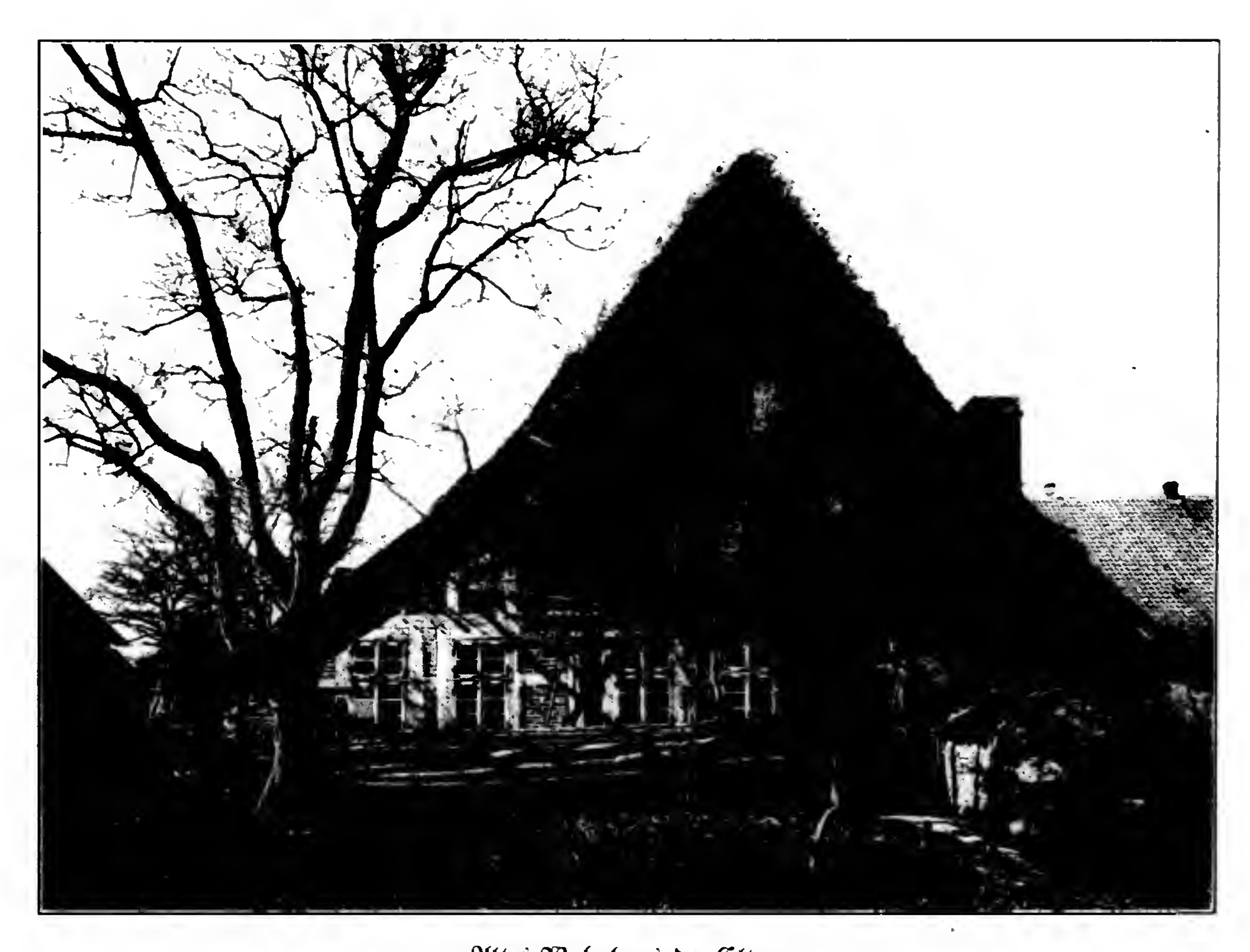


Altes Wohnhaus der Eltern
und Geburtshaus Wilhelm Buschs.
(Nach Photographie von H. Breuer in Hamburg.)

I.

Wilhelm Busch ist am 15. April 1832 als der Älteste von sieben Kindern geboren. Eine Schwester starb früh; die andere, meine Mutter, lebt noch, und von den Brüdern noch der Jüngste. Unser Heimatort ist Wiedensahl, ein kleiner Flecken, der zum Stiftsbezirk des alten Zisterzienserklosters Loccum gehört und im Hannoverschen hart an den Grenzen der Provinz Westfalen und des Fürstentums Schaumburg-Lippe liegt.

Mein Onkel hat gelegentlich über unser Dorf folgendes mitgeteilt: Wiedensahl, platt „Wiensaol", hat seinen Namen zum Theil von dem in der Mitte des Orts befindlichen Teiche, „dat saol" genannt, so daß jemand, der Freude am Vermuthen findet, sich denken mag, die Bedeutung des Ganzen könnte vielleicht Wald-, Weiden- oder Heiligen-See sein.



Altes Wohnhaus der Eltern
und Geburtshaus Wilhelm Buschs.
(Nach Photographie von H. Breuer in Hamburg.)

I.

Wilhelm Busch ist am 15. April 1832 als der Älteste von sieben Kindern geboren. Eine Schwester starb früh; die andere, meine Mutter, lebt noch, und von den Brüdern noch der Jüngste. Unser Heimatort ist Wiedensahl, ein kleiner Flecken, der zum Stiftsbezirk des alten Zisterzienserklosters Loccum gehört und im Hannoverschen hart an den Grenzen der Provinz Westfalen und des Fürstentums Schaumburg-Lippe liegt.

Mein Onkel hat gelegentlich über unser Dorf folgendes mitgeteilt: Wiedensahl, platt „Wiensaol", hat seinen Namen zum Theil von dem in der Mitte des Orts befindlichen Teiche, „dat saol" genannt, so daß jemand, der Freude am Vermuthen findet, sich denken mag, die Bedeutung des Ganzen könnte vielleicht Wald-, Weiden- oder Heiligen-See sein.



Am Dorfteich.

Neben der Pfarre lag einst der Edelhof. Einer der edlen Herren, die dort gehaust, ist wohl ein grimmiger Kerl gewesen; denn es heißt, er habe aus Ärger über einen Hahn, der oft über die Hecke flog und im adeligen Garten kratzte, seinen Nachbar, den Pastor, maustodt geschossen.

Draußen, wo jetzt die alte Windmühle ihre Flügel dreht, hat vor Zeiten ein Schloß gestanden. Es ist lange verschwunden; nur der Brunnen blieb später noch sichtbar, bis schließlich das Gras darüber wuchs. Als die drei Frölen, denen das Schloß gehörte, nach Bockeloh zogen, schenkten sie ihr Land, die „Wiäme", der Pfarre, den Wald der Gemeinde. Dafür mußten die Wiedensahler eine Abgabe in Geld entrichten. Mal ließ sich der Mann, der es hob, mehrere Jahre nicht blicken. Dem damals regierenden Burgemeister kam es bedenklich vor, wenn es so weiter ginge und dann die Summe auf einmal gefordert würde. Drum ging er los, um sich persönlich deßhalb zu erkundigen. In Bockeloh, wo die Sache bereits gründlich vergessen war, hat man ihn sehr gelobt und freundlich entlassen mit der festen Versicherung, daß die Rückstände eingezogen und die Abgabe wieder regelmäßig geholt werden sollte, was denn auch pünktlich geschah.

Nicht weit von der Wiedensahler Grenze zieht sich im Schaumburger Walde der Schanzgraben oder Drusenwall hin. Eine Stelle, an der er doppelt ist, nennt man den Pferdestall. Rückten nun die Schlüsselburger von der Weser her, wie sie öfters thaten, zum Sengen und Plündern aus, dann zogen sich die Wiedensahler hinter den Wall zurück, und regelmäßig eilte ihnen der tapfere Ritter von Bückeburg mit seinen Leuten zu Hülfe. Die Wiedensahler waren nicht undankbar. So oft die gnädige Frau in Wochen kam, brachten sie ihr Eier und junge Hähnchen. Was aber gutswillens geschah, wurde später ein Zwang. Die Eier und Hähnchen mußten nach Bückeburg geliefert werden, ob die Gnädige in Wochen war oder nicht. Bis um die Mitte des letzten Jahrhunderts ist die Verpflichtung inkraft geblieben.

Die Zeit kramt alles um; nur thut sie es in abgelegener Gegend etwas später als anderswo. — Erst mit den zwanziger Jahren verlor sich der



Kirche in Wiedensahl.



Der Vater Buschs.



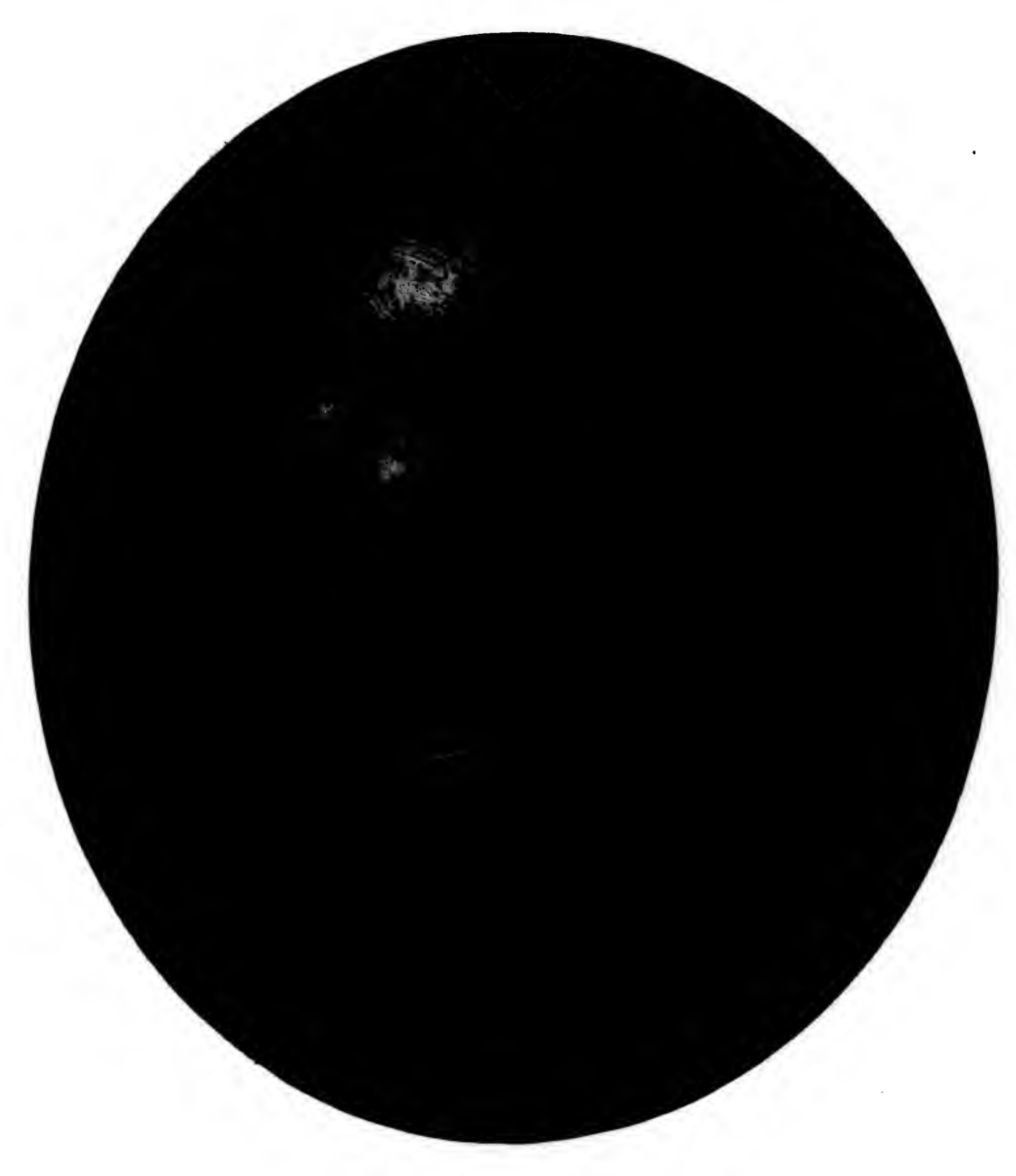
Scheune und alte Eiche in Wiedensahl.

Brauch, in der „hespe", einem Fahrweg zwischen zwei Hecken, die Schweine von gemeindewegen durchs wilde Feuer* zu treiben. — Noch zu Ende der dreißiger oder anfangs der vierziger Jahre sah man das Halseisen, als Wahrzeichen einstiger Bußen, am steinernen Kirchhofstor. —

Alle ländlichen Häuser waren mit Stroh gedeckt. Über dem offenen Heerde unter der „oosten" hing der Kessel oder stand der Topf auf dem Dreifuß. In der „döntzen" (Stube) am drehbaren Holzarm schwebte abends der „Krüsel" mit Thran gefüllt. — Noch immer wurde der Tabak, dreißig Pfund für'n Thaler, auf dem Wiedensahler Jahrmarkt von den Landsberger Bauern verkauft. Noch immer holten sich die Großväter aus dem Wald ihren „tunder" und dörrten und klopften ihn tüchtig, damit er gut Funken fing. — So war es einmal." —

So war es einmal, um die Zeit noch, als zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der Großvater mütterlicherseits, der Wundarzt und Feldscher Kleine aus dem nicht weit entfernten Hessischen nach Wiedensahl zog. Sein Vater war bei dem Verkauf hessischer Landeskinder als Arzt mit nach Amerika gesandt. In interessanten Briefen, die noch in der Familie erhalten sind, hat er seine Schicksale geschildert; auch stammt von ihm ein kleines Petschaft her, Georg II. darstellend, das mein Onkel viel gebraucht hat und das ich als Erinnerung an ihn noch besitze. Der Sohn des nach Amerika Verkauften wollte einem gleichen Lose entgehen und floh mit den

* Ein Feuer, das nicht mit dem Streichholz, sondern durch schnelles Aneinanderreiben zweier Hölzer, wie bei Naturvölkern, entzündet wurde.



Pastor Kleine in Lüethorst.
(Ölbild im Besitz von Frau Rechnungsrat Meyer, geb. Kleine, in Münster.)



Scheune und alte Eiche in Wiedensahl.

Brauch, in der „hespe“, einem Fahrweg zwischen zwei Hecken, die Schweine von gemeindewegen durchs wilde Feuer* zu treiben. — Noch zu Ende der dreißiger oder anfangs der vierziger Jahre sah man das Halseisen, als Wahrzeichen einstiger Bußen, am steinernen Kirchhofstor. —

Alle ländlichen Häuser waren mit Stroh gedeckt. Über dem offenen Heerde unter der „vosten“ hing der Kessel oder stand der Topf auf dem Dreifuß. In der „dönßen“ (Stube) am drehbaren Holzarm schwebte abends der „Krüsel“ mit Thran gefüllt. — Noch immer wurde der Tabak, dreißig Pfund für'n Thaler, auf dem Wiedensahler Jahrmarkt von den Landsberger Bauern verkauft. Noch immer holten sich die Großväter aus dem Wald ihren „tunder“ und dörrten und klopften ihn tüchtig, damit er gut Funken fing. — So war es einmal.“ —

So war es einmal, um die Zeit noch, als zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der Großvater mütterlicherseits, der Wundarzt und Feldscher Kleine aus dem nicht weit entfernten Hessischen nach Wiedensahl zog. Sein Vater war bei dem Verkauf hessischer Landeskinder als Arzt mit nach Amerika gesandt. In interessanten Briefen, die noch in der Familie erhalten sind, hat er seine Schicksale geschildert; auch stammt von ihm ein kleines Petschaft her, Georg II. darstellend, das mein Onkel viel gebraucht hat und das ich als Erinnerung an ihn noch besitze. Der Sohn des nach Amerika Verkauften wollte einem gleichen Lose entgehen und floh mit den

* Ein Feuer, das nicht mit dem Streichholz, sondern durch schnelles Aneinanderreiben zweier Hölzer, wie bei Naturvölkern, entzündet wurde.



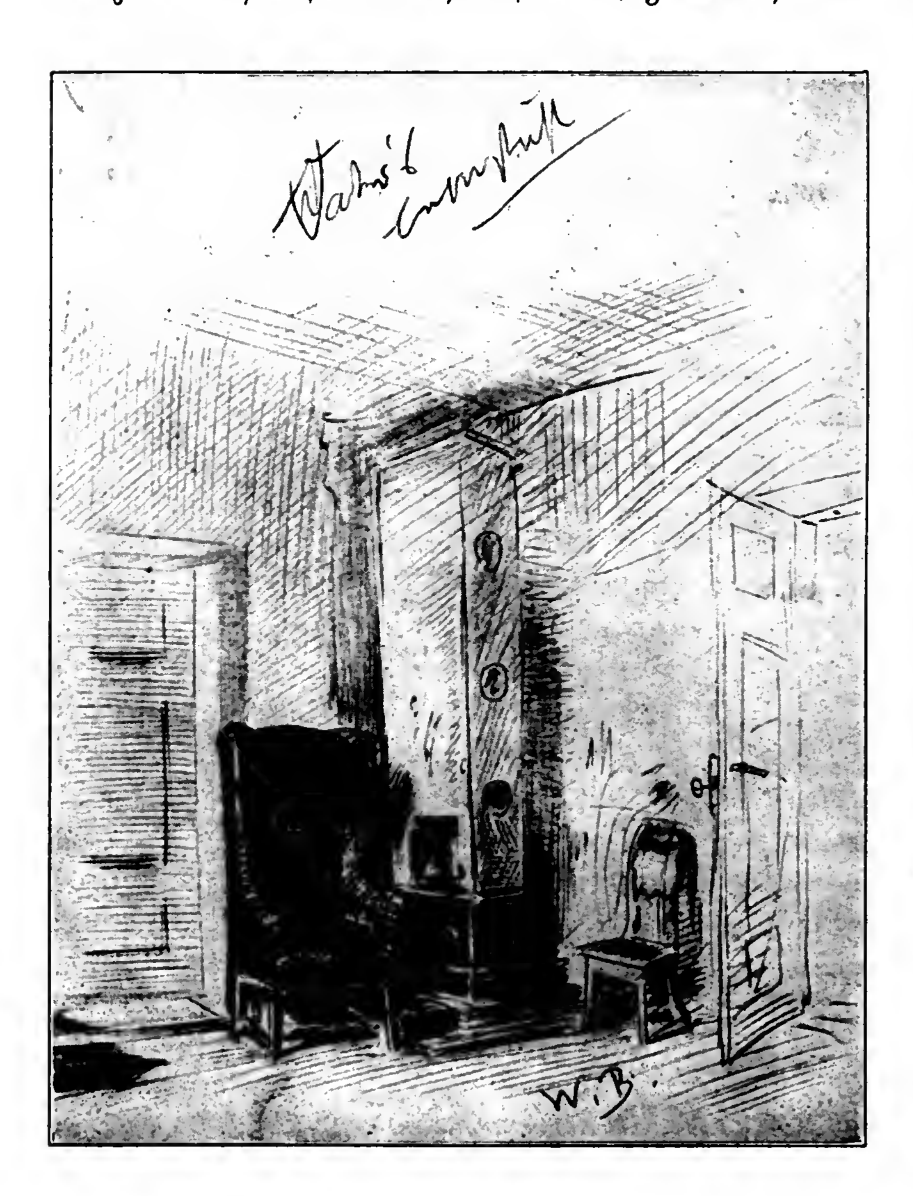
Pastor Kleine in Lüethorst.

(Ölbild im Besitz von Frau Rechnungsrat Meyer, geb. Kleine, in Münster.)



Das neue Wohnhaus der Eltern.

Seinen ins „Ausland“, ins Hannoversche, durfte deshalb aber noch in späteren Jahren seine alte Heimat nicht wieder aufsuchen. Mein Großvater Busch stammte aus einem Bauernhause im nahen westfälischen Dorfe Ilwese und war nach seiner Loccumer Lehrzeit als Kaufmann nach Wiedensahl gekommen. Dort war der alte Wundarzt Kleine inzwischen gestorben; seine Witwe hatte mit der Tochter, während die zwei Söhne studierten, auf dem sog. Keller, einer alten Herberge, einen kleinen Kramladen angefangen; später hatten sie ein Bauernhaus gekauft, das noch heute steht und als das Geburtshaus von Wilhelm Busch bekannt ist. Ende der Vierziger Jahre wurde davor nach der Dorfstraße zu ein neues Wohnhaus erbaut und das alte nur noch als Stallgebäude und Lagerraum benutzt.



Nur die früheste Kindheit hat Wilhelm Busch in Wiedensahl verlebt. Im zehnten Jahr kam er zu dem Bruder seiner Mutter, dem evangelischen Pastor Kleine, der damals gerade in Ebergötzen bei Göttingen seine erste Stelle, eine kleine Landpfarre, bezogen hatte und im Herbst 1846 auf die besser dotierte Dorfpfarre Lüethorst unweit Einbeck übersiedelte. Dieser Onkel hat mit größter Liebe und



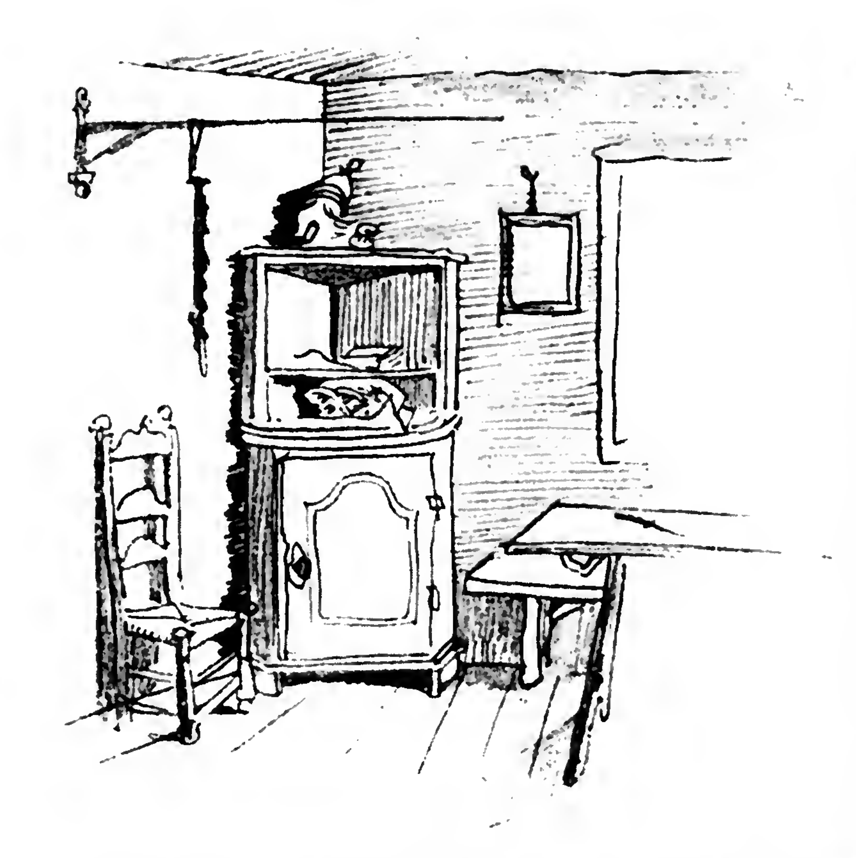


Das neue Wohnhaus der Eltern.

Seinen ins „Ausland“, ins Hannoversche, durfte deshalb aber noch in späteren Jahren seine alte Heimat nicht wieder aufsuchen. Mein Großvater Busch stammte aus einem Bauernhause im nahen westfälischen Dorfe Ilwese und war nach seiner Loccumer Lehrzeit als Kaufmann nach Wiedensahl gekommen. Dort war der alte Wundarzt Kleine inzwischen gestorben; seine Witwe hatte mit der Tochter, während die zwei Söhne studierten, auf dem sog. Keller, einer alten Herberge, einen kleinen Kramladen angefangen; später hatten sie ein Bauernhaus gekauft, das noch heute steht und als das Geburtshaus von Wilhelm Busch bekannt ist. Ende der Vierziger Jahre wurde davor nach der Dorfstraße zu ein neues Wohnhaus erbaut und das alte nur noch als Stallgebäude und Lagerraum benutzt.



Nur die früheste Kindheit hat Wilhelm Busch in Wiedensahl verlebt. Im zehnten Jahr kam er zu dem Bruder seiner Mutter, dem evangelischen Pastor Kleine, der damals gerade in Ebergötzen bei Göttingen seine erste Stelle, eine kleine Landpfarre, bezogen hatte und im Herbst 1846 auf die besser dotierte Dorfpfarre Lüethorst unweit Einbeck übersiedelte. Dieser Onkel hat mit größter Liebe und



Aufopferung die älteren Kinder seiner Schwester mit seinen eigenen unterrichtet und erzogen. Bei regem Interesse für naturwissenschaftliche Fragen galt sein besonderes Studium dem Bienenvolk. Zusammen mit dem katholischen Pfarrer Dzierzon in Schlesien stand er in dem zeitweise erregt geführten Kampf um die sog. Parthenogenesis. Durch viele sorgfältige Forschungen, die er in der von ihm herausgegebenen Bienenzeitung mitteilte, hatte der Onkel Kleine diesen Kampf mit entschieden und seinen ältesten Neffen Wilhelm in diese Bienenstudien mit eingeweiht, auch die große Liebe zur Natur und die scharfe Beobachtungsgabe schon früh bei ihm gefördert. Doch blieb bei meinem Onkel Wilhelm Busch die Imkerei auf die Theorie beschränkt und veranlaßte ihn damals nur zu gelegentlichen Artikeln in der Bienenzeitung. Auch später, in seiner ländlichen Muße, hat er niemals Bienenzucht getrieben, und der jugendliche Plan) nach Brasilien als dem Lande unbegrenzter Bienenvermehrung und reichster Honigernten zu gehen, ist nicht allzu ernsthaft erwogen.

In Ebergötzen, wohin er 1841 kam, hatte er mit dem gleichalterigen Sohn des dortigen Müllers Bachmann Freundschaft geschlossen, die über 60 Jahre gedauert hat. Noch im letzten Frühling vor ihrem Tode hatten die beiden alten Jugendfreunde die Freude, sich in Mechtshausen zu sehen, alte Ebergötzer Erinnerungen auszutauschen und sich über die auch dort völlig veränderten neuen Verhältnisse zu unterhalten. Bald nach diesem Besuch starb Bachmann und ein halb Jahr später auch mein Onkel.

Mehr zur Heimat wurde ihm und den anderen Wiedensahler Familiengliedern das Pfarrdorf Lüethorst im Solling. Die Reisen dorthin wurden in den ersten Jahren vor Eröffnung der Eisenbahn ganz zu Wagen gemacht; der Knecht Heinrich spannte das Ackerpferd vor, und es ging durch den Schaumburger Wald über Hameln, wo bei Verwandten gerastet wurde, dann durch das Bergland des Ith und Hils in das Sollingdorf. Noch in späten Jahren konnte mein Onkel sich erregen, wenn er an die Zollschikaniererei bei diesen Fahrten dachte; jedesmal an den Grenzen im Bückeburgischen, Hessischen, Hannoverschen und Braunschweigischen gab es neue Weitläufigkeiten und Scherereien. Weil es keine vornehmen Reisenden waren, weil sie keine Trinkgelder gaben, mußten sie an den Zollschranken endlos warten. Am schlimmsten war ein rothaariger Zöllner bei Eschershausen gewesen, ein roher brutaler Mensch, der einmal sogar bei der mitreisenden Mutter eine „Leibesvisitation" nach zollpflichtigen Sachen vornahm. Einige Jahre später 1848 hätten ihm erbitterte Bauern sein Haus über dem Kopfe angesteckt und ihn gründlich durch-



gehauen. Mit Befriedigung hatte mein Onkel das im Postwagen gehört, und er fügte hinzu: wer das mit durchgemacht, wer diese elende Plackerei und Schinderei am eigenen Leibe erfahren, der könnte gar nicht froh genug sein, daß es mit der deutschen Kleinstaaterei vorbei wäre. Auch in Geldsachen sei man damals böse geschnitten; am Taler habe er jedesmal in Bayern $2\frac{1}{2}$ Groschen eingebüßt, was ihn besonders bei dem Taschengeld verdrossen, das seine Mutter aus ihren durch Eier- und Butter-Verkauf gewonnenen Spargroschen beim Abschied ihm extra einzustecken pflegte.

Ostern 1847 wurde Wilhelm Busch in Lüethorst konfirmiert; es verwunderte und ergötzte ihn noch der Gedanke daran, daß er und seine dörflichen Mitkonfirmanden in schwarzen Schoßröcken und Zylindern zu dieser Feier erscheinen mußten. Sein hannoversches Gesangbuch, das er damals erhielt, hat ihn auf allen seinen Fahrten begleitet, wie aus eingetragenen Bemerkungen zu sehen ist. So wird eine Predigt über „die christliche Demut" erwähnt, die er am 12. Juli 1862 in München von Harleß gehört hat. — Der Onkel in Lüethorst hatte ihn vor allem im deutschen



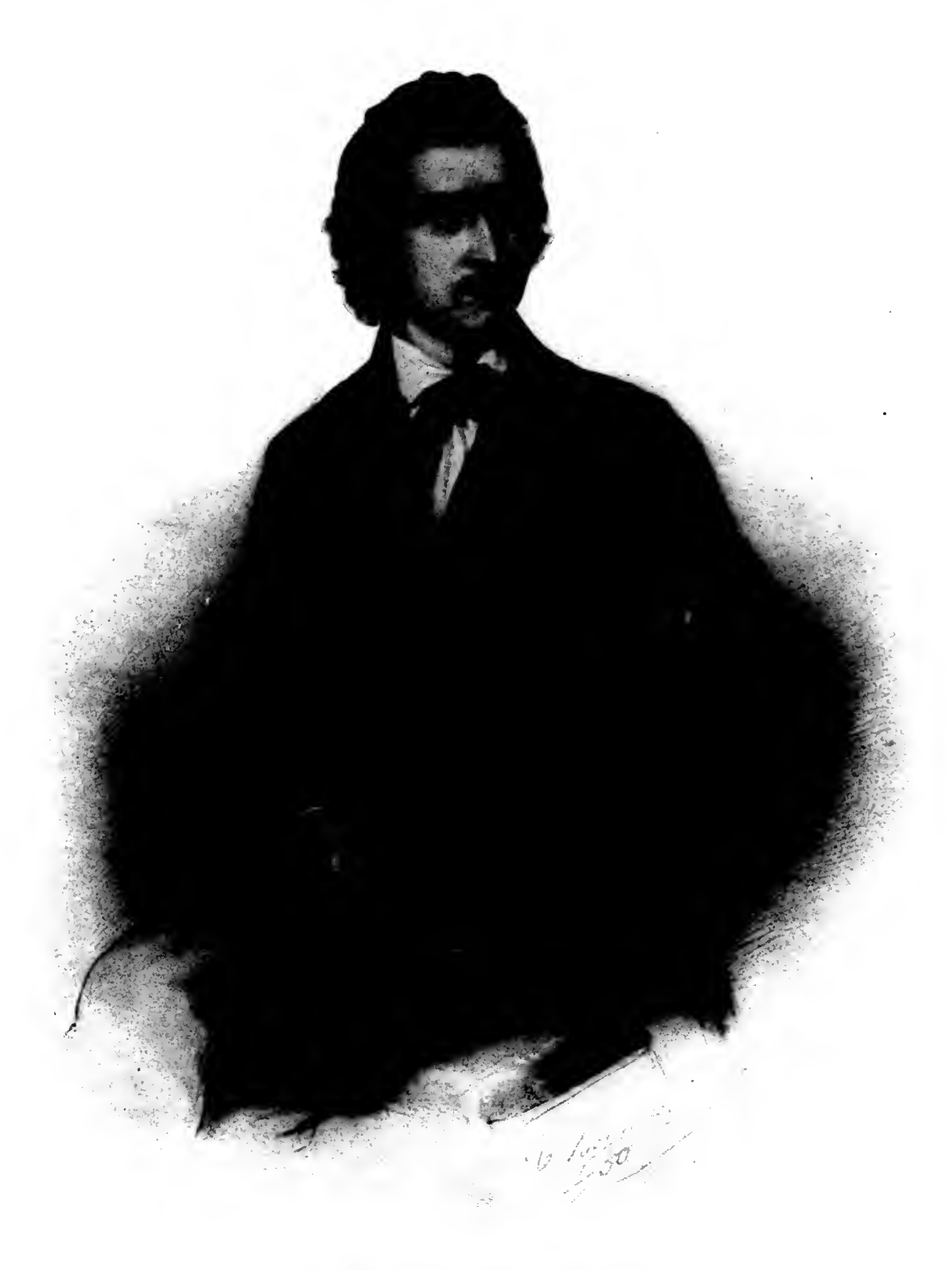


Im Dorfwirtshaus bei Hameln.

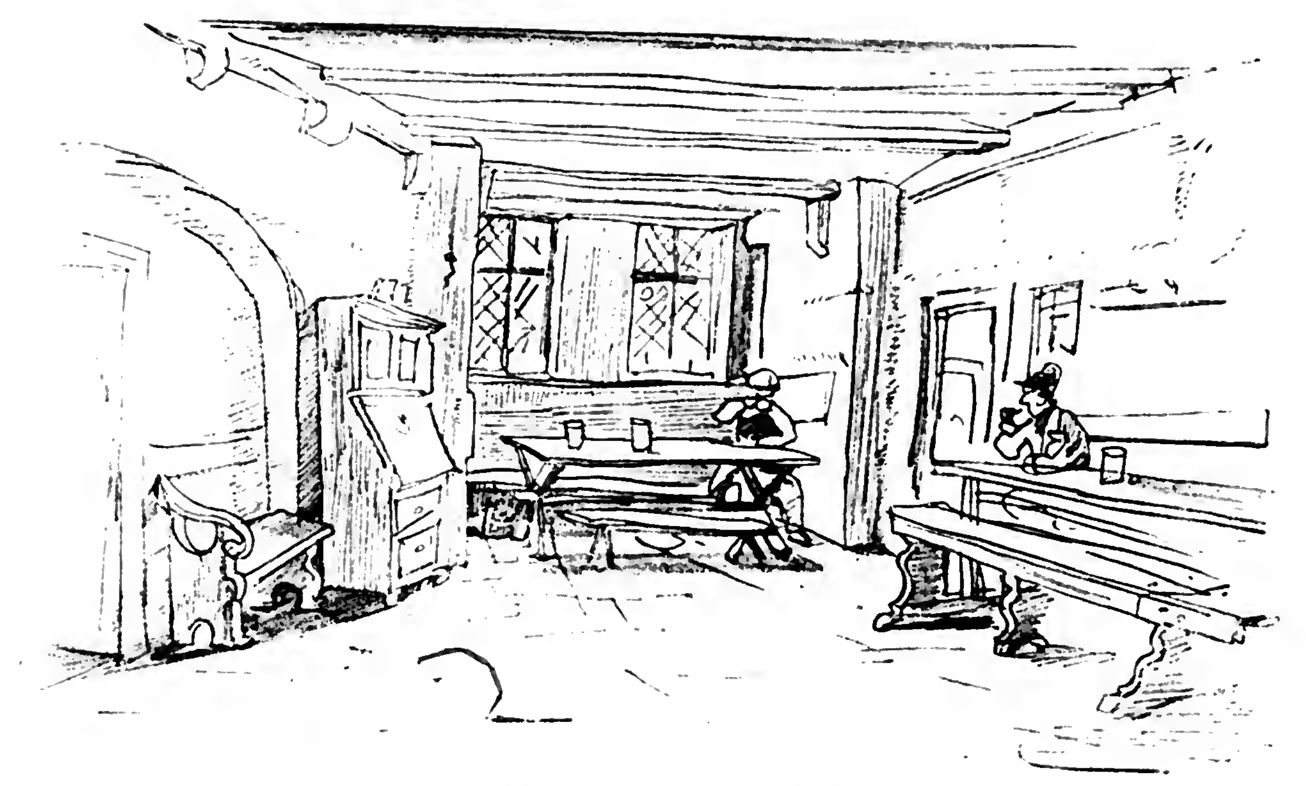
Unterricht so weit gebracht, daß der Besuch einer höheren Schule ins Auge gefaßt wurde; er sollte Techniker werden, und im September 1847 wurde er auf der Technischen Hochschule in Hannover aufgenommen, wenn auch sein Wissen bei der Prüfung allerlei Lücken zeigte. Ein Sonett — so erzählt er selber — das er verfaßt, hätte den damaligen Direktor bestimmt, die Aufnahme zu gestatten. Drei und einhalb Jahr hat er „die Polytechnische" besucht; in elementarer Mathematik hat er es zu der besten Nummer „Eins mit Auszeichnung" gebracht; auch im Bossieren und freien Handzeichnen steht in seinen Zeugnissen, die er bis in sein Alter sorgfältig aufbewahrt hatte, die erste Note; auch wird darin bekundet, daß er viel guten Willen bewiesen, daß er aufmerksam und mit rühmlichem Fleiß gearbeitet und sich tadellos betragen habe. Die drei ersten Jahre seiner hannoverschen Studienzeit war mein Onkel bei Verwandten seiner Mutter, dem Justizrat Ebhardt, im Hause. Im letzten Wintersemester wohnte er mit einem Freunde, dem aus Alfeld stammenden C. Bornemann, zusammen auf einer Studentenbude. Bornemann war ein starker Raucher,



Altes Pfarrhaus in Lüethorst.



Wilhelm Busch. Hannover 1850.
(Zeichnung von C. Bornemann.)



Im Dorfwirtshaus bei Hameln.

Unterricht so weit gebracht, daß der Besuch einer höheren Schule ins Auge gefaßt wurde; er sollte Techniker werden, und im September 1847 wurde er auf der Technischen Hochschule in Hannover aufgenommen, wenn auch sein Wissen bei der Prüfung allerlei Lücken zeigte. Ein Sonett — so erzählt er selber — das er verfaßt, hätte den damaligen Direktor bestimmt, die Aufnahme zu gestatten. Drei und einhalb Jahr hat er „die Polytechnische" besucht; in elementarer Mathematik hat er es zu der besten Nummer „Eins mit Auszeichnung" gebracht; auch im Bossieren und freien Handzeichnen steht in seinen Zeugnissen, die er bis in sein Alter sorgfältig aufbewahrt hatte, die erste Note; auch wird darin bekundet, daß er viel guten Willen bewiesen, daß er aufmerksam und mit rühmlichem Fleiß gearbeitet und sich tadellos betragen habe. Die drei ersten Jahre seiner hannoverschen Studienzeit war mein Onkel bei Verwandten seiner Mutter, dem Justizrat Ebhardt, im Hause. Im letzten Wintersemester wohnte er mit einem Freunde, dem aus Alfeld stammenden C. Bornemann, zusammen auf einer Studentenbude. Bornemann war ein starker Raucher,



Altes Pfarrhaus in Lüethorst.



Wilhelm Busch. Hannover 1850.
(Zeichnung von C. Bornemann.)



und es spricht für diese Stärke und für die Güte des von ihm gerauchten Knasters, daß er auf Verlangen meines Onkels die lange Pfeife zum Fenster hinaushalten mußte, wenn er rauchte. Die Studiengenossen, die über keinen großen Wechsel verfügten, aßen billig und gut in einer kleinen Speisewirtschaft. Nur wäre es anfangs etwas störend gewesen, daß der Mann der Wirtin ein Friseurgeschäft betrieben und in der Nebenabteilung des Lokals auch während ihres Mittagessens seinen Beruf ausgeübt hätte.



Busch mit dem Onkel Ebhardt
auf dem Morgenspaziergang in Wiedensahl.
(Zeichnung im Besitz des Herrn Prof. Bodo Ebhardt in Berlin.)

Mit großer Freude, ja mit Begeisterung erzählte mein Onkel oft, wie er in Hannover die schwedische Sängerin Jenny Lind gehört, für sechs gute Groschen im Theater in Stücken aus dem Freischütz und in Liedern wie: „Es sang im Busch ein Vögelein" und anderen. Abends wäre ihr vor dem Hotel Bristol am Heumarkt eine große Huldigung dargebracht worden und sie hätte, ohne wie heute manche Sängerin und Schauspielerin für ihre Stimme etwas zu fürchten, vom Balkon in der Abendluft Stücke aus Preziosa gesungen. Sie wäre keine große Schönheit gewesen, aber lieblich, blond, und ihre ganze Erscheinung wäre ihm unvergeßlich geblieben.

Durch seine Freunde Bornemann und den schon vorher fortgezogenen Maler Klemme wurde er bestimmt, das auf des Vaters Wunsch begonnene Studium zum Maschinentechniker aufzugeben. Am 9. März 1851 ist sein Abgang in den Listen der Hochschule eingetragen mit der kurzen, aber so inhaltreichen und entscheidungsvollen Bemerkung „um in Düsseldorf Maler zu werden".

Über die hannoversche Zeit hat mein Onkel außer in seiner kurzen Selbstbiographie bei Gelegenheit der Jubelfeier der Technischen Hochschule im Jahre 1906 sich in folgenden Aufzeichnungen geäußert: „Die Polytechnische, wie man ehedem sagte, habe auch ich mal besucht. Wann war es nur gleich? Die Grundmauern des Theaters stiegen eben aus der Erde herauf, als ich vom Direktor Glünder mich prüfen ließ. Die Prüfung fiel kümmerlich aus; aber er meinte, wir wollen's versuchen. Damals ging so was noch. Ich war 16 Jahre alt, und da ich vom Lande eine gewisse Schüchternheit mitgebracht hatte, die mich nie eine Stunde versäumen ließ, so gingen meine Studien, besonders im Zeichnen, Modellieren und in den Elementen auch ganz leidlich voran. Anfangs wohnte ich auf der Schmiede-



und es spricht für diese Stärke und für die Güte des von ihm gerauchten Knasters, daß er auf Verlangen meines Onkels die lange Pfeife zum Fenster hinaushalten mußte, wenn er rauchte. Die Studiengenossen, die über keinen großen Wechsel verfügten, aßen billig und gut in einer kleinen Speisewirtschaft. Nur wäre es anfangs etwas störend gewesen, daß der Mann der Wirtin ein Friseurgeschäft betrieben und in der Nebenabteilung des Lokals auch während ihres Mittagessens seinen Beruf ausgeübt hätte.



Busch mit dem Onkel Ebhardt
auf dem Morgenspaziergang in Wiedensahl.
(Zeichnung im Besitz des Herrn Prof. Bodo Ebhardt in Berlin.)

Mit großer Freude, ja mit Begeisterung erzählte mein Onkel oft, wie er in Hannover die schwedische Sängerin Jenny Lind gehört, für sechs gute Groschen im Theater in Stücken aus dem Freischütz und in Liedern wie: „Es sang im Busch ein Vögelein“ und anderen. Abends wäre ihr vor dem Hotel Bristol am Heumarkt eine große Huldigung dargebracht worden und sie hätte, ohne wie heute manche Sängerin und Schauspielerin für ihre Stimme etwas zu fürchten, vom Balkon in der Abendluft Stücke aus Preziosa gesungen. Sie wäre keine große Schönheit gewesen, aber lieblich, blond, und ihre ganze Erscheinung wäre ihm unvergeßlich geblieben.

Durch seine Freunde Bornemann und den schon vorher fortgezogenen Maler Klemme wurde er bestimmt, das auf des Vaters Wunsch begonnene Studium zum Maschinentechniker aufzugeben. Am 9. März 1851 ist sein Abgang in den Listen der Hochschule eingetragen mit der kurzen, aber so inhaltreichen und entscheidungsvollen Bemerkung „um in Düsseldorf Maler zu werden“.

Über die hannoversche Zeit hat mein Onkel außer in seiner kurzen Selbstbiographie bei Gelegenheit der Jubelfeier der Technischen Hochschule im Jahre 1906 sich in folgenden Aufzeichnungen geäußert: „Die Polytechnische, wie man ehedem sagte, habe auch ich mal besucht. Wann war es nur gleich? Die Grundmauern des Theaters stiegen eben aus der Erde herauf, als ich vom Direktor Glünder mich prüfen ließ. Die Prüfung fiel kümmerlich aus; aber er meinte, wir wollen's versuchen. Damals ging so was noch. Ich war 16 Jahre alt, und da ich vom Lande eine gewisse Schüchternheit mitgebracht hatte, die mich nie eine Stunde versäumen ließ, so gingen meine Studien, besonders im Zeichnen, Modellieren und in den Elementen auch ganz leidlich voran. Anfangs wohnte ich auf der Schmiede-

straße bei lieben Verwandten; nachher zog ich wo anders hin; denn wer sich im Rauchen und Biertrinken übt, will einen eigenen Hausschlüssel haben.

Das Jahr 48 machte bedenklichen Lärm. Um den Wall die Ketten verschwanden. Aus uns Polytechnikern wurden Kompanien gebildet unter Führung der Lehrer. Den Stock in der Hand, eine weiße Binde um den Arm, zogen wir durch die Straßen und riefen den Frauen „Guten Abend, Bürgerin" zu. Nur waren wir, als Schergen der Ordnung, beim „Volke" recht unbeliebt. Aus den Hausthüren im Rösehof gossen unsichtbare Hände uns Schmutzwasser an die Beine.



Selbstbildnis.
(Bleifederzeichnung im Besitz des Herrn Prof. Bodo Ebhardt in Berlin.)

Bald kriegten wir Waffen; alte Steinschloßflinten, die Ohrfeigen austheilten und die Gesichter mit Pulverdampf schwärzten, wenn wir draußen an der Schwedenschanze im Feuer exerzierten.

Unsere Uniform war bloß kurz angedeutet durch eine Mütze mit schwarzrotgoldenem Streif drumherum. Das dreikantige Bajonett, im Bandelier zu tragen, diente als furchtbares Seitengewehr.

Meine Kompanie hatte die Ehre, als erste die Hauptwache am Markt abzulösen.

Freundlich grinsend standen uns die Soldaten gegenüber. Sie hinterließen uns munter belebte Matratzen zur behaglichen Ruhestatt.

Daß man uns keine scharfen Patronen anvertraute, war ärgerlich. Einstmals, während der Nacht, hatten wir an der Ecke der Ballhof- und Knochenhauerstraße eine leichte Barrikade zu nehmen. Oben aus der Herberge flogen Backsteine herunter, unten bewarf uns von weitem die verwegene Menge. Vergebens verfolgten wir sie. Schießen konnten wir nicht. Da sprang ein langer Kollege, der die Geduld verlor, aus dem Gliede voran und pickte einem Kerl das Bajonett durch die Hose, daß er bölkte wie ein Ochse. Im Lindener Spital hat man ihn wieder kuriert. Und dies, so viel mir bekannt, ist unserseits die einzige grausame Blutthat während der ganzen Revolution.

Übrigens gab es unruhige Geister auch in unserer eigenen Mitte. Sie brachten dem Direktor Karmarsch, ich weiß nicht warum, eine Katzenmusik. Für die Radaumacher schloß man die Schule. Für uns anderen, die brav gewesen, ging der Unterricht weiter. Allmählich kamen die schwierigen Fächer an die Reihe. Vor allem die Voraussetzungen der höheren Mathematik, von denen Berkeley behauptet, sie wären shocking to good sense und deren hohe Bedeutung ich erst später erkannte, machten mich stutzig. Mein Eifer erlahmte. Auf Anrathen des Malers Klemme ging ich bis auf weiteres nach Düsseldorf zur Akademie."

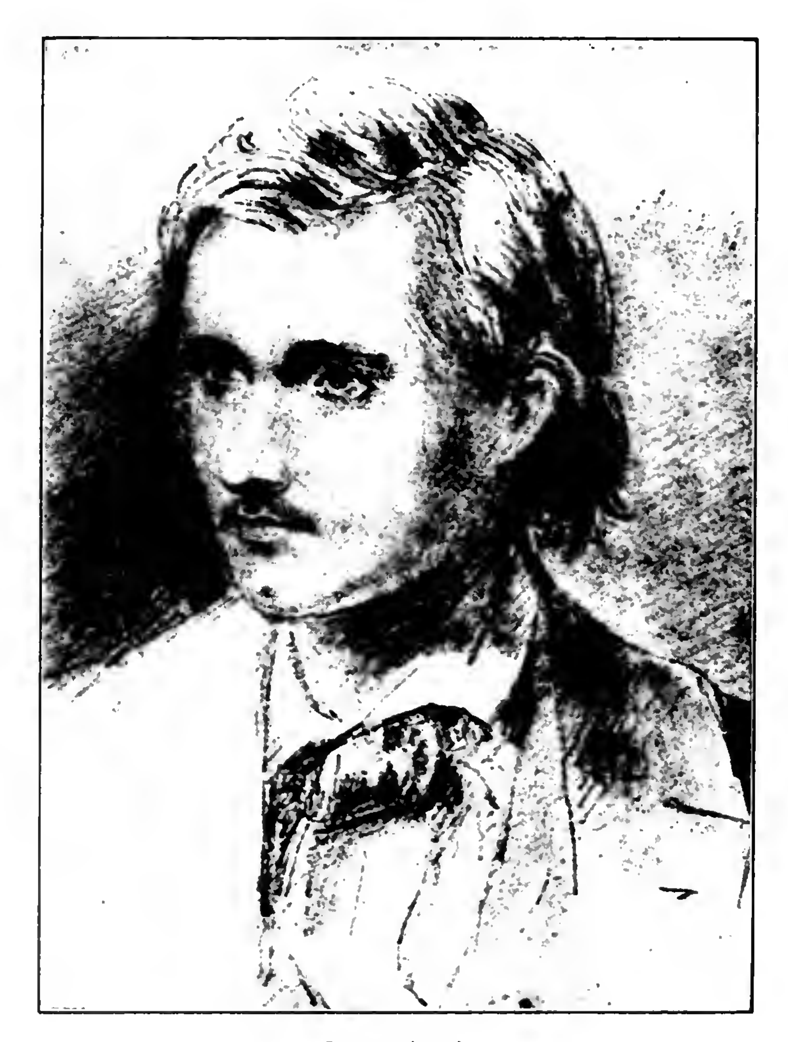
Bemerkenswert ist noch, daß mein Onkel in Hannover zum ersten und einzigen Mal ein Bild ausgestellt hat, während er nach Angaben von den Hochschulen in Hannover, Düsseldorf, Antwerpen und München sonst nie dergleichen getan, auch nie eine Preisarbeit eingereicht hat. In Hannover aber stellte er eine Zeichnung aus, die in einer an Richter oder Schwind sich anlehnenden Manier das Märchen Dornröschen behandelt; der Entwurf, in feinster Bleifederzeichnung, ist noch in unserem Besitz. Wo der farbig ausgeführte Karton selber sich befindet, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Mein Onkel hat ihn damals nach seiner Angabe der Familie Ebhardt geschenkt. Aus der hannoverschen Zeit, Februar 1851, stammt auch der erste noch erhaltene humoristische Versuch, eine Prosaerzählung „Ein Tag wie alle anderen aus dem Leben zweier Junggesellen".

Von Düsseldorf, wo er von Ostern 1851 bis Ostern 1852 studierte, erzählte mein Onkel durchweg am wenigsten. Nur wie gleich das Maifest des Malkastens ihn begeistert und wie ein damals viel besprochenes Gemälde, die Spieler von Knaus, großen Eindruck auf ihn gemacht. Vor wenig Jahren fuhr er um dieses Bildes willen nochmal nach Düsseldorf, meinte aber, er oder das Bild müßte sich sehr verändert haben. Von großem Interesse war für ihn, den Protestanten, das erste eingehendere Bekanntwerden mit dem Katholizismus im Rheinland. Er hörte die Missionspredigten des Paters Roo und erzählte noch manches von dessen derber, volkstümlicher Beredsamkeit. So habe er gegen das Duell in einer Predigt über das 5. Gebot geeifert: „Wenn die Messer so lang sind — dabei zeigte er seine Hand — dann sind's dumme rohe Bauernlackl; wenn sie aber so lang sind — dabei reckte er seinen Arm — dann sind's feine Kavaliere". Zwischendurch hätte er seinen Kopf, der so rund und blank wie eine Billardkugel gewesen, mit einem roten Schnupftuch poliert.

Von Altersgenossen aus der Düsseldorfer Zeit wird Wilhelm Busch als ein ernster,

straße bei lieben Verwandten; nachher zog ich wo anders hin; denn wer sich im Rauchen und Biertrinken übt, will einen eigenen Hausschlüssel haben.

Das Jahr 48 machte bedenklichen Lärm. Um den Wall die Ketten verschwanden. Aus uns Polytechnikern wurden Kompanien gebildet unter Führung der Lehrer. Den Stock in der Hand, eine weiße Binde um den Arm, zogen wir durch die Straßen und riefen den Frauen „Guten Abend, Bürgerin" zu. Nur waren wir, als Schergen der Ordnung, beim „Volke" recht unbeliebt. Aus den Hausthüren im Röselhof gossen unsichtbare Hände uns Schmutzwasser an die Beine.



Selbstbildnis.
(Bleifederzeichnung im Besitz des Herrn Prof. Bodo Ebhardt in Berlin.)

Bald kriegten wir Waffen; alte Steinschloßflinten, die Ohrfeigen austheilten und die Gesichter mit Pulverdampf schwärzten, wenn wir draußen an der Schwedenschanze im Feuer exerzierten.

Unsere Uniform war bloß kurz angedeutet durch eine Mütze mit schwarzrotgoldenem Streif drumherum. Das dreikantige Bajonett, im Bandelier zu tragen, diente als furchtbares Seitengewehr.

Meine Kompanie hatte die Ehre, als erste die Hauptwache am Markt abzulösen.

Freundlich grinsend standen uns die Soldaten gegenüber. Sie hinterließen uns munter belebte Matratzen zur behaglichen Ruhestatt.

Daß man uns keine scharfen Patronen anvertraute, war ärgerlich. Einstmals, während der Nacht, hatten wir an der Ecke der Ballhof- und Knochenhauerstraße eine leichte Barrikade zu nehmen. Oben aus der Herberge flogen Backsteine herunter, unten bewarf uns von weitem die verwegene Menge. Vergebens verfolgten wir sie. Schießen konnten wir nicht. Da sprang ein langer Kollege, der die Geduld verlor, aus dem Gliede voran und pickte einem Kerl das Bajonett durch die Hose, daß er bölkte wie ein Ochse. Im Lindener Spital hat man ihn wieder kuriert. Und dies, so viel mir bekannt, ist unserseits die einzige grausame Blutthat während der ganzen Revolution.

Übrigens gab es unruhige Geister auch in unserer eigenen Mitte. Sie brachten dem Direktor Karmarsch, ich weiß nicht warum, eine Katzenmusik. Für die Radaumacher schloß man die Schule. Für uns anderen, die brav gewesen, ging der Unterricht weiter. Allmählich kamen die schwierigen Fächer an die Reihe. Vor allem die Voraussetzungen der höheren Mathematik, von denen Berkeley behauptet, sie wären shocking to good sense und deren hohe Bedeutung ich erst später erkannte, machten mich stutzig. Mein Eifer erlahmte. Auf Anrathen des Malers Klemme ging ich bis auf weiteres nach Düsseldorf zur Akademie."

Bemerkenswert ist noch, daß mein Onkel in Hannover zum ersten und einzigen Mal ein Bild ausgestellt hat, während er nach Angaben von den Hochschulen in Hannover, Düsseldorf, Antwerpen und München sonst nie dergleichen getan, auch nie eine Preisarbeit eingereicht hat. In Hannover aber stellte er eine Zeichnung aus, die in einer an Richter oder Schwind sich anlehnenden Manier das Märchen Dornröschen behandelt; der Entwurf, in feinster Bleifederzeichnung, ist noch in unserem Besitz. Wo der farbig ausgeführte Karton selber sich befindet, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Mein Onkel hat ihn damals nach seiner Angabe der Familie Ebhardt geschenkt. Aus der hannoverschen Zeit, Februar 1851, stammt auch der erste noch erhaltene humoristische Versuch, eine Prosaerzählung „Ein Tag wie alle anderen aus dem Leben zweier Junggesellen".

Von Düsseldorf, wo er von Ostern 1851 bis Ostern 1852 studierte, erzählte mein Onkel durchweg am wenigsten. Nur wie gleich das Maifest des Malkastens ihn begeistert und wie ein damals viel besprochenes Gemälde, die Spieler von Knaus, großen Eindruck auf ihn gemacht. Vor wenig Jahren fuhr er um dieses Bildes willen nochmal nach Düsseldorf, meinte aber, er oder das Bild müßte sich sehr verändert haben. Von großem Interesse war für ihn, den Protestanten, das erste eingehendere Bekanntwerden mit dem Katholizismus im Rheinland. Er hörte die Missionspredigten des Paters Roo und erzählte noch manches von dessen derber, volkstümlicher Beredsamkeit. So habe er gegen das Duell in einer Predigt über das 5. Gebot geeifert: „Wenn die Messer so lang sind — dabei zeigte er seine Hand — dann sind's dumme rohe Bauernlackl; wenn sie aber so lang sind — dabei reckte er seinen Arm — dann sind's feine Kavaliere". Zwischendurch hätte er seinen Kopf, der so rund und blank wie eine Billardkugel gewesen, mit einem roten Schnupftuch poliert.

Von Altersgenossen aus der Düsseldorfer Zeit wird Wilhelm Busch als ein ernster,

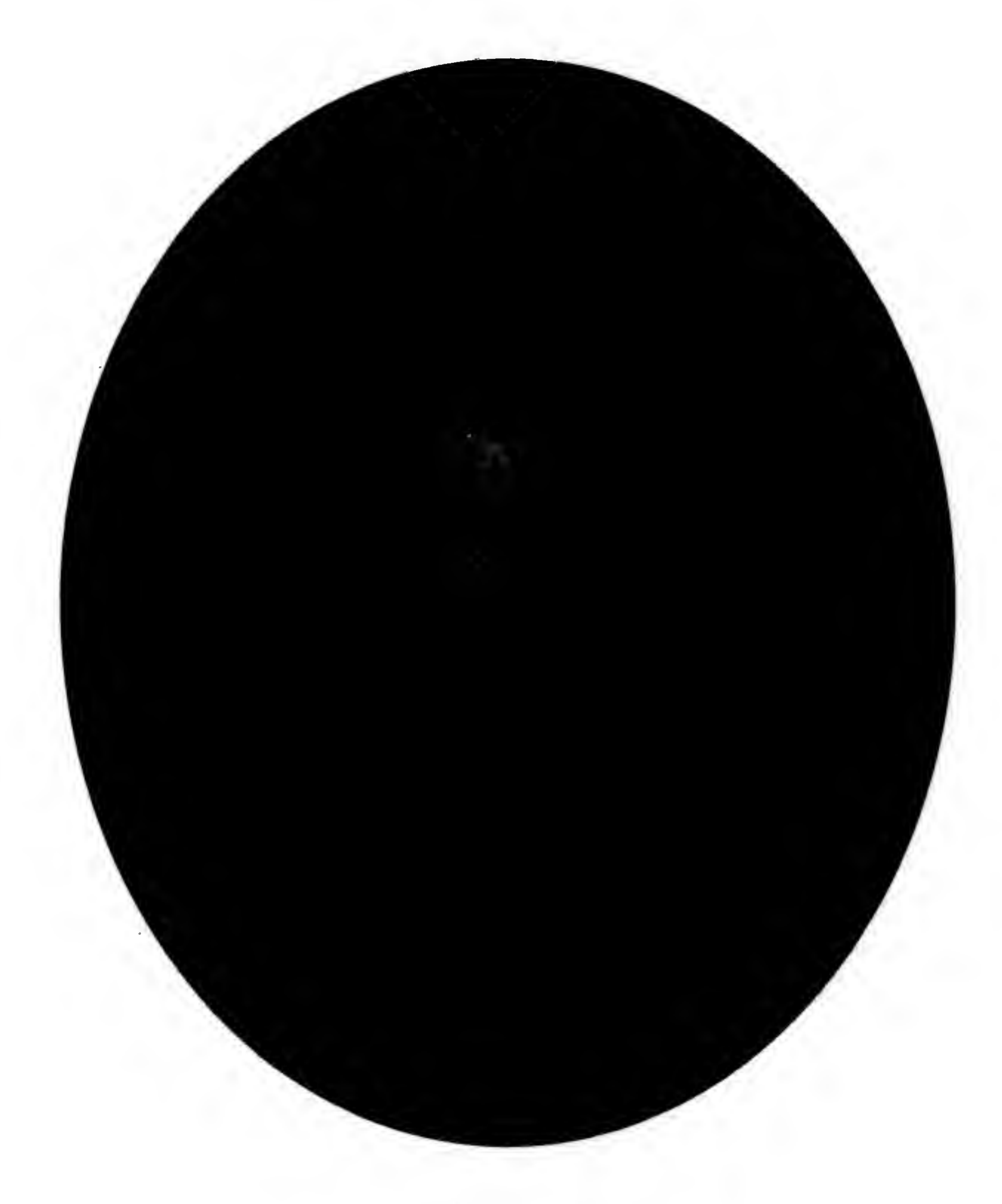


Buschs Zimmer in Düsseldorf (1851).

zurückhaltender Mensch geschildert, der wenig sprach, etwas Sarkastisches in seinen kurzen Bemerkungen an sich hatte, recht fleißig war und im Antikensaal seine Studien in strenger konturierter Weise zeichnete. Mit dem späteren Düsseldorfer Genre- und Porträtmaler E. Schultz-Briesen war er in Düsseldorf und Antwerpen eng befreundet; er brachte in dessen Familie auf einem Landgut in der Nähe wiederholt die Ferien zu und erregte schon da durch Zeichnen von Karikaturen Aufsehen. (Seite 19.)

Schultz-Briesen und Klemme, die inzwischen nach Antwerpen gegangen waren, zogen ihren Freund Busch dorthin nach. Außer ihnen gehörten noch Moritz Delfs und Ernst Stückelberg zu dem kleinen Kreise gleichgesinnter Studiengenossen. Wie bedeutungsvoll und entscheidend für die künstlerische Entwicklung meines Onkels das eine Jahr von Ostern 1852 bis Ostern 1853 geworden ist, sagt er selber in seinem „Was mich betrifft“: „In Antwerpen sah ich zum ersten Mal in meinem Leben die Werke alter Meister; Rubens, Brouwer, Teniers; später Frans Hals. Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung, die nicht patzt und kratzt und schabt, diese Unbefangenheit eines guten Gewissens, welches nichts zu vertuschen braucht, dabei der stoffliche Reiz eines schimmernden Juwels, haben für immer meine Liebe und Bewunderung gewonnen, und gern verzeih ich's ihnen, daß sie mich zu sehr geduckt haben, als daß ich's je recht gewagt hätte, mein Brod mit Malen zu verdienen, wie manch anderer auch. Die Versuche freilich sind nicht ausgeblieben; denn geschafft muß werden, und selbst der Taschendieb geht täglich auf Arbeit aus; ja, ein wohlmeinender Mitmensch darf getrost voraussetzen, daß diese Versuche, deren Resultate zumeist für mich abhanden gekommen, sich immerfort durch die Verhältnisse hindurchziehen,





Selbstbildnis.
(Kreidezeichnung.)



Buschs Zimmer in Düsseldorf (1851).

zurückhaltender Mensch geschildert, der wenig sprach, etwas Sarkastisches in seinen kurzen Bemerkungen an sich hatte, recht fleißig war und im Antikensaal seine Studien in strenger konturierter Weise zeichnete. Mit dem späteren Düsseldorfer Genre- und Porträtmaler E. Schultz-Briesen war er in Düsseldorf und Antwerpen eng befreundet; er brachte in dessen Familie auf einem Landgut in der Nähe wiederholt die Ferien zu und erregte schon da durch Zeichnen von Karikaturen Aufsehen. (Seite 19.)

Schultz-Briesen und Klemme, die inzwischen nach Antwerpen gegangen waren, zogen ihren Freund Busch dorthin nach. Außer ihnen gehörten noch Moritz Delfs und Ernst Stückelberg zu dem kleinen Kreise gleichgesinnter Studiengenossen. Wie bedeutungsvoll und entscheidend für die künstlerische Entwicklung meines Onkels das eine Jahr von Ostern 1852 bis Ostern 1853 geworden ist, sagt er selber in seinem „Was mich betrifft": „In Antwerpen sah ich zum ersten Mal in meinem Leben die Werke alter Meister; Rubens, Brouwer, Teniers; später Frans Hals. Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung, die nicht patzt und kratzt und schabt, diese Unbefangenheit eines guten Gewissens, welches nichts zu vertuschen braucht, dabei der stoffliche Reiz eines schimmernden Juwels, haben für immer meine Liebe und Bewunderung gewonnen, und gern verzeih ich's ihnen, daß sie mich zu sehr geduckt haben, als daß ich's je recht gewagt hätte, mein Brod mit Malen zu verdienen, wie manch anderer auch. Die Versuche freilich sind nicht ausgeblieben; denn geschafft muß werden, und selbst der Taschendieb geht täglich auf Arbeit aus; ja, ein wohlmeinender Mitmensch darf getrost voraussetzen, daß diese Versuche, deren Resultate zumeist für mich abhanden gekommen, sich immerfort durch die Verhältnisse hindurchziehen,





Selbstbildnis.
(Kreidezeichnung.)

welche mir schließlich meinen bescheidenen Platz anwiesen." Diese jetzt an die Öffentlichkeit gekommenen „Versuche", Ölbilder und Skizzen, zeigen anschaulich und deutlich, was die alten Holländer ihm waren. Unter den wenigen Bildern, die sein einfaches Zimmer in Mechtshausen schmückten, waren Photographien nach Rubens und Hals ihm die liebsten. Eine französisch geschriebene Geschichte „Les artistes de Harlem" von van der Willigen hatte mein Onkel mit Interesse gelesen; während ihm ein Gerede über Kunst und Künstler in der Seele zuwider war, fand er hier viele Tatsachen mitgeteilt, aus einem reichen Urkundenmaterial, aus Rechnungen und Tagebüchern der Künstler. Er sah auch daraus, wie schnell und flott sie ihre bedeutendsten Werke geschaffen, wie kümmerlich aber die meisten bezahlt wurden, noch dazu, wenn man die jetzigen Preise für ihre Bilder kennte.



Düsseldorf 1851.
(Blume und Gärtner.)

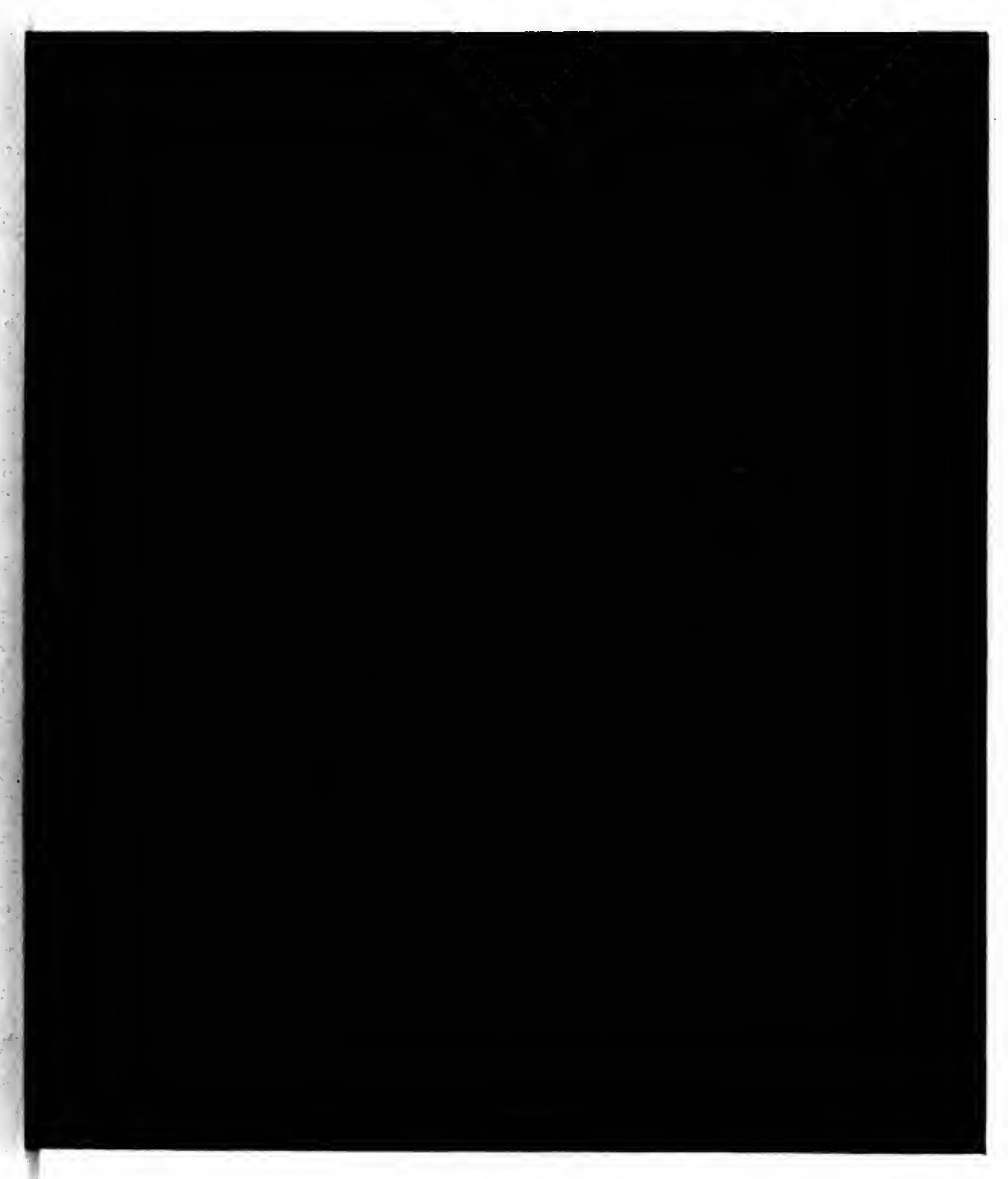
Das älteste Antwerpener Skizzenbuch zeigt auf manchen Blättern, wie Wilhelm Busch schon damals seine Art zu zeichnen anfing; auch Karikaturen finden sich darin. Leider konnte ich über den deutschen Künstlerverein, der 1852 dort aus einigen Malern, aus politischen Flüchtlingen und Auswanderungsagenten bestand, nichts Näheres mehr erfahren. Mein Onkel hat ihn, wenn auch nur selten, besucht und für die Kneipzeitung einige Scherze wohl schon in der späteren Münchner Art geliefert. Jedenfalls ist es danach, sowie nach unserer ganzen Kenntnis seiner künstlerischen Entwicklung und Arbeit völlig verkehrt, wenn neuerdings bei Gelegenheit der Ausstellungen seiner Ölbilder gesagt wurde: als er zur Malerei nicht die Kräfte in sich fühlte, hätte er zum Zeichenstift gegriffen. Wie weiter gezeigt werden wird, ist beides, Zeichnen und Malen, stets nebeneinander hergegangen.

Am Ende seines Aufenthaltes in Antwerpen erkrankte er und wurde von seinen Wirtsleuten „Jan und Mie" treulich gepflegt. Kaum wieder hergestellt, machte er sich auf die Heimreise, im offenen Eisenbahnwagen, wie sie damals in den unteren Klassen ähnlich den offenen Sommerwagen unserer Straßenbahnen noch eingerichtet

waren. In Preußisch-Minden, dicht vor dem Ziel, wollte ihn noch das böse Geschick der Kleinstaaterei ereilen; er hatte keinen Paß bei sich und sollte deshalb arretiert werden. Der ihm bekannte Bahnhofsvorsteher, auf den er sich berief, war gerade beurlaubt. Da, als sich der Zug schon in Bewegung setzte und ihn der preußische Scherge einen Augenblick unbeachtet ließ, sprang er in den letzten Wagen und enteilte so in das nahe bückeburgische „Ausland".



Nun blieb mein Onkel eineinhalb Jahre lang den Studien der Hochschule fern, zunächst um sich im Elternhaus in Wiedensahl gründlich von seiner Krankheit zu erholen und bald die alte Frische und körperliche Gesundheit wieder zu gewinnen. Zwischendurch reiste er 1853 und Sommer 1854 wiederholt nach Lüethorst und hielt sich auch bei Verwandten in Hameln auf. Die Skizzenbücher jener Zeit enthalten Darstellungen aus Wiedensahl, aus dem Wesertal, Typen von bückeburgischen und hessischen Bauern, wie er sie im elterlichen und in dem Kaufmannshause des Onkels in Hameln sah. (Seite 20 bis 28.) Die Mußezeit in Lüethorst benutzte er, um

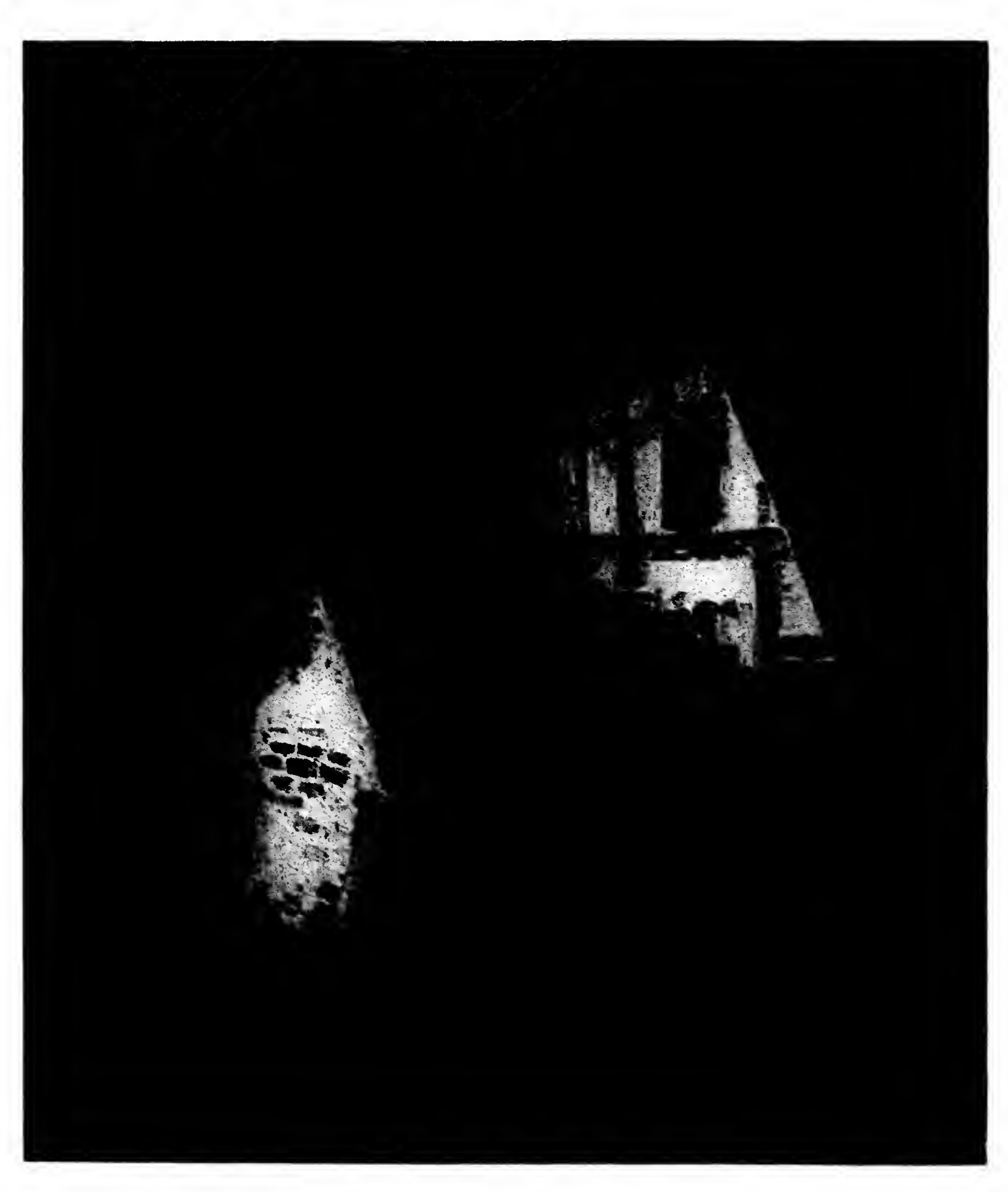


Bauernhaus mit Backofen in Wiedensahl (Ölbild)
(um 1860)

waren. In Preußisch-Minden, dicht vor dem Ziel, wollte ihn noch das böse Geschick der Kleinstaaterei ereilen; er hatte keinen Paß bei sich und sollte deshalb arretiert werden. Der ihm bekannte Bahnhofsvorsteher, auf den er sich berief, war gerade beurlaubt. Da, als sich der Zug schon in Bewegung setzte und ihn der preußische Scherge einen Augenblick unbeachtet ließ, sprang er in den letzten Wagen und enteilte so in das nahe bückeburgische „Ausland".



Nun blieb mein Onkel eineinhalb Jahre lang den Studien der Hochschule fern, zunächst um sich im Elternhaus in Wiedensahl gründlich von seiner Krankheit zu erholen und bald die alte Frische und körperliche Gesundheit wieder zu gewinnen. Zwischendurch reiste er 1853 und Sommer 1854 wiederholt nach Lüethorst und hielt sich auch bei Verwandten in Hameln auf. Die Skizzenbücher jener Zeit enthalten Darstellungen aus Wiedensahl, aus dem Wesertal, Typen von bückeburgischen und hessischen Bauern, wie er sie im elterlichen und in dem Kaufmannshause des Onkels in Hameln sah. (Seite 20 bis 28.) Die Mußezeit in Lüethorst benutzte er, um



Bauernhaus mit Backofen in Wiedensahl (Ölbild)
(um 1860)



seine Bienenstudien unter kundiger Anleitung gründlicher fortzusetzen. Besonders aber sammelte er in diesen Jahren in der Heimat Geschichten „ut ôler welt“, d. h. aus alter Zeit, wie er selber sie nennt. In sorgfältig geschriebenen Manuskripten sind diese Sachen, Märchen, Sagen, Volkslieder, Reime und Sprüche in großer Zahl von meinem Onkel damals zusammengestellt. Er hat, auch später noch, vorgehabt, sie herauszugeben und schon ein Titelblatt zu den Volksmärchen gezeichnet. Dann fand er bei den Brüdern Grimm und anderen ähnlichklingende Erzählungen und meinte,



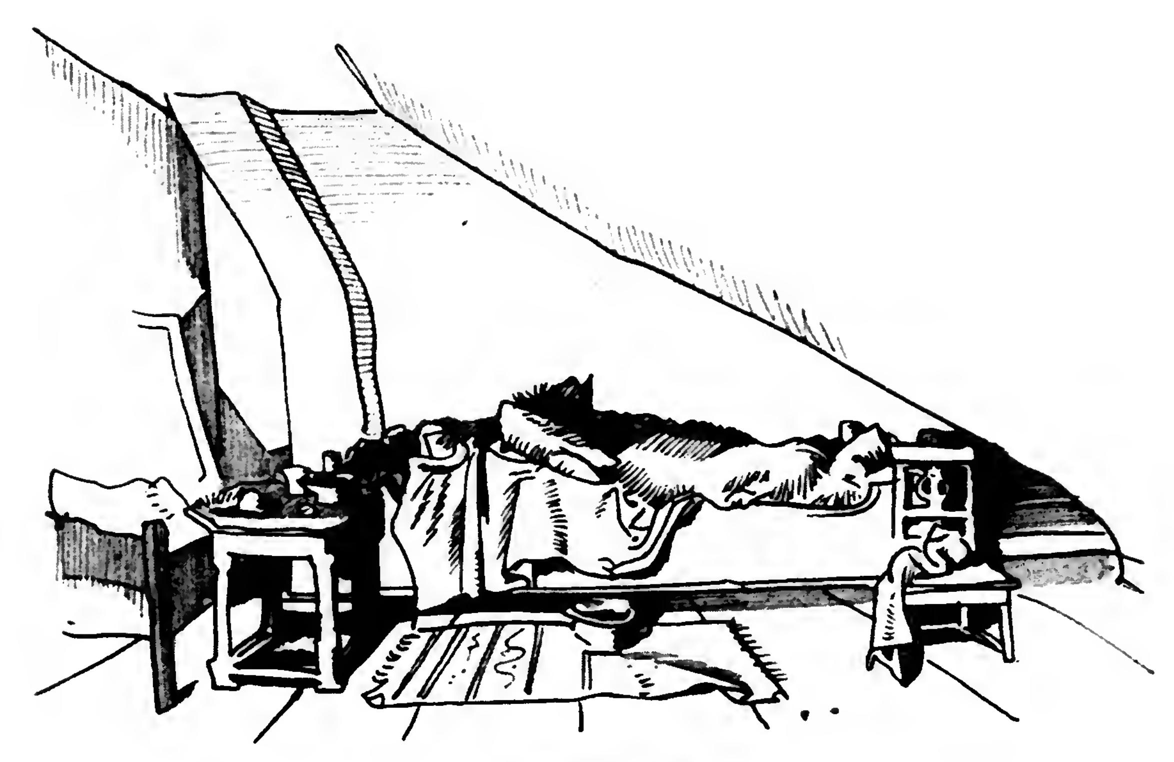
1855. Bei Hameln (Hess. Oldendorf).

die von ihm gesammelten hätten deshalb keinen Wert. Erst später sagte er sich, daß vielleicht gerade die Wiedensahler Abweichungen und Besonderheiten Interesse haben könnten. Doch fehlte ihm da die Lust zu dieser Arbeit, und erst in Mechtshausen ist er dazu gekommen, einige wenige Stoffe im Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung zu veröffentlichen. Die alten Manuskripte wollte er, wie so vieles andere vernichten, und nur mit Mühe habe ich sie dieser Bestimmung entreißen können. Wenn sich bei genauer Prüfung eine wertvolle Auswahl ergibt, sollen diese Geschichten „ut ôler welt“ demnächst noch herausgegeben werden.

Die ältesten in unserem Besitz befindlichen Ölbilder sind, wie mit ziemlicher Sicherheit nachzuweisen ist, auch in jener Mußezeit zwischen Antwerpen und München entstanden, während mehrere, von meinem Onkel datierte, erst in Brannenburg gemalt sind.



Apotheker K. in Wiedensahl.



Wiedensahl 1856.

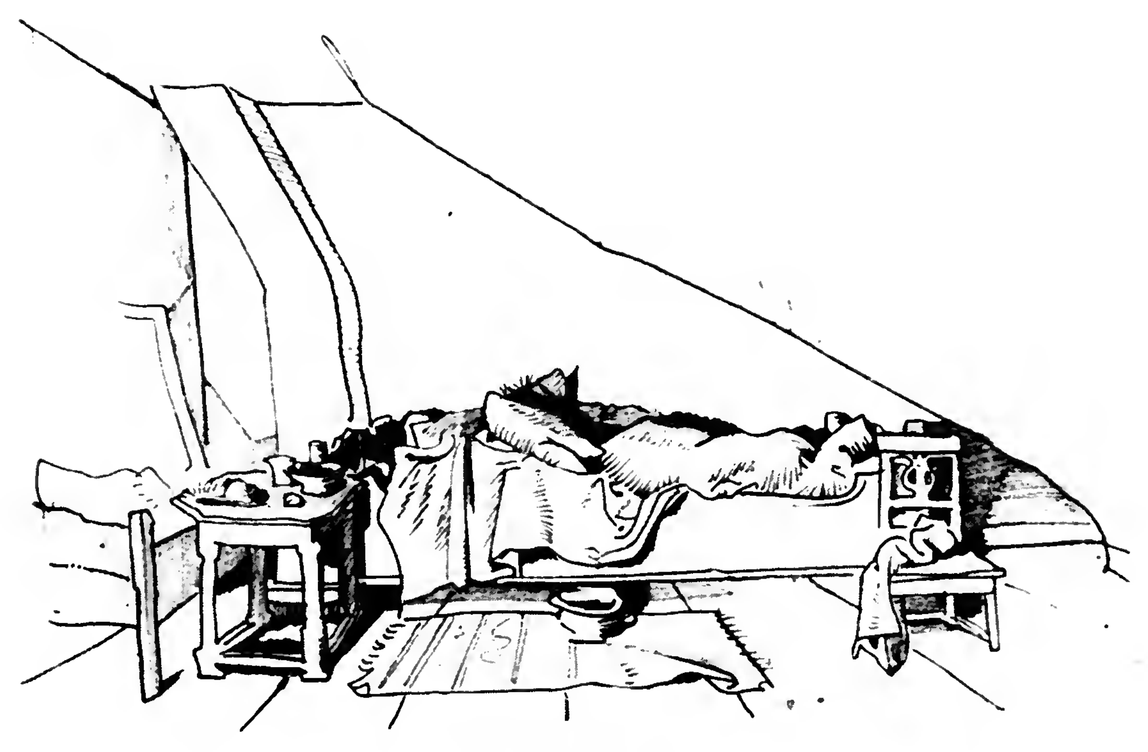
Im Herbst 1854 begab sich mein Onkel nach München. Bei den amtlichen Akten der dortigen Königlichen Akademie befindet sich nur sein Aufnahmegesuch mit den Personalangaben und die von dem Direktor W. von Kaulbach am 25. November 1854 unterzeichnete Bezeugung, „daß Wilhelm Busch aus Wiedensaal in Hannover definitiv in die technische Malklasse aufgenommen wurde". — Es ist aus seinen eigenen Bemerkungen und den Aufzeichnungen, die Pixis, sein Alters- und Studiengenosse, gelegentlich des 70. Geburtstages veröffentlichte, zur Genüge bekannt, daß Wilhelm Busch sich in die damalige Münchner Kunstrichtung nicht hineinfinden konnte, daß er keiner der verschiedenen Schulen bei Ph. Foltz, Schmied, Schraudolph und anderen sich anschloß. Was er eigentlich trieb, sagt Pixis, das wußte niemand. Bekam er in seiner Wohnung unerwartet Besuch, so verschwand gewöhnlich irgend etwas in seiner Tischschublade, ohne daß jemand wissen konnte, was es war, ob ein angefangenes Gedicht oder eine in Arbeit befindliche Skizze oder eine Regensburger Wurst, die er vor dem eintretenden Freunde retten wollte. Bei den sonntäglichen Fußwanderungen in das Isar- oder Würmtal oder an den Starnberger See hatte Busch meist ein Notizbüchlein bei sich; bald fielen ihm ein paar Verse ein, bald skizzierte er irgend einen Gegenstand mit wenigen Strichen. Ebenso







Apotheker K. in Wiedensahl.



Wiedensahl 1856.

Im Herbst 1854 begab sich mein Onkel nach München. Bei den amtlichen Akten der dortigen Königlichen Akademie befindet sich nur sein Aufnahmegesuch mit den Personalangaben und die von dem Direktor W. von Kaulbach am 25. November 1854 unterzeichnete Bezeugung, „daß Wilhelm Busch aus Wiedensaal in Hannover definitiv in die technische Malklasse aufgenommen wurde". — Es ist aus seinen



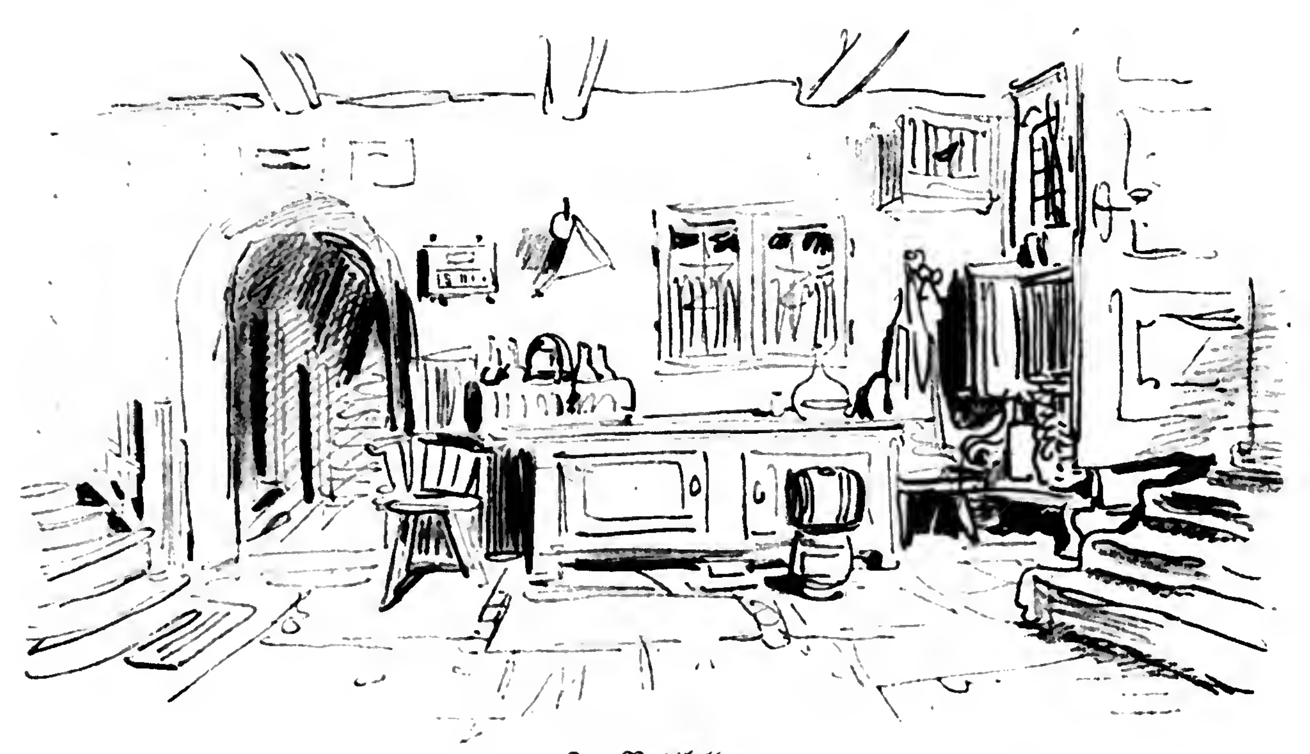
eigenen Bemerkungen und den Aufzeichnungen, die Pixis, sein Alters- und Studiengenosse, gelegentlich des 70. Geburtstages veröffentlichte, zur Genüge bekannt, daß Wilhelm Busch sich in die damalige Münchner Kunstrichtung nicht hineinfinden konnte, daß er keiner der verschiedenen Schulen bei Ph. Foltz, Schmied, Schraudolph und anderen sich anschloß. Was er eigentlich trieb, sagt Pixis, das wußte niemand. Bekam er in seiner Wohnung unerwartet Besuch, so verschwand gewöhnlich irgend etwas in seiner Tischschublade, ohne daß jemand wissen konnte, was es war, ob ein angefangenes Gedicht oder eine in Arbeit befindliche Skizze oder eine Regensburger Wurst, die er vor dem eintretenden Freunde retten wollte. Bei



den sonntäglichen Fußwanderungen in das Isar- oder Würmtal oder an den Starnberger See hatte Busch meist ein Notizbüchlein bei sich; bald fielen ihm ein paar Verse ein, bald skizzierte er irgend einen Gegenstand mit wenigen Strichen. Ebenso



Bückeburger Bauer.



Im Ratskeller.



Bückeburger Bauer.

war's bei dem Sommeraufenthalt im Gebirge, wobei besonders Brannenburg am Inn viel besucht wurde. Da schien er zu bummeln; wenn die anderen ihre Plätze aufsuchten und anfingen zu malen, lag er behaglich im Gras, rauchte sein Pfeifchen und machte seine scharfen Bemerkungen und Witze, während den Akademikern der Schweiß von der Stirne rann. Doch wanderte ganz verstohlen sein Büchlein aus der Tasche und, wenn es wieder hineinglitt, war einer oder der andere darin festgenagelt. Diese Karikaturen tauchten dann in München wieder auf, wenn sich dort die Mitglieder des Vereins „Jung-München“ wieder zusammenfanden.*

* Seite 34, 35, 36, 38, 39. Die 5 Bilder auf Seite 34, 35, 38, 39, 44 oben sind dem Karikaturenbuch entnommen. S. Kunst für Alle XVII. 14.

Diesem Verein hatte sich Busch gleich nach seiner Ankunft angeschlossen; noch im November wurde er formell als Mitglied aufgenommen. Auf die Teilnahme an diesem Vereinsleben und die Mitwirkung an den mannigfachen Veranstaltungen Jung-Münchens scheint sich in den ersten vier Münchner Jahren das an die Öffentlichkeit tretende Arbeiten meines Onkels beschränkt zu haben.* Jung-München war eine rein gesellige Vereinigung und nicht eine Künstlergenossenschaft zu gemeinsamen Studien, wie sie sich später vielfach gebildet haben. Es gehörten Maler, Bildhauer, Musiker und andere künstlerisch Schaffende und Interessierte zu ihren Mitgliedern, von denen neben Pixis noch Fritz Lossow, Wilhelm Diez, Rögge, Stöger, von Angeli, Krempelsetzer, der Vereinskomponist, und Bassermann, der spätere Verleger Buschs, genannt sein mögen. Eine hervorragende Rolle in der Organisation des Vereins hat Busch nie gespielt; nur ungern übernahm er eins der Ämter, meist nur als Ersatzmann; einer seiner Anträge, der aber abgelehnt wurde, ging dahin, die Gliederung des Vereins mit Vorstand, Ausschuß u. dgl. zu vereinfachen, für die Sitzung jedesmal einen Sprecher zu wählen und die Vertretung nach außen durch einen Schriftführer besorgen zu lassen. Auch der eigentliche Vereinsdichter, wie man vermuten könnte, ist Busch nicht gewesen; er hat anderen, besonders dem sehr produktiven Stöger, gern den Vortritt gelassen. In der Kneipzeitung, die nicht mit dem Karikaturenbuch identisch ist, sind gar keine Beiträge seiner Hand erhalten. Diese Kneipzeitung Jung-Münchens, der Beiwagen genannt, „weil sie dem Kneipwart als Substitut zur Seite gestellt wurde", entstand überhaupt erst im Jahre 1863, als schon unter der Führung von Wilh. Diez und Wilh. Busch die Sezession vom Kappler, dem alten Kneiplokal, zum Lettenbauer stattgefunden hatte. Diese Sezessionisten gaben gegen den „Beiwagen" gleich eine andere Kneipzeitung heraus, die aber auch nur wenige Artikel von Busch enthält; es war dies der „Knotenstock, ein christlich-politisches Tendenzblatt mit Illustrationen". Diez hatte ein satirisches Blatt dafür gezeichnet, wie der Beiwagen auf einem Gebirgspasse umzukippen droht, als ihm zwei mit Knotenstöcken bewaffnete Handwerksburschen, Heinel und Busch, in den Weg treten, so daß die Pferde scheuen.



Daß Busch als Redner sich nicht hervorgetan hat, dagegen schon damals durch seine epigrammatischen, sarkastischen Zwischenbemerkungen und durch sein Augenzwinkern bekannt war — wie es in einem Berichte heißt, „ja, schau mich nur an, Busch, zwinkere nur immerhin mit den Augen" — sei nur kurz erwähnt. Außer den zahlreichen Beiträgen für das Karikaturenbuch Jung-Münchens hat er für die mannigfachen geselligen Veranstaltungen des Vereins, — Tanzabende, Karnevalsfeiern, Maienfahrten, operettenhafte Theateraufführungen — Stoffe und Stücke geliefert; er hat Theaterzettel gezeichnet, so zu dem Ritterrührstück von Stöger „Das graue

* Diese Angaben verdanke ich zum größten Teil der liebenswürdigen Vermittlung des Herrn Baron v. Cederström, der mir die Aufzeichnungen des historischen Archivs zugänglich machte.

Geheimniß", „Das verrätherische Frühstück", „Das gebackene Herz" (1859), „Heinz von Höllenstein" (1860). (Seite 40, 41.) Bei einer Tanzunterhaltung wurde ein Zug mit Blumenausteilung veranstaltet; die dabei von den Blumen zu sprechenden Verse waren von Busch gedichtet. Als „dem jüngsten Jung-Münchner", dem Kinde des in Reichenberg i. B. lebenden Mitgliedes Sachers als Patengeschenk ein Becher gestiftet wurde, erhielt Busch den Auftrag, einen Entwurf dafür anzufertigen. (Seite 45.) — An größeren Arbeiten schuf er in jener Zeit mit Krempelsetzer als Komponisten zusammen die Operetten „Liebestreue und Grausamkeit" (1860), „Schuster und Schneider" (1862) und die am Residenztheater allerdings wegen einiger Derbheiten nur einmal aufgeführte Operette „Der Vetter".



Bei den von Jung-München damals veranstalteten Festen waren die ersten Namen der dortigen Künstlerwelt unter den Zuschauern und Zuhörern vertreten; die Spitzen der Gesellschaft, Mitglieder des Hofes zählten zu dem eifrig applaudierenden Auditorium. Die glänzendste Veranstaltung dieser Art und das Ereignis jener Karnevalszeit war der Märchen-Maskenball im Jahre 1862, und der eigentliche spiritus rector desselben war Busch. Der ganze Entwurf des großartig angelegten Festes stammte von ihm; in alten Aufzeichnungen, die ich von ihm erhielt, die eine Mitteilung und Aufforderung zur Teilnahme an das größere Publikum Münchens enthalten, äußert er sich selbst dazu folgendermaßen: „Getrieben von dem Verlangen, die seit Jahren unterbrochene Reihe größerer Künstlerfeste weiter fortzuführen und im Vertrauen auf die Theilnahme des Publikums haben wir's gewagt, für den nächsten Karneval ein ähnliches Fest zu unternehmen. Stoff und Grundlage dazu bot uns die deutsche Märchenwelt. — Wer kennt nicht das deutsche Märchen in seinem Bezuge auf Welt und Leben?! Wer hätte es nicht lieb gewonnen seit den Tagen frühester Jugend?! Im Schwanengewande der Phantasie trägt es uns fort zum fernen Morgenlande, wo der Graf von Gleichen die Liebe der schönen Sultanstochter gewinnt, oder es läßt sich nieder mit uns am lodernden Feuer des häuslichen Heerdes und erzählt uns von Aschenbrödels Leiden und Triumphen. Tief in der Einsamkeit des Waldes sehen wir Schneewittchen mit den sieben Zwergen; die Felsenpforten des Gebirges thun sich auf, von der Wunderblume berührt; Rübezahl erscheint, umgeben von kunstreichen Gnomen, den Hüthern der Erdschätze; wir tauchen



hinab auf den Grund der Ströme und Seen und betrachten die Wunder der Wasserwelt. — Dem Märchen ist nichts unmöglich; die Thiere nehmen die Sprache der Menschen an; der Wolf redet mit Rothkäppchen und der gestiefelte Kater gewinnt durch List seinem Herrn Hand und Herz der Prinzessin. — Diese verschiedenen Richtungen des Märchens gruppenweise in einem Zuge, dem ein kleines Singspiel als Einleitung vorangehen würde, zu vereinigen, ist der Gedanke, der uns beim Entwurfe des Festes geleitet hat." — Der Entwurf selber sieht vor, daß



Börries, der Gänsehirt.
Lüethorst.

man sich bei der Ausführung so viel wie möglich an schon bekannte künstlerische Darstellungen wie die von Schwind und Richter anschließen solle und enthält folgende Gruppen: I. Das deutsche Märchen in seinem besonderen Bezuge auf die Kinderwelt; dafür dient das Singspiel „Hansel und Grethel", schließend mit dem Hochzeitszuge des Prinzen. II. Das Märchen, wie es sich in ferne Gegenden verliert und an Abentheuer und Sage grenzt, in der Wechselwirkung zwischen abendländischem Ritterthum und Orient; im Vordergrund steht hier der Graf von Gleichen;



(Nach einer Photographie aus der Münchener Zeit.)

es schließen sich an die drei Rolands-knappen, Magier und Sterndeuter. III. Das Märchen in Bezug auf Haus und Familie; Aschenbrödel nach dem letzten der größeren Tableaus von Schwind. IV. Das Waldmärchen; Schneewittchen mit den sieben Zwergen und der Prinz mit seinem Jagdgefolge leiten hinüber zu den Wundern der Bergwelt, zu Rübezahl, dem die Gnomen mit Bergmannsgeräth, Karfunkeln und Edelsteinen folgen. Einer darunter könnte ein hübsches Wickelkind, ein anderer einen Wechselbalg tragen. V. Die Wasserwelt; die Nixenkönigin, getragen auf einem phantastisch mit Wasserpflanzen und Blumen dekorierten Thronsessel; ein Frosch als Zugführer voran und Frösche, die ihre Schleppe tragen und sie mit riesigen Blättern gegen die Sonne schützen; außerdem Irrlichter, Wassermänner, Fluß- und Meernixen in freiphantastischen Kostümen. VI. Das humoristische Märchen mit Einschluß des Thiermärchens; der gestiefelte Kater; Schwan kleb' an! Rothkäppchen; Swinegel und Hase; den Hasen vor sich hertreibend die sieben Schwaben. — Der Teufel und seine Großmutter schließen den Zug. —

So wurde im wesentlichen nach diesem Entwurfe der Märchen-Festzug ausgeführt. Das Singspiel „Hansel und Grethel" hatte Busch gedichtet und Krempelsetzer komponiert. Köstlich ist darin vor allem der Menschenfresser, „ein dicker Gourmand", geschildert; bei seinem Auftreten singt er die Klage:

Man hätte so gerne seine Ruh
Und raucht' eine Pfeife Toback dazu.
Gleich schreit der Doctor: Entweder — oder!
Spazieren oder das Leben verlieren!



(Nach einer Photographie a. d. Münchener Zeit.)

hinab auf den Grund der Ströme und Seen und betrachten die Wunder der Wasserwelt. — Dem Märchen ist nichts unmöglich; die Thiere nehmen die Sprache der Menschen an; der Wolf redet mit Rothkäppchen und der gestiefelte Kater gewinnt durch List seinem Herrn Hand und Herz der Prinzessin. — Diese verschiedenen Richtungen des Märchens gruppenweise in einem Zuge, dem ein kleines Singspiel als Einleitung vorangehen würde, zu vereinigen, ist der Gedanke, der uns beim Entwurfe des Festes geleitet hat." — Der Entwurf selber sieht vor, daß



Börries, der Gänsehirt.
Lüethorst.

man sich bei der Ausführung so viel wie möglich an schon bekannte künstlerische Darstellungen wie die von Schwind und Richter anschließen solle und enthält folgende Gruppen: I. Das deutsche Märchen in seinem besonderen Bezuge auf die Kinderwelt; dafür dient das Singspiel „Hansel und Grethel", schließend mit dem Hochzeitszuge des Prinzen. II. Das Märchen, wie es sich in ferne Gegenden verliert und an Abentheuer und Sage grenzt, in der Wechselwirkung zwischen abendländischem Ritterthum und Orient; im Vordergrund steht hier der Graf von Gleichen;



(Nach einer Photographie aus der Münchener Zeit.)

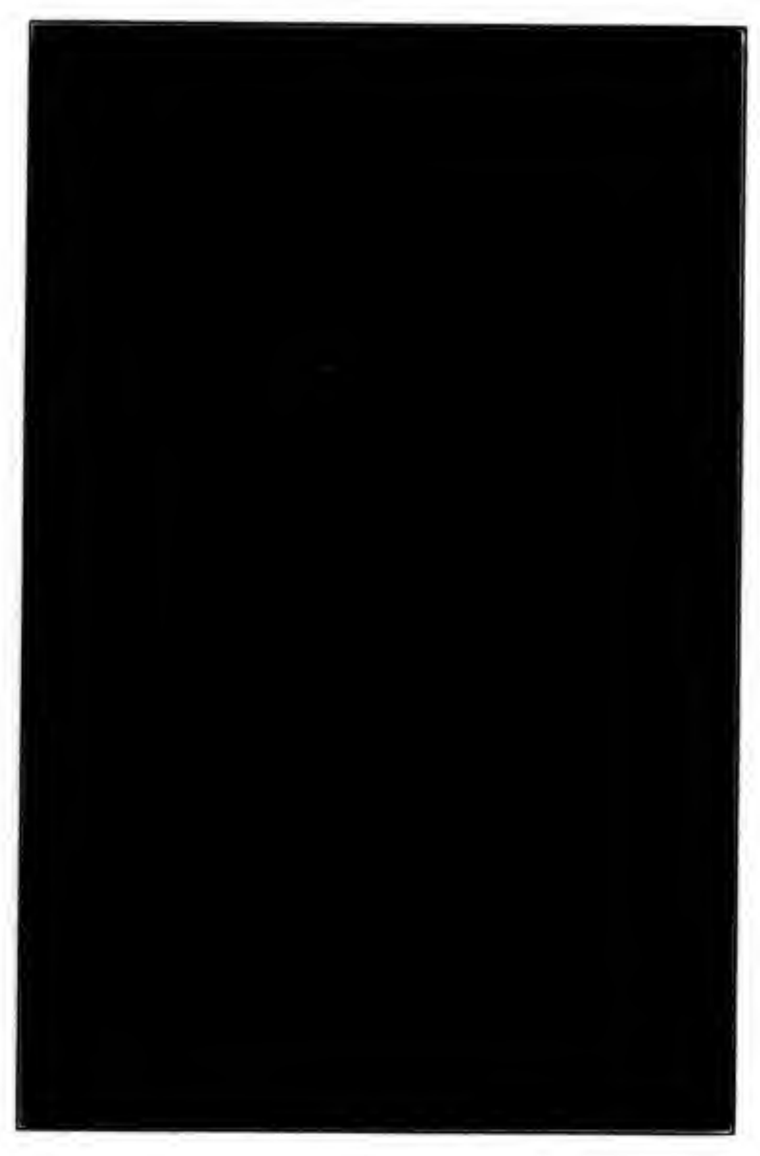
es schließen sich an die drei Rolands-knappen, Magier und Sterndeuter. III. Das Märchen in Bezug auf Haus und Familie; Aschenbrödel nach dem letzten der größeren Tableaus von Schwind. IV. Das Waldmärchen; Schneewittchen mit den sieben Zwergen und der Prinz mit seinem Jagdgefolge leiten hinüber zu den Wundern der Bergwelt, zu Rübezahl, dem die Gnomen mit Bergmanns-geräth, Karfunkeln und Edelsteinen folgen. Einer darunter könnte ein hübsches Wickelkind, ein anderer einen Wechselbalg tragen. V. Die Wasserwelt; die Nixenkönigin, getragen auf einem phantastisch mit Wasserpflanzen und Blumen dekorierten Thronsessel; ein Frosch als Zugführer voran und Frösche, die ihre Schleppe tragen und sie mit riesigen Blättern gegen die Sonne schützen; außerdem Irrlichter, Wassermänner, Fluß- und Meernixen in freiphantastischen Kostümen. VI. Das humoristische Märchen mit Einschluß des Thiermärchens; der gestiefelte Kater; Schwan kleb' an! Rothkäppchen; Swinegel und Hase; den Hasen vor sich hertreibend die sieben Schwaben. — Der Teufel und seine Großmutter schließen den Zug. —

So wurde im wesentlichen nach diesem Entwurfe der Märchen-Festzug ausgeführt. Das Singspiel „Hansel und Grethel" hatte Busch gedichtet und Krempelsetzer komponiert. Köstlich ist darin vor allem der Menschenfresser, „ein dicker Gourmand", geschildert; bei seinem Auftreten singt er die Klage:

Man hätte so gerne seine Ruh
Und raucht' eine Pfeife Toback dazu.
Gleich schreit der Doctor: Entweder — oder!
Spazieren oder das Leben verlieren!



(Nach einer Photographie a. d. Münchener Zeit.)



Brannenburg 1858. (Ölbild.)

Drum lauf, du dicker Fettwanst lauf!
Du dicker Fettwanst lauf!

Man äße gern so dann und wann,
So viel man eben essen kann.
Gleich schreit der Doctor . . .

Man tränke gern so dann und wann
So viel man eben trinken kann.
Gleich schreit der Doctor . . .

Wie wird der Volkston getroffen, wenn Grethel die Ballade singt, die „unsere alte Muhme vom Wassermann gesungen hat":

Die Nacht bricht an, der Mond scheint bleich;
Lieb Kind, lieb Kind! Geh nicht an den Teich!
Der Wassermann in Rohr und Sumpf,
Der sang so hohl, der sang so dumpf:
„Bald naht der Knabe, bald schlägt die Stund,
„Dann zieh ich ihn nieder in tiefen Grund.“ —

Der Knabe, wohl hört er das warnende Wort,
Doch heimlich, da zieht's ihn zum Teiche fort;
Haha! da lachte der Wassermann
Und faßt ihn mit froschkalten Händen an.
Er faßt ihn, er zieht ihn, ein kurzer Schrei,
Auf rauschen die Wellen, nun ist's vorbei. —

Mir wird so schwer, mir wird so bang!
„Lieb Kind, lieb Kind! Wo bleibst du so lang?
„Das Wasser, das ist von Blut so roth;
„O weh! Mein einzig lieb Kind ist todt!!“

Da rauscht es im Schilfe, ein kurzer Schrei,
Der Mond geht unter — nun ist's vorbei.

Das Singspiel schließt mit dem Hochzeitszuge des Prinzen und dem Lied:

Nun ziehen wir fort,
An den grünen Rhein,
Da glänzet mein Schloß
Im Sonnenschein.

Die Berge umkränzt
Von der Reben Grün,
Hinunter den Strom
Viele Schiffe ziehn.

Da stehen wir beid'
An des Söllers Rand
Und schauen hinaus
In das weite Land.

Und alles ist mein
Und alles ist dein,
Das herrliche Land
An dem grünen Rhein.



Brannenburg 1858. (Ölbild.)

Drum lauf, du dicker Fettwanst lauf!
Du dicker Fettwanst lauf!

Man äße gern so dann und wann,
So viel man eben essen kann.
Gleich schreit der Doctor . . .

Man tränke gern so dann und wann
So viel man eben trinken kann.
Gleich schreit der Doctor . . .

Wie wird der Volkston getroffen, wenn Grethel die Ballade singt, die „unsere alte Muhme vom Wassermann gesungen hat":

Die Nacht bricht an, der Mond scheint bleich;
Lieb Kind, lieb Kind! Geh nicht an den Teich!
Der Wassermann in Rohr und Sumpf,
Der sang so hohl, der sang so dumpf:
„Bald naht der Knabe, bald schlägt die Stund,
„Dann zieh ich ihn nieder in tiefen Grund.“ —

Der Knabe, wohl hört er das warnende Wort,
Doch heimlich, da zieht's ihn zum Teiche fort;
Haha! da lachte der Wassermann
Und faßt ihn mit froschkalten Händen an.
Er faßt ihn, er zieht ihn, ein kurzer Schrei,
Auf rauschen die Wellen, nun ist's vorbei. —

Mir wird so schwer, mir wird so bang!
„Lieb Kind, lieb Kind! Wo bleibst du so lang?
„Das Wasser, das ist von Blut so roth;
„O weh! Mein einzig lieb Kind ist todt!!“

Da rauscht es im Schilfe, ein kurzer Schrei,
Der Mond geht unter — nun ist's vorbei.

Das Singspiel schließt mit dem Hochzeitszuge des Prinzen und dem Lied:

Nun ziehen wir fort,
An den grünen Rhein,
Da glänzet mein Schloß
Im Sonnenschein.

Die Berge umkränzt
Von der Reben Grün,
Hinunter den Strom
Viele Schiffe ziehn.

Da stehen wir beid'
An des Söllers Rand
Und schauen hinaus
In das weite Land.

Und alles ist mein
Und alles ist dein,
Das herrliche Land
An dem grünen Rhein.

Die Hauptdekoration der Bühne für den Festabend hatte Chr. Jank entworfen, während Busch im Verein mit anderen für das Herausputzen der Frösche, Käfer, Schmetterlinge u. dgl. sorgte und bei der Aufführung des Singspiels als Regisseur und dann als Souffleur mitwirkte, sich aber sonst nicht als Macher des Ganzen in den Vordergrund drängte, sondern sich bescheiden zurückhielt, wenn er auch nach seiner eigenen Erzählung nicht, wie die Fama berichtet und wie gelegentlich von anderer Seite behauptet ist, zechend mit Krempelsetzer hinter der Bühne gesessen hat.



Wie bei diesen Festen des Vereins sorgte Busch auch, wenn die Studiengenossen draußen in der Sommerfrische weilten, für gelegentliche Unterhaltungen und Scherze. In Brannenburg, dem meist besuchten Sommerquartier, war es an Sonntagen und bei Regenwetter neben den Tänzen mit den Dorfschönen eine beliebte Unterhaltung, daß einer der Freunde, der besonderes Geschick hatte, Puppentheater spielte. Busch hatte dazu u. a. in Anlehnung an Grillparzers Ahnfrau ein kleines Ritter-Schauerstück von Bertha und dem Räuber Jaromir gedichtet. Die Puppenfiguren waren den Kellervorräten entnommen und mit alten Flicken kostümiert. Wenn Jaromir seine geliebte Bertha tötet, so wurde der roten Rübe, die sie darstellte, scheibenweise der Kopf abgeschnitten, und Bertha seufzte dabei: „O wie süß ist es, von der Hand des Geliebten zu sterben.“ Wie herzlich konnte mein Onkel noch immer wieder lachen, wenn er uns dies und Ähnliches erzählte. — Außer in Brannenburg war



Brannenburg 1858.

er öfter lange Zeit in Ammerland am Starnberger See, wo er das Fischessen gelernt, weil es nichts anderes gab; mit dem Freunde Ernst Hanfstaengl besuchte er gern dessen elterliches Landgut am Ammersee, pilgerte zum heiligen Berge Andechs hinauf und ließ sich dort in dem jetzt noch unverändert erhaltenen alten Bräustübl von den



Mönchen das Bier kredenzen, wofür man damals noch keine Bezahlung leistete, sondern nur ein Kreuzerl hernach unter den Steinkrug schob. Von Brannenburg aus wurde eine größere Fußwanderung nach der Ramsau und Berchtesgaden gemacht, auch das Salzbergwerk befahren, was aber auf meinen Onkel nur einen abstoßenden Eindruck gemacht. Unter der Erde wäre doch nichts Rechtes zu sehen. Im großen und ganzen gefiel ihm, dem in der Tiefebene Großgewordenen, das Gebirge nicht. Was eigentlich am Himmel passierte, die Sonnen-Auf- und -Untergänge, die schönsten Wolkenbildungen sähe man nur da, wo der Horizont sichtbar sei.

Daß in Brannenburg wie in München im Vereinslokal und auf den Kellern wacker gezecht wurde, daß auch Busch, wie er sich selber ausdrückte, in jenen Jahren ein „Bierwanst“ war, ist genug bekannt. Wie noch heute in München die erst in vorgerückter Stunde heimkehrenden Wirtshausbesucher Nachtlichter heißen, so hatte Jung-München einen besonderen Stamm derselben. Sie scheinen sich 1859 einen Bund und Orden gegründet zu haben; wenigstens stammt aus diesem Jahr eine ulkige Aufnahmeurkunde, mit Trinkeremblemen verziert, darin „die Lichter der Nacht von Jung-München .. deme Docht Busch zu kund und wissen thun, daß selbiger von denen angezunden und für würdig erachtet worden, in derer Bund zu brennen“. (Seite 43.) Das Wappen dieser Nachtlichter, ein Hahn mit Hausschlüssel und Kerze, hat Busch gezeichnet und nach seiner eigenen Angabe als Siegel geätzt. (Seite 44.) Von ihm wird auch das Bundeslied herrühren:



Wegen leider gänzlich fehlender Appetitlosigkeit mußte er auf den Rath der Ärzte ein anderes Klima aufsuchen, welches ihn, so Gott will, nicht so bald wieder herstellen möge.

Wenn der Wind weht,
Wenn der Hahn kräht,
Wenn die Wetterfahne sich auf dem Thurm dreht,
Beim Schrei der Eulen,
Bei der Wölfe Heulen;
Wenn das Geisterheer zieht übers Moor;
Dann brich hervor
Mit Wundermacht
Du Licht der Nacht!

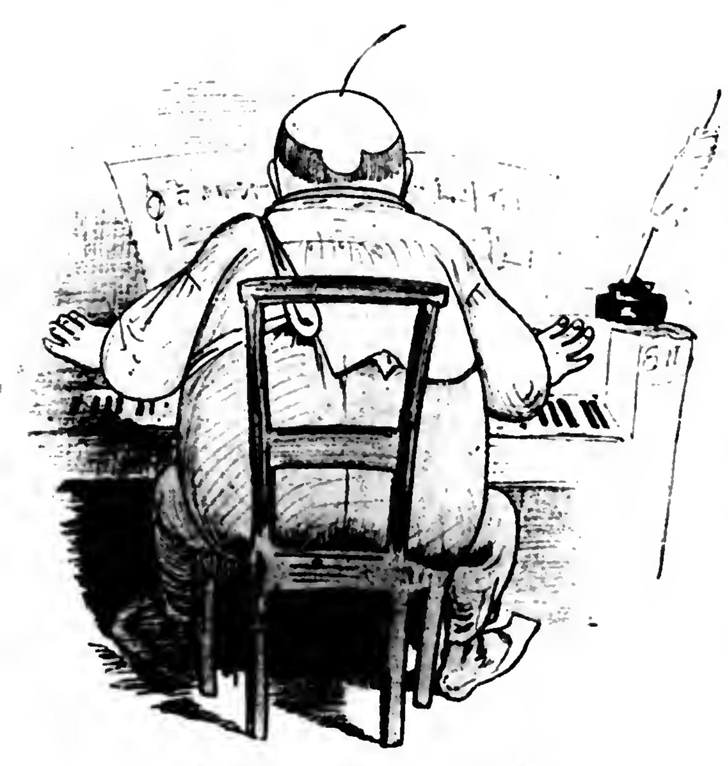
Dem Verein scheinen solche Sonderbündeleien bald unbequem geworden zu sein. Erwähnt wurde schon die unter Diez und Busch erfolgte Sezession zum Lettenbauer.



Die Folge war, daß diese Abtrünnigen dem Vereinsleben fremd wurden. Busch scheint, nachdem er um Erlegung seines Beitrags gemahnt war, im April 1864 auch formell ausgetreten zu sein. Noch in demselben Jahre löste sich der Verein Jung-München auf. Die bis zuletzt ihm treu gebliebenen gründeten „Neu-München", das nur kurzen Bestand hatte, und gingen später in der Schaffroth-Gesellschaft und andere Vereine auf. Busch hat denen nicht angehört. Als er in den Siebziger und Achtziger Jahren wieder nach München kam, waren in der inzwischen entstandenen Allotria seine näheren Freunde Diez, Lenbach u. a., mit denen er dort verkehrte, ohne die Mitgliedschaft förmlich zu erwerben. Er saß da schon lieber zwanglos im kleinen Kreise mit zweien oder dreien beisammen, wie Paul Lindau aus jener Zeit berichtet, der ihn bei Lenbach kennen lernte und öfter sah. Am engsten befreundet war mein Onkel in jener späteren Münchner Zeit mit Lenbach, Ernst Hanfstaengl, F. A. Kaulbach und besonders mit dem Bildhauer Lorenz Gedon, in dessen Familie er oft und gern zu Gaste war. Wie nahe Gedon ihm stand, spricht sich in dem beim Tode des Freundes an dessen Gattin gesandten Gedicht aus:

Lorenz Gedon
† 27. Dez. 1883.

So kernig schienst du uns, so wetterhart,
Ein köstlich Bild urfrischer Gegenwart;
Ein Baum, an Stamm und Wurzel unbewegt,
Ob auch der Sturm in seinen Wipfel schlägt;
Und schon, da kaum dein goldner Herbst die Welt
Zur Ernte lud, hat dich der Tod gefällt.
Die Schlange, die sich durch die Zeiten schlingt,
Vieltausendfach der Menschheit Leib umringt,
Die stets beneidet, was zu leben wagt,
Grausam hat sie auch deine Kraft zernagt.
Du warst ein rechter Sohn vergang'ner Zeit,
Der Liebling alter Kunst und Herrlichkeit;
Und dankbar nahmst du, was die Mutter dir
Als Erbtheil hinterließ zu Schmuck und Zier,
Der Mitwelt und der Nachwelt edles Gut,
Mit sorgsam kluger Hand in sich're Huth.
Schatzmeister warst du in der Schönheit Reich,
Doch Kenner auch und Könner allzugleich.
Das feine kunstvoll reizende Geräth,
Das Menschenbild in stolzer Majestät,
Den Prachtpalast, den feierlichen Saal,
Aufstrebend kühn zum höchsten Ideal,
Von dir erdacht, gebildet und erbaut,
Wie froh bewundernd haben wir's geschaut.
Wie oft hast du die festlich heitre Nacht
Verschönt durch der Erfindung Zaubermacht,
Wenn dein Genie den altgewohnten Raum
Der Wirklichkeit entrückt zum holden Traum,
Wenn du die Halle formenreich geschmückt
Und glücklich warst, weil Andre du beglückt.
Denn brüderlich und fest und liebewarm
Umschlang die Gegenwart dein starker Arm.
Voll Muth, voll Ungestüm, doch zart gesinnt,
Im Ernst ein Mann, in Fröhlichkeit ein Kind,
Der raschen That geneigt, des Redens Feind,
Ein glühend Herz warst du, ein treuer Freund,
Dazu ein wackrer Zecher, deutsch und echt;
Heil jeder Stund! die ich mit dir verzecht.
Im alten teutoburger Walde sahn
Wir uns zuletzt. Ich ging mit dir zur Bahn.
Du sprachst: Auf Wiedersehn! — Fort rollt der Zug,
Der dich für ewig in die Ferne trug.
Ach, liebster Freund! Ein Theil von meinem Glück
Nahmst du mit fort und kehrst nie mehr zurück.



Der Kompositeur am Morgen.
(Krempelsetzer.)

Für Busch, den Musikliebenden, war in den späteren Jahren der Hofkapellmeister Levi, was ihm früher Freund Krempelsetzer gewesen war. Am liebsten hatte er's, wenn Levi ihm allein vorspielte und vorphantasierte, nur nicht Wagnersche Musik; für die — so meinte mein Onkel — wäre er dreißig Jahre zu früh geboren, so daß er die Begeisterung seiner jüngeren Freunde für Wagner nicht teilen könnte.

Über Jung-München führte meinen Onkel der Weg zu den Fliegenden Blättern, zu Braun & Schneider, wie auch zu seinem späteren Verleger Bassermann. Über das geschäftliche und persönliche Verhältnis zu seinen Verlegern wird später die Rede sein. Hier möge nur nach zuverlässigen Ermittlungen ein kurzes Wort über die Mitarbeit an den Fliegenden Blättern Platz finden. Der alte Kaspar Braun hatte sie 1844 ins Leben gerufen und sie zu einer für jene Zeit nicht unbedeutenden Auflage von 10 000 bis 11 000 Abonnenten gebracht. Durch die im Karikaturenbuch Jung-Münchens sich findenden Zeichnungen war Braun auch auf den jungen Maler Busch aufmerksam geworden; es wurden einige der dort mit Beifall begrüßten persönlichen Karikaturen so wie sie waren oder mit geringen Änderungen in die Fliegenden Blätter aufgenommen. Ferner hatte Busch für das Karikaturenbuch seinen ersten Bilderzyklus, die Versuchung des heiligen Antonius, gezeichnet. Der alte Braun erkannte schnell, welch eine tüchtige Kraft sich ihm da bot, und bald zählte Busch, der von Hause für seine brotlose Kunst nur sehr wenig pekuniäre Unterstützung erhielt und aufs Verdienen angewiesen war, zu den regelmäßigen, bald zu den beliebtesten Mitarbeitern der Fliegenden Blätter und der Münchner Bilderbogen, für die Braun & Schneider nach ihren Verlagsverträgen die in den Fliegenden Blättern erscheinenden Beiträge ohne weiteres oder mit geringen Umarbeitungen verwenden konnten. — Am 5. November 1858 hat mein Onkel nach den Geschäftsbüchern der Firma die ersten Zeichnungen: „Der vergeßliche Stadtschreiber", „Enthusiastische Huldigung" und „Der harte Winter" eingesandt. Die ersten derselben erschienen im ersten Heft 1859 (Nr. 705). Bis zum Jahre 1871 ist Wilhelm Busch Mitarbeiter der Fliegenden Blätter geblieben; als letzter Beitrag findet sich darin die Bildergeschichte „Der hastige Rausch" (Nr. 1347). In den Jahrgängen 1859 bis 1863 sind je zwanzig bis dreißig Beiträge enthalten. Zuerst hat auch Busch die den Fliegenden Blättern gelieferten Witze illustriert, wenn auch gleich einige der ersten Beiträge selbst erfundene oder wie „Der harte Winter" aus heimatlichem Sagenstoff ihm bekannte Texte bringen. Ein köstliches Blatt, schon an die späteren turbulenten Szenen erinnernd, ist „Die Mittagstafel in der Rosenheimer Bahnhof-

Restauration", wo mit Klystierspritzen den hungrigen Mäulern die Suppe eingespritzt wird und Engländer und andere Reisende übereinander sitzend Knödel essen. (Nr. 797.) Die Studienreise dorthin hatte ihm der alte Braun bezahlt. —

Wie bald aber Busch in Erfindung und Ausführung selbständig wurde, und wie bald er mit seiner Art von Bildergeschichten anfing, zeigt sich in den Fliegenden Blättern schon früh. Der Jahrgang 1860 enthält neben anderen mit Texten und Illustrationen von ihm versehenen größeren Sachen die erste eigentliche Bildergeschichte: „Die Maus oder die gestörte Nachtruhe. Eine europäische Zeitgeschichte" (politische Anspielung?) ganz ohne Text (Nr. 783). Sie wurde in die Münchner Bilderbogen übernommen, dort aber mit Prosatext versehen. Auch „Der hohle Zahn", der in den Bilderbogen schon die charakteristischen Knittelverse hat, ist in den Fliegenden Blättern ohne Text zuerst erschienen (Nr. 861). Von 1864 an finden sich darin nur noch Bildergeschichten, die später unter den von meinem Onkel erfundenen Titeln und mit den von ihm gezeichneten Titelblättern als „Kunterbunt" und „Schnaken und Schnurren" in Buchform erschienen sind. — Während des deutsch-französischen Krieges versuchten Braun & Schneider ein Unternehmen „Erinnerungsblätter an das Jahr 1870" ins Leben zu rufen, das aber fehlschlug und damals nur in kleiner Auflage gedruckt wurde. Zwei dieser Blätter sind von Wilhelm Busch: „Der Partikularist", eine Satire auf die hannoverschen heimatlichen Welfen, also eine Vorarbeit für den Geburtstag, und „Monsieur Jacques à Paris". Beide Bilderserien wurden in den Fliegenden Blättern abgedruckt (Nr. 1324 und 1327. 1328) und die letztere wurde gekürzt und von Kaspar Braun mit anderem Titel und Text („Die Hungerpille") versehen als letzter der fünfzig Bilderbogen später mit verwandt. Außer in diesen Blättern findet sich, so viel ich sehe, politische Satire nur noch in einer früheren Bildergeschichte: „Der freie deutsche Rhein", die eine Verhöhnung der deutschen Kleinstaaterei und der damit verbundenen Zollplackerei enthält (Nr. 882). — Texte ohne eigene Zeichnungen steuerte mein Onkel nur wenige zu den Fliegenden Blättern bei; als beste sind die Lumpenlieder zu nennen, die Wilh. Diez mit Darstellungen aus dem Leben seines Freundes Busch illustrierte (1859. Nr. 750); ferner das „Lied von der

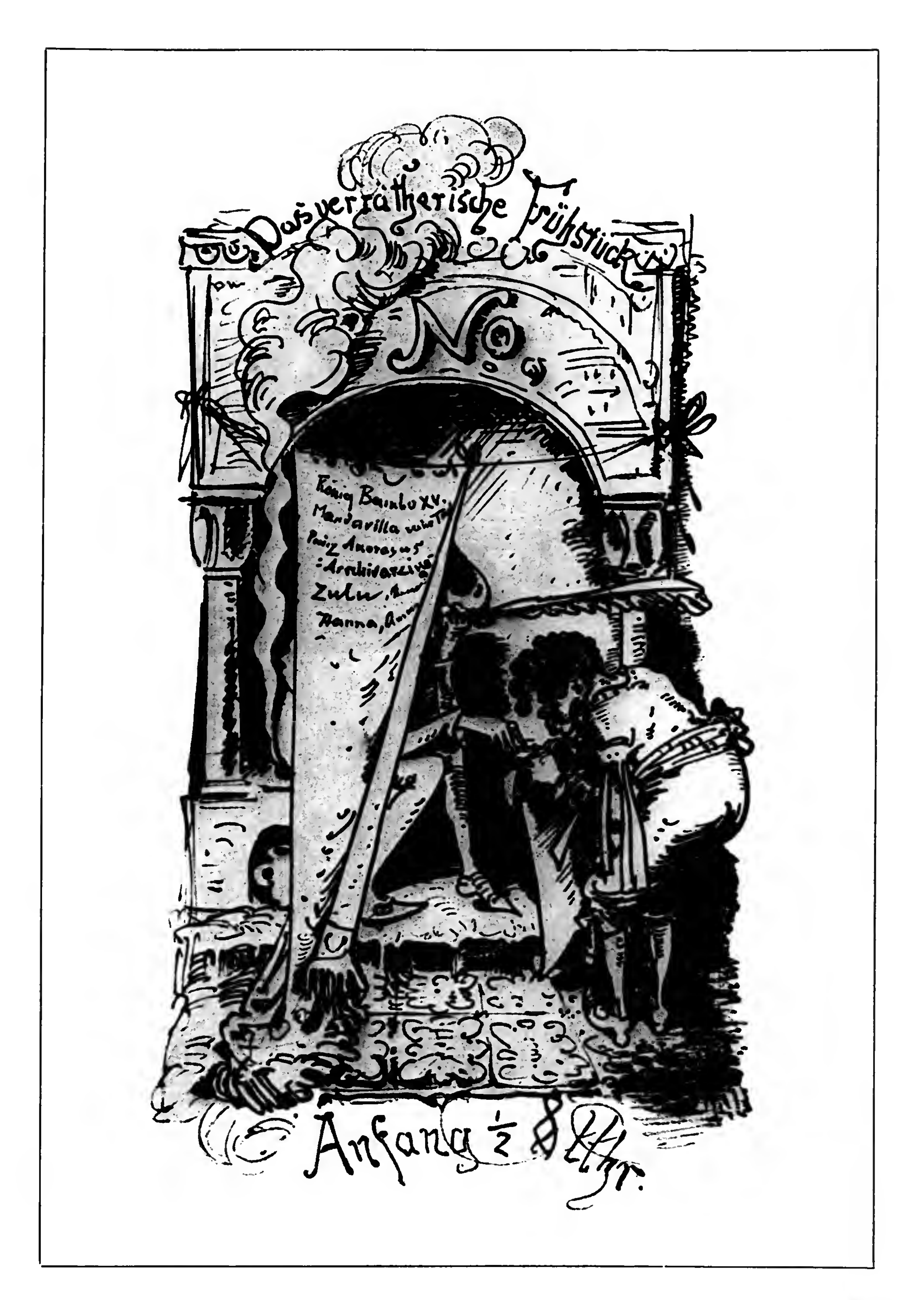


Selbstbildnis.



rothen Nase", das an Onkel Kaspars (Brauns) rote Nase in der „Kritik des Herzens" erinnert und die „Liebesgeschichte des Jeremias Pechvogel" (1860. Nr. 757. 758).

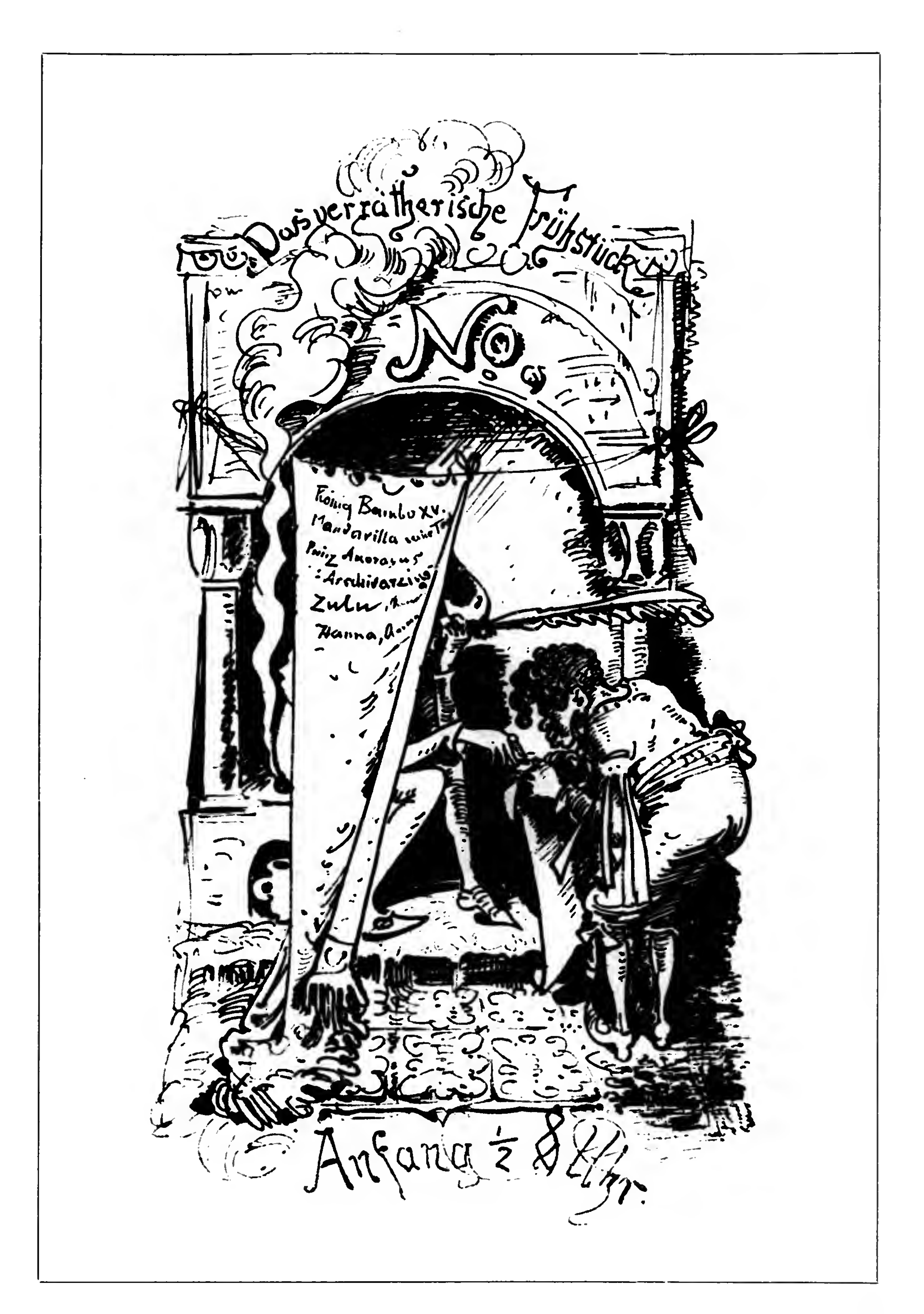
Der Grundstock der noch jetzt in Braun & Schneiders Verlag erscheinenden Lustigen Naturgeschichte und Lustigen Botanik von v. Miris (= von mir is') rührt auch von meinem Onkel her. Er hatte die anderweit gelieferten Texte: „Populäre Vorlesungen aus dem Gebiete der Naturgeschichte", „Die Schöpfungsgeschichte von einem orthodoxen Berliner", über „Zoologie" und „Thiersprache" illustriert; später hat Franz Bonn, Fürstlich Thurn und Taxisscher Domänenpräsident, die Texte überarbeitet und Oberländer noch einige wenige Illustrationen hinzugefügt. — Erwähnt sei hier gleich noch, daß das „Naturgeschichtliche Alphabet" (Fl. Bl. 1860. Nr. 784. 785. 786) mit den bekannten, viel zitierten Versen „Der Affe gar possierlich ist" bis zu der „Zwiebel, die des Juden Speise" zwar nicht von Wilhelm Busch erfunden ist; die Idee dazu ging von dem Historienmaler Max Adamo aus, der auch ein paar der Reime zuerst angegeben haben mag. Doch rührt das Ganze in der jetzt vorliegenden Fassung mit Bildern und Versen von Wilhelm Busch her.


Das verrätherische Frühstück
No. 9
Anfang ½ 8 Uhr.



rothen Nase", das an Onkel Kaspars (Brauns) rote Nase in der „Kritik des Herzens" erinnert und die „Liebesgeschichte des Jeremias Pechvogel" (1860. Nr. 757. 758).

Der Grundstock der noch jetzt in Braun & Schneiders Verlag erscheinenden Lustigen Naturgeschichte und Lustigen Botanik von v. Miris (= von mir is') rührt auch von meinem Onkel her. Er hatte die anderweit gelieferten Texte: „Populäre Vorlesungen aus dem Gebiete der Naturgeschichte", „Die Schöpfungsgeschichte von einem orthodoxen Berliner", über „Zoologie" und „Thiersprache" illustriert; später hat Franz Bonn, Fürstlich Thurn und Taxisscher Domänenpräsident, die Texte überarbeitet und Oberländer noch einige wenige Illustrationen hinzugefügt. — Erwähnt sei hier gleich noch, daß das „Naturgeschichtliche Alphabet" (Fl. Bl. 1860. Nr. 781. 785. 786) mit den bekannten, viel zitierten Versen „Der Affe gar possierlich ist" bis zu der „Zwiebel, die des Juden Speise" zwar nicht von Wilhelm Busch erfunden ist; die Idee dazu ging von dem Historienmaler Max Adamo aus, der auch ein paar der Reime zuerst angegeben haben mag. Doch rührt das Ganze in der jetzt vorliegenden Fassung mit Bildern und Versen von Wilhelm Busch her.


Das verrätherische Frühstück
König Bambo XV.
Mandarilla
Prinz Amorosus
Archivarius
Zulu,
Hanna,
Anfang ½ 8 Uhr.

Außer den schon erwähnten und vielen anderen Bildergeschichten der Fliegenden, die so in die „Bilderbogen" übergingen, hat mein Onkel dafür noch einige besonders gezeichnet, so den ältesten „Die kleinen Honigdiebe" mit Prosatext, „Der kleine Maler", eine Karikatur auf Stöger, und „Eugen, der Honigschlecker", letztere später wörtlich in „Schnurrdiburr" übernommen. Einige der Bilderbogen sind ohne Text geblieben, während andere, in den Fliegenden Blättern zuerst ohne Text erschienen, hier einen solchen erhielten.

Die meisten dieser größeren Beiträge für Fliegende Blätter und Bilderbogen sind, wie das auch von den späteren Werken meines Onkels gilt, durchweg in der Heimat Wiedensahl entstanden und ausgeführt. Für eine ganze Reihe der älteren Sachen liegen die bestimmten Angaben in den Briefen an Kaspar Braun vor, die von Wiedensahl aus geschrieben sind, von wo die auf Papier gezeichneten Entwürfe nach München gesandt und wohin die Holzstöcke erbeten wurden, auf die mein Onkel bis in die Siebziger Jahre die Sachen für den Holzschneider und für den Druck aufzeichnen mußte. Ein erster skizzenhafter Entwurf zu „Vetter Franz auf dem Esel" (Bilderbogen Nr. 472) zeigt deutlich die Entstehung und Gestaltung der Stoffe und die Vorarbeit zu diesen Sachen. (Seite 56, 57.)

Interessanter als diese Einzelangaben ist die Vorgeschichte von Max und Moritz. Ähnliche größere Arbeiten waren schon vorhergegangen, so 1863 die bereits erwähnte Versuchung des heiligen Antonius, die aber damals so noch nicht veröffentlicht wurde. Dann hatte mein Onkel in Brannenburg Ludwig Richter kennen gelernt, der die dortige Künstlerkolonie auf einer Heimreise aus Italien besuchte. Busch und seine Freunde hatten dem Meister ein Ständchen gebracht. Bei dieser Gelegenheit wird es gewesen sein, daß L. Richter für seinen Sohn, der Verlagsbuchhändler in Dresden war, das zuerst veröffentlichte Erstlingswerk von Wilhelm Busch erwarb, die „Bilderpossen": „Der Eispeter", „Katze und Maus", „Krischan mit der Piepe" und „Hänsel und Grethel", 1864 erschienen. Da sie im Richterschen Verlage gar nicht gingen, hat Bassermann sie später mit übernommen, leider aber das köstliche Schlußbild des Eispeter fortgelassen; aus welchem Grunde, ist mir unbekannt. (Seite 50.) — Die wenig günstige Aufnahme, die die Bilderpossen beim Publikum fanden, veranlaßte den Verleger Richter, der auch noch den Rat seines Vaters und anderer Autoritäten einholte, das Manuskript von „Max und Moritz", das Wilh. Busch ihm anbot, als ungeeignet zurückzusenden. Am 5. Februar 1865 schickte dieser von Wiedensahl aus die druckfertigen Blätter an Kaspar Braun nach München. Er schreibt dabei: „Mein lieber Herr Braun! Ich schicke Ihnen nun hier die Geschichte von Max und Moritz, die ich zu Nutz und eigenem Pläsier auch gar schön in Farben gesetzt habe, mit der Bitte, das Ding recht freundlich in die Hand zu nehmen und hin und wieder ein wenig zu lächeln. Ich habe mir gedacht, es ließe sich als eine Art kleiner Kinder-Epopöe vielleicht für einige Nummern der Fliegenden Blätter und mit entsprechender Textveränderung auch für die Bilderbögen verwenden." Als Kaspar Braun erfreut und mit günstiger Prophezeiung antwortete, schrieb ihm Busch: „Geben die Götter, daß Ihr freundlich-prophetischer Blick in die Zukunft sich bewahrheiten möge." Max und Moritz ist heute, nachdem es zuerst von Pädagogen heftig angegriffen wurde und auch dem Geschmack des Publikums in den Sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wenig zusagte, in sechsundfünfzig Auflagen mit rund 430000 Exemplaren verbreitet.

Eine portugiesische in Rio de Janeiro erschienene Ausgabe hat drei, eine englische zwei, eine schwedische und wallonische Ausgabe haben je eine Auflage erlebt. Auch ins



Diplom der „Nachtlichter".

Japanische ist Max und Moritz übertragen. Die Kolorierung der Bilder stammt von Wilh. Busch selber. — Das später im Verlage von Braun & Schneider erschienene Werk „Schnurrdiburr oder die Bienen" hat nur geringe Verbreitung gefunden; es wird wohl nur von Bienenfreunden gekauft und geschätzt.

Außer den schon erwähnten und vielen anderen Bildergeschichten der Fliegenden, die so in die „Bilderbogen" übergingen, hat mein Onkel dafür noch einige besonders gezeichnet, so den ältesten „Die kleinen Honigdiebe" mit Prosatext, „Der kleine Maler", eine Karikatur auf Stöger, und „Eugen, der Honigschlecker", letztere später wörtlich in „Schnurrdiburr" übernommen. Einige der Bilderbogen sind ohne Text geblieben, während andere, in den Fliegenden Blättern zuerst ohne Text erschienen, hier einen solchen erhielten.

Die meisten dieser größeren Beiträge für Fliegende Blätter und Bilderbogen sind, wie das auch von den späteren Werken meines Onkels gilt, durchweg in der Heimat Wiedensahl entstanden und ausgeführt. Für eine ganze Reihe der älteren Sachen liegen die bestimmten Angaben in den Briefen an Kaspar Braun vor, die von Wiedensahl aus geschrieben sind, von wo die auf Papier gezeichneten Entwürfe nach München gesandt und wohin die Holzstöcke erbeten wurden, auf die mein Onkel bis in die Siebziger Jahre die Sachen für den Holzschneider und für den Druck aufzeichnen mußte. Ein erster skizzenhafter Entwurf zu „Vetter Franz auf dem Esel" (Bilderbogen Nr. 472) zeigt deutlich die Entstehung und Gestaltung der Stoffe und die Vorarbeit zu diesen Sachen. (Seite 56, 57.)

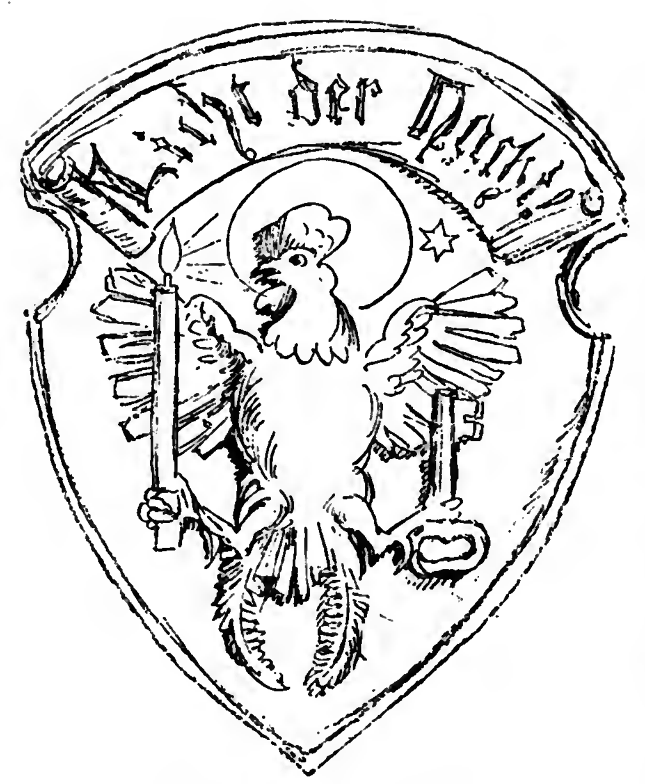
Interessanter als diese Einzelangaben ist die Vorgeschichte von Max und Moritz. Ähnliche größere Arbeiten waren schon vorhergegangen, so 1863 die bereits erwähnte Versuchung des heiligen Antonius, die aber damals so noch nicht veröffentlicht wurde. Dann hatte mein Onkel in Brannenburg Ludwig Richter kennen gelernt, der die dortige Künstlerkolonie auf einer Heimreise aus Italien besuchte. Busch und seine Freunde hatten dem Meister ein Ständchen gebracht. Bei dieser Gelegenheit wird es gewesen sein, daß L. Richter für seinen Sohn, der Verlagsbuchhändler in Dresden war, das zuerst veröffentlichte Erstlingswerk von Wilhelm Busch erwarb, die „Bilderpossen": „Der Eispeter", „Katze und Maus", „Krischan mit der Piepe" und „Hänsel und Grethel", 1864 erschienen. Da sie im Richterschen Verlage gar nicht gingen, hat Bassermann sie später mit übernommen, leider aber das köstliche Schlußbild des Eispeter fortgelassen; aus welchem Grunde, ist mir unbekannt. (Seite 50.) — Die wenig günstige Aufnahme, die die Bilderpossen beim Publikum fanden, veranlaßte den Verleger Richter, der auch noch den Rat seines Vaters und anderer Autoritäten einholte, das Manuskript von „Max und Moritz", das Wilh. Busch ihm anbot, als ungeeignet zurückzusenden. Am 5. Februar 1865 schickte dieser von Wiedensahl aus die druckfertigen Blätter an Kaspar Braun nach München. Er schreibt dabei: „Mein lieber Herr Braun! Ich schicke Ihnen nun hier die Geschichte von Max und Moritz, die ich zu Nutz und eigenem Pläsier auch gar schön in Farben gesetzt habe, mit der Bitte, das Ding recht freundlich in die Hand zu nehmen und hin und wieder ein wenig zu lächeln. Ich habe mir gedacht, es ließe sich als eine Art kleiner Kinder-Epopöe vielleicht für einige Nummern der Fliegenden Blätter und mit entsprechender Textveränderung auch für die Bilderbögen verwenden." Als Kaspar Braun erfreut und mit günstiger Prophezeiung antwortete, schrieb ihm Busch: „Geben die Götter, daß Ihr freundlich-prophetischer Blick in die Zukunft sich bewahrheiten möge." Max und Moritz ist heute, nachdem es zuerst von Pädagogen heftig angegriffen wurde und auch dem Geschmack des Publikums in den Sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wenig zusagte, in sechsundfünfzig Auflagen mit rund 430000 Exemplaren verbreitet.

Eine portugiesische in Rio de Janeiro erschienene Ausgabe hat drei, eine englische zwei, eine schwedische und wallonische Ausgabe haben je eine Auflage erlebt. Auch ins



Diplom der „Nachtlichter“.

Japanische ist Max und Moritz übertragen. Die Kolorierung der Bilder stammt von Wilh. Busch selber. — Das später im Verlage von Braun & Schneider erschienene Werk „Schnurrdiburr oder die Bienen“ hat nur geringe Verbreitung gefunden; es wird wohl nur von Bienenfreunden gekauft und geschätzt.



Wappen der Nachtlichter von Jung-München.

Interessante Einblicke in die Arbeitsweise und in die zeichnerische Entwicklung meines Onkels bietet ein genaues Studium der ältesten Sachen, besonders der Fliegenden Blätter von 1859 an. Wie man bald, auch ohne daß die Autorschaft durch ein WB immer kenntlich gemacht ist, die charakteristischen Zeichnungen herausfindet, so ist es besonders lehrreich, erste Entwürfe und Blätter in den Fliegenden mit Zeichnungen der späteren Zeit zu vergleichen. Ich möchte das hier nur andeuten und mit wenigen Proben illustrieren. (Seite 51 bis 54, 59 bis 62.) Eine eingehende Darstellung von berufener Hand könnte noch weitere interessante Belege beibringen.

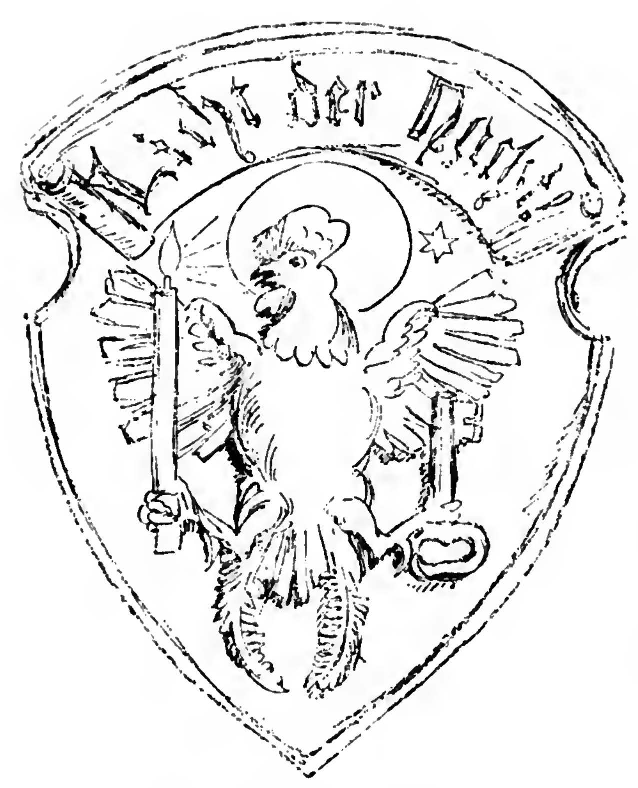
Braun & Schneider und die Fliegenden Blätter waren bald nicht mehr die einzigen, die Sachen meines Onkels brachten. Ed. Hallberger in Stuttgart hatte für „Über Land und Meer" 1868 „Hans Huckebein", „Das Pusterohr" und „Die kühne Müllerstochter", 1869 „Das Bad am Samstag Abend", 1870 „Der Schreihals" und für die „Illustrierte Welt" 1869 „Die Prise" bekommen, und das „Daheim" brachte schon 1864



den „Wurstdieb". Hallberger gab die ihm gehörenden Sachen bald in Buchform heraus; Hans Huckebein ist das bekannteste und in etwa 50 Auflagen verbreitet, deren Höhe, wie der Verlag bemerkt, den „jeweiligen Bedürfnissen angepaßt" wurde. Wie viele Exemplare im ganzen erschienen sind, war nicht zu erfahren.



Entwurf für einen Becher (aquarell. Federzeichnung).



Wappen der Nachtlichter von Jung-München.

Interessante Einblicke in die Arbeitsweise und in die zeichnerische Entwicklung meines Onkels bietet ein genaues Studium der ältesten Sachen, besonders der Fliegenden Blätter von 1859 an. Wie man bald, auch ohne daß die Autorschaft durch ein WB immer kenntlich gemacht ist, die charakteristischen Zeichnungen herausfindet, so ist es besonders lehrreich, erste Entwürfe und Blätter in den Fliegenden mit Zeichnungen der späteren Zeit zu vergleichen. Ich möchte das hier nur andeuten und mit wenigen Proben illustrieren. (Seite 51 bis 54, 59 bis 62.) Eine eingehende Darstellung von berufener Hand könnte noch weitere interessante Belege beibringen.

Braun & Schneider und die Fliegenden Blätter waren bald nicht mehr die einzigen, die Sachen meines Onkels brachten. Ed. Hallberger in Stuttgart hatte für „Über Land und Meer" 1868 „Hans Huckebein", „Das Pusterohr" und „Die kühne Müllerstochter", 1869 „Das Bad am Samstag Abend", 1870 „Der Schreihals" und für die „Illustrierte Welt" 1869 „Die Prise" bekommen, und das „Daheim" brachte schon 1864



den „Wurstdieb". Hallberger gab die ihm gehörenden Sachen bald in Buchform heraus; Hans Huckebein ist das bekannteste und in etwa 50 Auflagen verbreitet, deren Höhe, wie der Verlag bemerkt, den „jeweiligen Bedürfnissen angepaßt" wurde. Wie viele Exemplare im ganzen erschienen sind, war nicht zu erfahren.





Entwurf für einen Becher (aquarell. Federzeichnung).

Gnome.



Krempelsetzer. F. Lossow. W. Busch. v. Angeli. Andreas Müller.

Wenn Menschenknochen vorzugsweise zum Raffiniren des Zuckers tauglich sind, dann müssen die Knochen von Gaunern, Heuchlern, Industrierittern und sonstigen Subjekten sicherlich den raffinirtesten Zucker geben.

(Fliegende Blätter 1862.)

In „Über Land und Meer" sollte, wie mein Onkel sich gedacht, auch der aus der „Versuchung" zu einem größeren Werke ausgearbeitete „Heilige Antonius von Padua" erscheinen. Schon 1864, also vor „Max und Moritz", hatte er das druckfertige Manuskript Hallberger angeboten. Doch der hatte nicht den Mut, diese scharfe antiultramontane Satire zu veröffentlichen. Später, 1867, kam er darauf zurück und erbot sich, dem inzwischen persönlich ihm bekannt gewordenen Busch einen geeigneten Verleger zu verschaffen. Das war Moritz Schauenburg in Lahr. Dieser war meinem Onkel bei einem Besuch, den er in Lahr ihm machte, zwar auch nicht recht unternehmungslustig und -tüchtig erschienen; aber er war damit einverstanden, daß Hallberger das für 500 Taler gekaufte Manuskript an Schauenburg abtrat. Im Kriegsjahr 1870 zur Ostermesse kam der „Heilige Antonius" heraus. Gleich in Leipzig, wo der Verleger beim Frühschoppen die Druckbogen zeigte, waren die ersten Tausende vergriffen, und so ging es weiter. Wie hoch sich die Gesamtauflage gegenwärtig beläuft, konnte ich auch von diesem glücklichen Verleger nicht erfahren. — So viel ich festgestellt habe, ist entgegen anderen Mitteilungen der Heilige Antonius in Bayern nie verboten gewesen, wohl aber in Rußland und in Österreich. Doch ist auch da seit Jahren das Verbot außer Geltung. Bald nach Erscheinen des Werkes wurde Schauenburg vor dem Badischen Kreis- und Hofgericht in Offenburg wegen Religionsverletzung angeklagt, aber freigesprochen. Es handelte sich dabei vor allem um den Schlußpassus, wo Maria den heiligen Antonius mit seinem treuen Schwein in den Himmel einläßt und die Worte spricht: „Es kommt so manches Schaf hinein, warum nicht auch

Theaterbericht aus München.



Bei der letzten Aufführung von Gounods Faust hat's auf der Gallerie am Schlusse des zweiten Aktes eine solche Hitze gehabt, daß dem Herrn von Krempelsetzer der Hausschlüssel aus der Tasche geschmolzen ist.

(Fliegende Blätter 1863.)

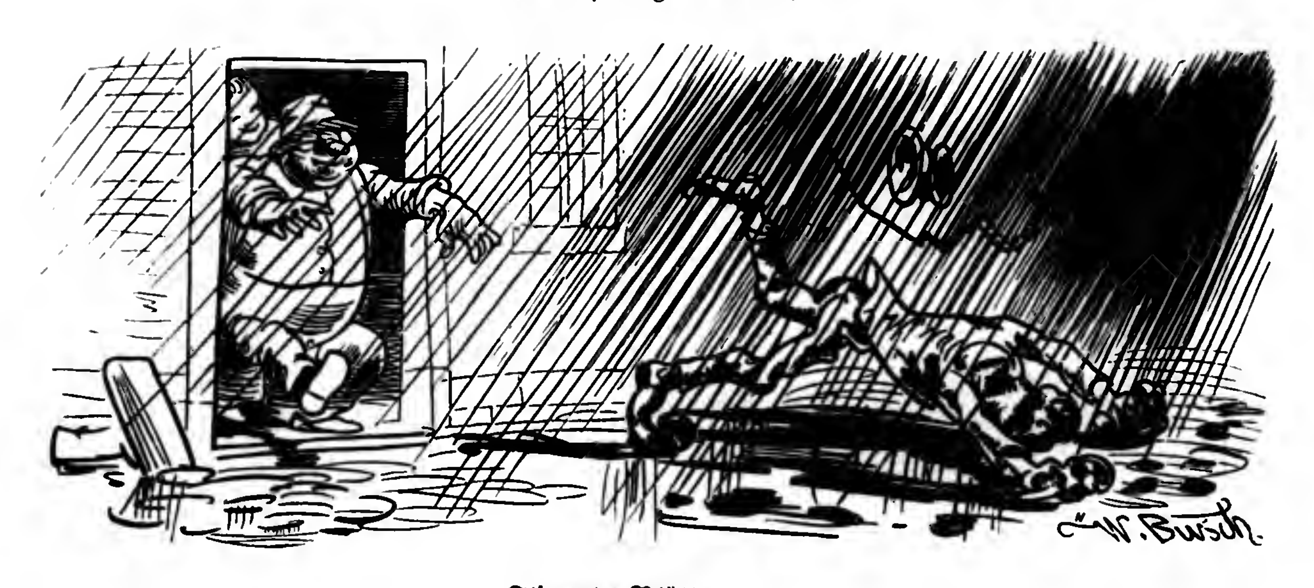
ein braves Schwein." Nach dem Prozeß blieb in einigen Auflagen dieser Abschnitt fort, doch später ist er wieder unverändert mit abgedruckt. Als die Anklage erhoben war, wandte sich Schauenburg an meinen Onkel mit der Bitte, das dem Werk zugrunde liegende urkundliche Material aus katholischen Heiligenlegenden ihm zu schicken. Diese Bitte, so sagte mein Onkel mir gelegentlich, hätte er nicht erfüllen können, da er wohl Anregung aus dem Studium der Legenden empfangen, aber nichts unmittelbar übernommen, auch Züge vom heiligen Antonius von Ägypten auf den von Padua übertragen hätte. Weiter hatte Schauenburg gebeten, daß Busch zu dem Termin in Offenburg persönlich erscheinen möchte. Auf den Rat des Onkels Justizrat Ebhardt in Hannover ließ er das; denn da er nicht mit angeklagt sei, ihn auch die Verhandlung im „Ausland" Baden gar nichts anginge, machte er sich mit einer Reise dorthin nur unnötige Ungelegenheiten. Doch hat mein Onkel, wie es scheint in einem ausführlichen Schreiben an Schauenburg, die Tendenz des Werkes und die ganze Darstellung auch gegenüber den unqualifizierbaren Angriffen des Tübinger Ästhetikers Fr. Theodor Vischer begründet und gerechtfertigt; das Konzept hierzu, das ich besitze, enthält folgende Bemerkungen: „Der Humor vor den Schranken des Gerichts. Wenn das kleine Buch eine Ironie enthält, so geht dieselbe gegen die Dar-

Der vergeßliche Stadtschreiber.

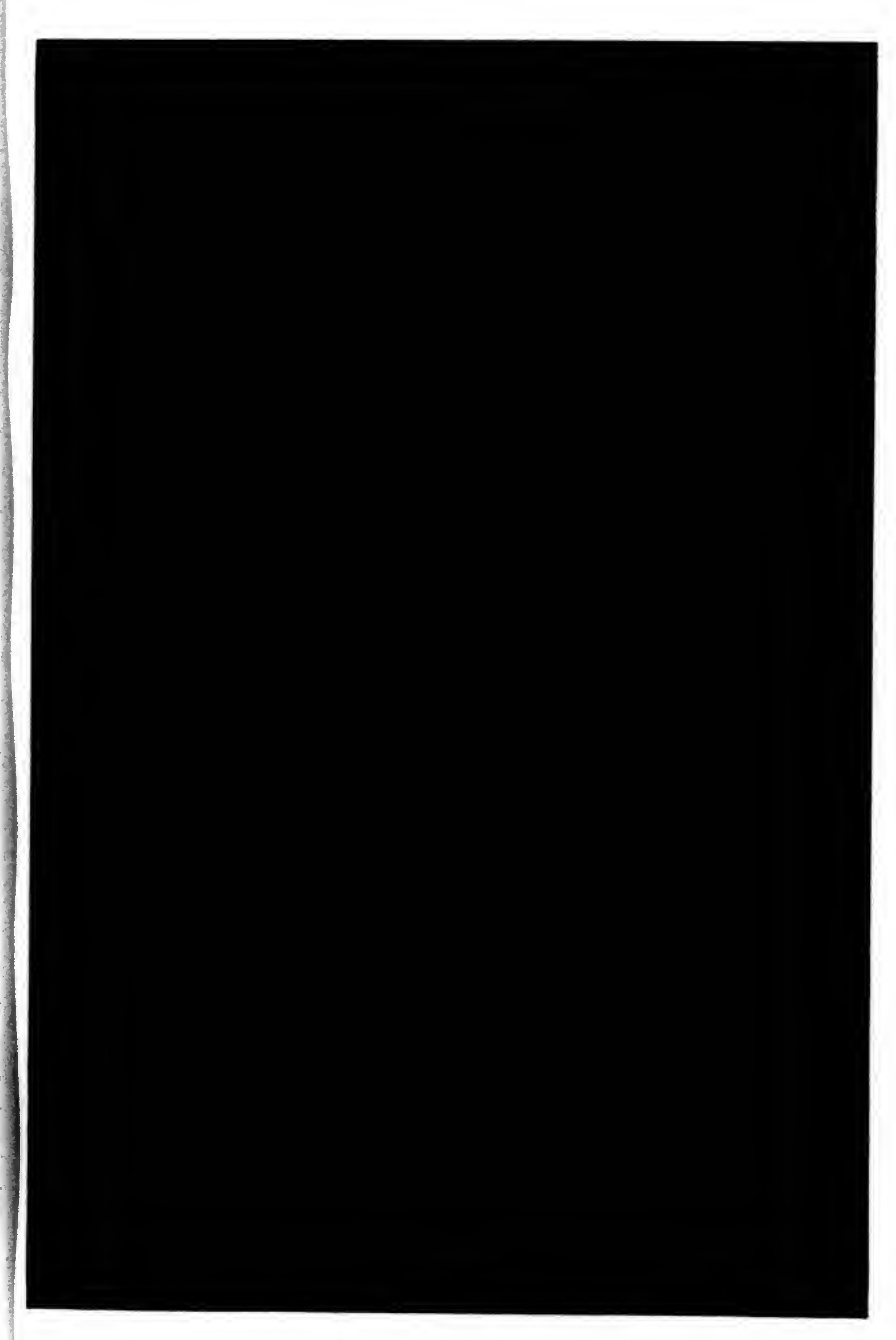


Fliegende Blätter 1859.

Der hastige Rausch.



Fliegende Blätter 1871.



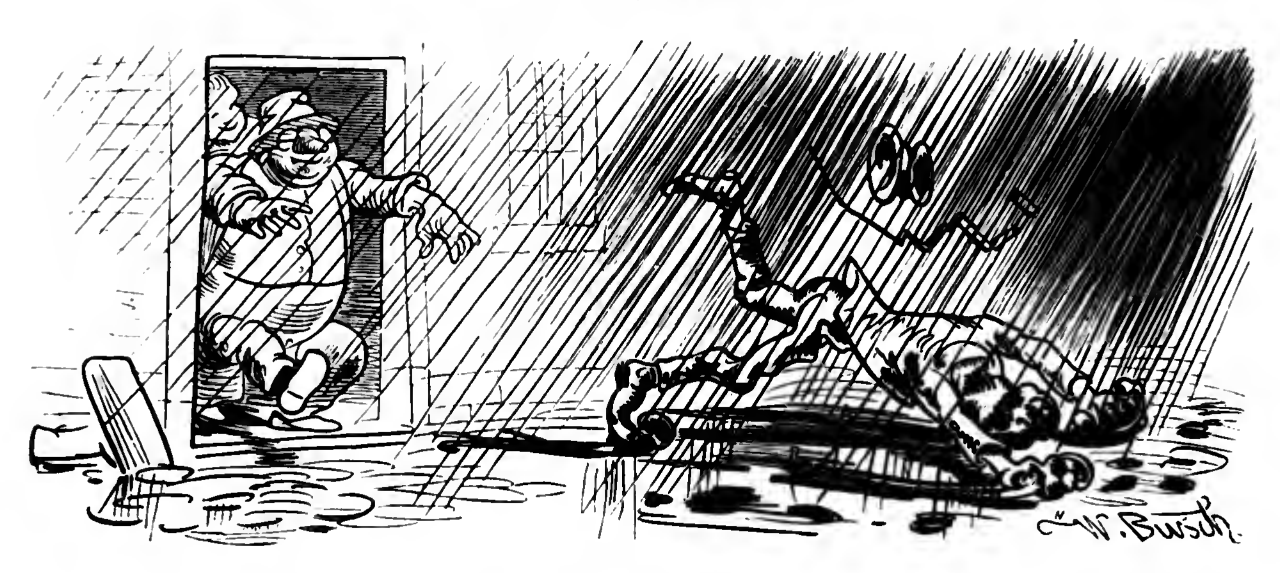
Bückeburgerin (Ölbild)
(um 1870)

Der vergeßliche Stadtschreiber.

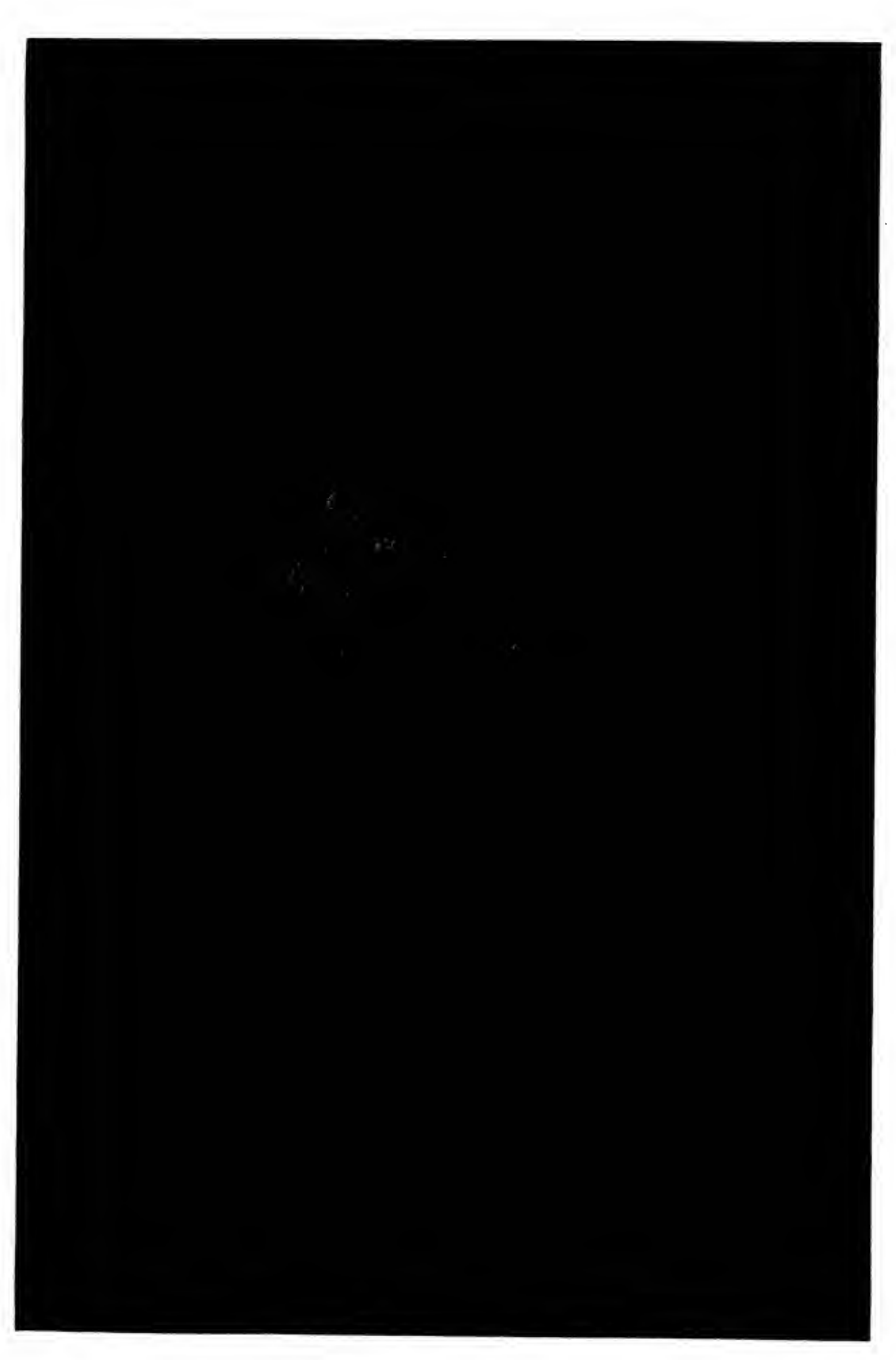


Fliegende Blätter 1859.

Der hastige Rausch.



Fliegende Blätter 1871.



Bückeburgerin (Ölbild)
(um 1870)



stellung in katholischen Wunderbüchern und ist dadurch veranlaßt. Z. B. findet sich in „Unserer lieben Frauen-Kalender“ eine Stelle mit Bild, wo die Maria den frommen Klosterbruder an ihren Brüsten saugen läßt. Diese Übertreibung des Marienkultus ist in dem Büchlein karikiert. Die Person der Maria ist, soweit in meinen Kräften, ideal dargestellt. Jeder Unbefangene muß diese Absicht erkennen und wird nichts Lüsternes finden. „Üppig“ sind die Zeichnungen nicht; so könnte man die Darstellungen der großen Meister nennen, die die Gestalten der Heiligen Geschichte mit allen Reizen der Farbe und der Form ausgestattet haben und sie in voller Nacktheit und in der Fülle ihrer geschlechtlichen Schönheit zeigen (Rubens; Cignani; die keusche Susanna in München; Joseph und Potiphars Weib in Dresden; auch Kaulbachs bekannte Szene in Reineke Fuchs). Wer eine gesunde Phantasie hat, wird da nur das Schöne, aber in den kindisch-humoristischen Darstellungen des Büchleins auch nur das Drollige sehen. Das Lächerliche und Wollüstige sind geradezu Gegensätze, und es zeigt sich die Übertriebenheit der Anklage darin, daß sie etwas Tadelnswerthes mit Gewalt finden und an den Haaren herbeiziehen will. — Das Büchlein ist nicht anders zu beurtheilen, wie vieles Ähnliche. Der alte Spruch: O, heiliger St. Florian, beschütz mein Haus, zünd andere an! ist eine Infamie, aber jeder weiß, daß es scherzhaft gemeint ist. Wie derb und satirisch sind die Pfaffenmärchen und die Legende (bei Bechstein?), in der Sankt Peter als Bruder Lustig erscheint und von einem Bauern Schläge kriegt. In München soll bis vor nicht langen Jahren ein Bild unter den Bögen gehängt haben, wo Luther mit seiner Kathi auf einer Sau reitet, mit der Unterschrift, er sei da die Bratwurst schuldig geblieben, was das katholische Volk an vielen Orten erzählt.“ — So sagt mein Onkel in diesen Notizen über die Tendenz und Darstellung des Heiligen Antonius. Daß er dieses Jugendwerk wie die späteren scharfen Satiren gegen ultramontane Hetze und Frömmelei in seinen alten Tagen „bereut“ habe, ist mir nie bekannt geworden. Ich wüßte auch nicht, was er hätte bereuen sollen.

Während dieser ersten Münchner Zeit von Mitte der Fünfziger bis Mitte der Sechziger Jahre war mein Onkel zwischendurch oft und lange in der hannoverschen Heimat, besonders in Wiedensahl und Lüethorst, gewesen. Im gastlichen Pfarrhaus des Onkels Kleine weilten um jene Zeit in den Sommermonaten die Vettern und Cousinen, junge Mädchen, die den Haushalt dort erlernten, Eleven der benachbarten Domäne Hunnesrück, ein lustiges junges Volk, und in diesem Kreis war der „dicke Vetter“ einer der unterhaltendsten und geselligsten. Beliebt waren Picknicks im Walde und Kaffeekochen in der Pfarrwiese. Damals war es, wie mein Onkel bemerkt, daß ihn ein Liebhabertheater im benachbarten Städtchen — Dassel — in den angenehmen Kreis seiner Tätigkeit zog; er hat dafür einige kleine Stücke gedichtet, von denen dies und das noch erhalten ist. Auch den häuslichen Lüethorster Kreis hat er damals in den lustigen Reimereien einer Chronik verewigt. Dabei kam die ernste Arbeit nicht zu kurz; vor allem trieb er in jener Zeit gründliche anatomische Studien.

Mitte der Sechziger Jahre war Dr. Otto Busch, ein jüngerer Bruder Wilhelms, Erzieher in der Familie des Bankiers Keßler in Frankfurt a. Main geworden. Das wurde der Anlaß, daß auch Wilhelm Busch dort längeren Aufenthalt nahm, daß



Ja ja! In diesem Topf von Stein
Da machte man den Peter ein,

Der, nachdem er anfangs hart,
Später weich wie Butter ward.

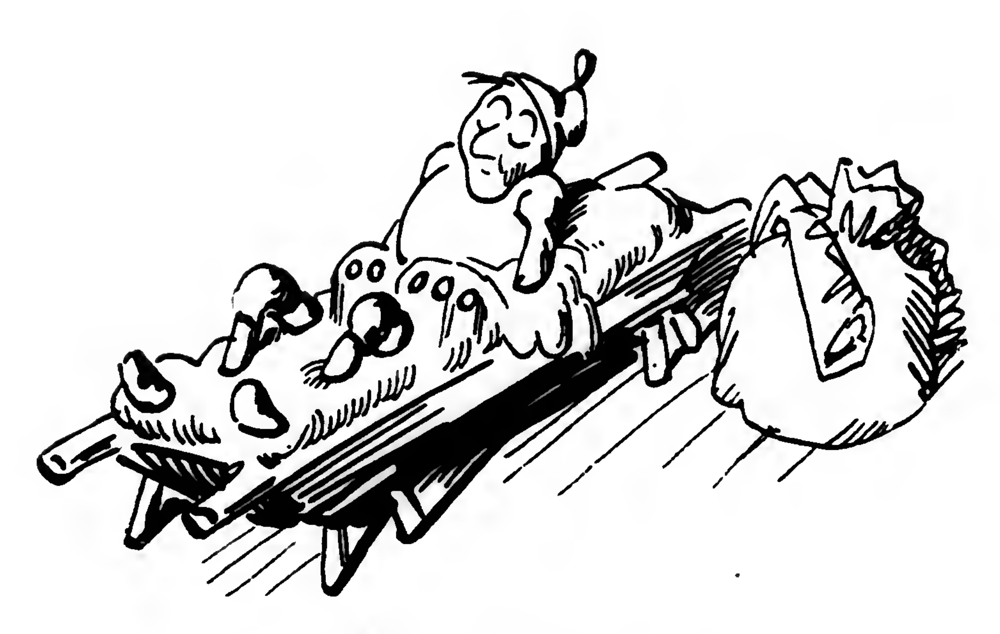
ihn, wie er gelegentlich an Kaspar Braun schreibt, für die nächsten Jahre die Mainlinie von München fernhielt. Der Bruder Otto war kundiger Ausleger und begeisterter Anhänger Schopenhauers, und die beiden vertieften sich zusammen in die philosophischen Probleme jener Zeit. Wie unser Onkel in der Schopenhauerschen Gedankenwelt zu Hause geblieben ist und diese philosophische Form bis zuletzt beibehalten hat, auch als er längst einen anderen Inhalt seiner Welt- und Lebensanschauung gewonnen hatte, das wird dem kundigen Leser seiner Schriften bekannt sein und in anderem Zusammenhang noch erörtert werden. Im Jahre 1867 besuchte Wilhelm Busch seinen Bruder zum erstenmal in der Keßlerschen Familie und dehnte seine Besuche dort länger und länger aus. 1869 war er ein ganzes Jahr in Frankfurt, wohnte in der gerade leerstehenden Kutscherwohnung im Hinterhaus der Villa an der Bockenheimer Landstraße und hatte zeitweise auch ein eigenes Atelier und eine eigene Wirtschaft. Von seiner Haushälterin Marie erzählte er noch gern; sie gehörte einer Sekte an und wäre deshalb besonders brav und ordentlich gewesen. Bei dem Umzuge meines Onkels hatte sie ihm ein Neues Testament zwischen seine Sachen gelegt; wie er scherzend sagte: „Sie dachte wohl, es könnte dem alten Jungen nicht schaden." Bis zuletzt hat er das Büchlein benutzt.

In der Frankfurter Zeit entstanden die auf Veranlassung des Verlegers Grote begonnenen „Bilder zur Jobsiade", ursprünglich als eine zeitgemäße Neuillustration des Kortüm'schen Werkes und als ein Band von Grotes Illustrierten Klassikerausgaben gedacht. Später, als Grote die Sache fallen ließ, sind sie mit eigenen Versen von Wilhelm Busch versehen und zugleich mit der auch in Frankfurt geschaffenen Frommen Helene herausgegeben, und zwar bei dem Jungmünchner Freunde Bassermann, der inzwischen in Heidelberg das väterliche Verlagsgeschäft übernommen hatte, das später nach München verlegt wurde. Von Frankfurt aus war mein Onkel

Die Täuschung.



Fliegende Blätter 1859.



Die Haarbeutel. 1879.

Ein interessanter Fall.

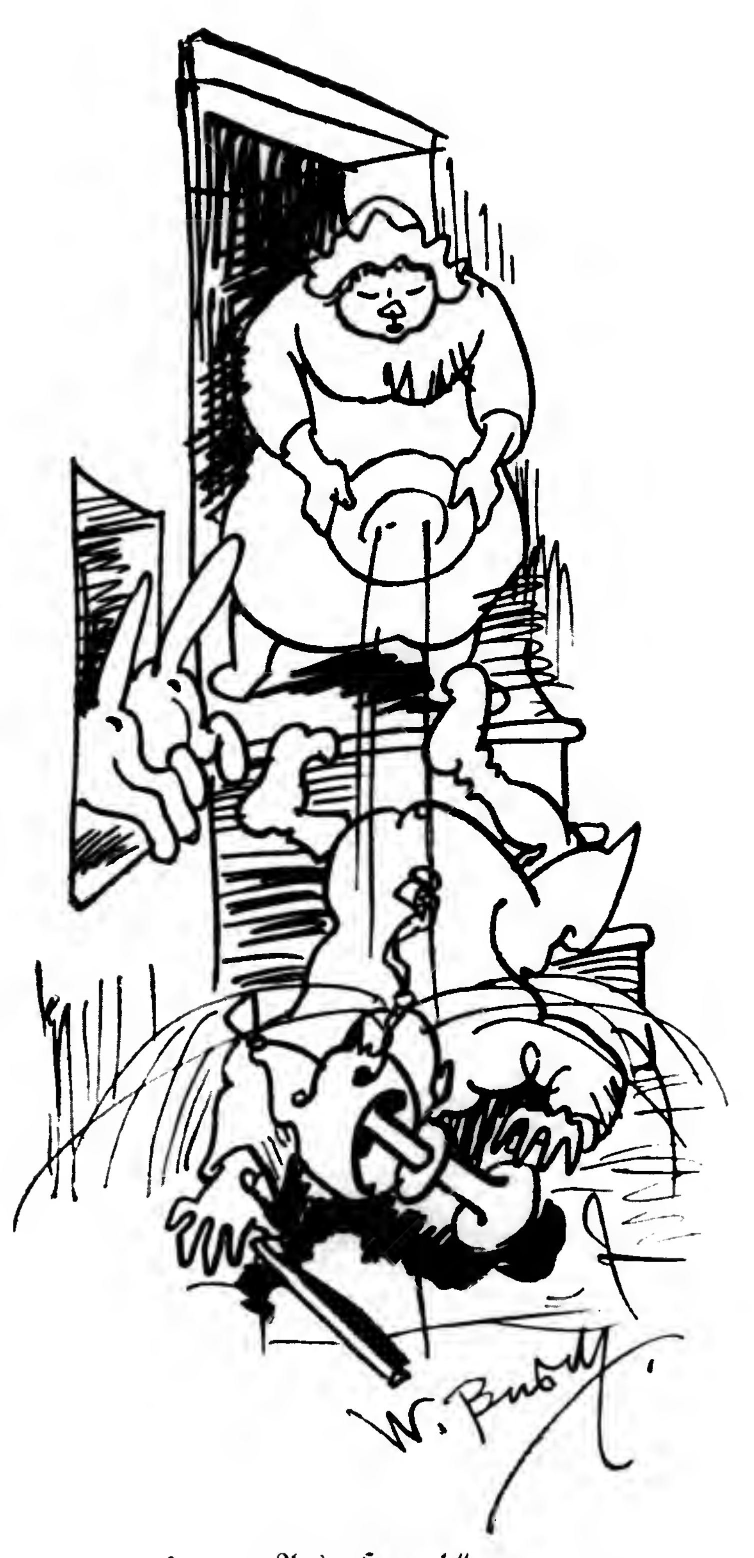


Fliegende Blätter 1860.

öfter und länger in Heidelberg zu Besuch und mit Bassermann zusammen manchmal als Gast bei dem Pfarrer Schmetzer, dem Freunde Scheffels, in dem neckaraufwärts gelegenen Ziegelhausen. Das eigentliche Standquartier jener Zeit aber blieb Frankfurt.

Zum Dank für die dort oft und lange genossene Gastfreundschaft schuf mein Onkel, nachdem er sich schon früher in Bildhauerarbeiten versucht hatte, eine lebensgroße Büste der Frau Keßler und neben trefflichen Ölbildern als besonders eigenartiges und wertvolles Geschenk eine in Mönchsmanier mit Initialen und Aquarellen geschmückte Prachtausgabe des Heiligen Antonius auf Pergament.

An dem Künstlerleben Frankfurts beteiligten sich die beiden Brüder Busch in reger Weise, in lebhaftem Verkehr mit den Malern Burger, Klimsch, dem Bildhauer Schürholz, dem Kunsthändler Günther u. a. Für die von W. Kaulen und dem Frankfurter Lokaldichter Fr. Stoltze an Stelle der 1866 unterdrückten alten „Frankfurter Laterne" neu herauszugebende „Deutsche Laterne", ein politisch-satirisches Wochenblatt, suchte Kaulen auch den ihm bekannten Wilhelm Busch zu gewinnen. Dieser zeichnete auch für die Probenummer, über die das Unternehmen nicht weit hinauskam den Scherz, „Wie man Napoliums macht", der später in Dideldum als „Anleitung zu historischen Porträts" aufgenommen wurde. Daß aber Busch für dieses Unternehmen seine ständige Mitarbeiterschaft zugesagt hätte, wie gelegentlich behauptet ist, muß bezweifelt werden. Denn authentisch ist seine Abneigung gegen eine derartige Verpflichtung für eine humoristische Zeitschrift: „Die ist wie ein ge-



Aus „Hernach".

fräßiges Ungeheuer, das immer und regelmäßig gefüttert sein will. Erst gibt man ihm die besten nahrhaftesten Speisen, ja Delikatessen; nach und nach zwingt einen das nimmersatte Vieh dazu, in den zugeworfenen Brocken immer weniger wählerisch zu werden, bis man zu faulem stinkigen Fleisch und leeren Wurstschläuchen kommt. Die Bücher kann ich machen, wenn ich Lust habe und mir was einfällt."

Nachdem die Geselligkeit in Frankfurt mit dem stillen Aufenthalt in Wiedensahl vertauscht war und der Verkehr mit der Keßlerschen Familie nach dem 1878 erfolgten

Das erste Bad im Freien.



Der Schmetterling. 1895.

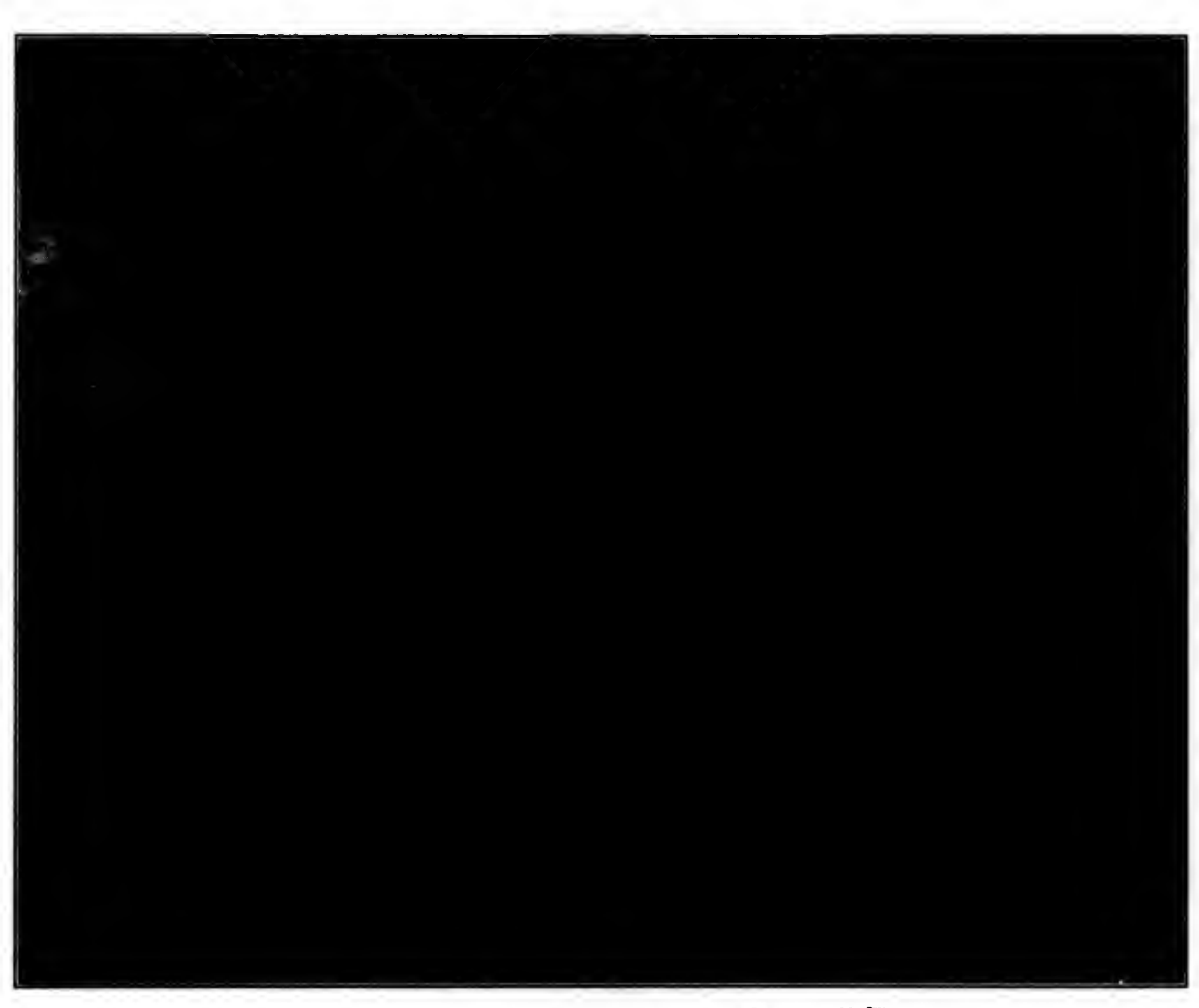


Fliegende Blätter 1861.

Tode des Bruders Otto zeitweise ganz aufgehört hatte, ist mein Onkel dann später jedes Jahr wieder dorthin gereist und bis zum letzten Sommer vor seinem Tode oft und gerne bei den Freunden in Frankfurt gewesen. Als er Anfang der Siebziger Jahre Atelier und eigene Wirtschaft, die er dort gehabt, aufgab und Möbel, Ateliereinrichtung u. dergl. nach Wiedensahl in mein Elternhaus schickte, bereitete sich die Periode seines Lebens vor, die ihn dem Fernerstehenden als Einsiedler und Sonderling erscheinen läßt; für uns sind das die reichsten Jahre im beständigen Verkehr mit unserm Onkel geworden. Als ich ein kleiner Junge war, bezog er die nach dem Garten zu gelegenen oberen Eckzimmer im Pfarrhaus, wo seine Schwester, unsere Mutter, seit 15 Jahren als Hausfrau waltete. Früher war er natürlich bei Besuchen in der Heimat stets im Elternhause eingekehrt, auch nachdem der jüngere Bruder Adolf das elterliche Geschäft übernommen und sich verheiratet hatte. Aber dort war für ihn mit dem Tode der Eltern eine zu schmerzlich empfundene Veränderung eingetreten. Der Vater war schon 1868 gestorben; die Mutter starb 1870. Ihr gilt das ergreifende Schlußgedicht in der „Kritik des Herzens":

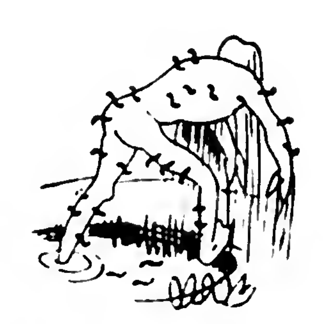
O du, die mir die Liebste war,
Du schläfst nun schon so manches Jahr.
So manches Jahr, da ich allein,
Du gutes Herz, gedenk ich dein.
Gedenk ich dein, von Nacht umhüllt,
So tritt zu mir dein treues Bild.
Dein treues Bild, was ich auch thu,
Es winkt mir ab, es winkt mir zu.
Und scheint mein Wort dir gar zu kühn,
Nicht gut mein Thun,
Du hast mir einst so oft verziehn,
Verzeih auch nun.

O. N.



Arbeitszimmer im Elternhaus. (Ölbild.)

Das erste Bad im Freien.



Der Schmetterling. 1895.



Fliegende Blätter 1861.

Tode des Bruders Otto zeitweise ganz aufgehört hatte, ist mein Onkel dann später jedes Jahr wieder dorthin gereist und bis zum letzten Sommer vor seinem Tode oft und gerne bei den Freunden in Frankfurt gewesen. Als er Anfang der Siebziger Jahre Atelier und eigene Wirtschaft, die er dort gehabt, aufgab und Möbel, Ateliereinrichtung u. dergl. nach Wiedensahl in mein Elternhaus schickte, bereitete sich die Periode seines Lebens vor, die ihn dem Fernerstehenden als Einsiedler und Sonderling erscheinen läßt; für uns sind das die reichsten Jahre im beständigen Verkehr mit unserm Onkel geworden. Als ich ein kleiner Junge war, bezog er die nach dem Garten zu gelegenen oberen Eckzimmer im Pfarrhaus, wo seine Schwester, unsere Mutter, seit 15 Jahren als Hausfrau waltete. Früher war er natürlich bei Besuchen in der Heimat stets im Elternhause eingekehrt, auch nachdem der jüngere Bruder Adolf das elterliche Geschäft übernommen und sich verheiratet hatte. Aber dort war für ihn mit dem Tode der Eltern eine zu schmerzlich empfundene Veränderung eingetreten. Der Vater war schon 1868 gestorben; die Mutter starb 1870. Ihr gilt das ergreifende Schlußgedicht in der „Kritik des Herzens“:

O du, die mir die Liebste war,
Du schläfst nun schon so manches Jahr.
So manches Jahr, da ich allein,
Du gutes Herz, gedenk ich dein.
Gedenk ich dein, von Nacht umhüllt,
So tritt zu mir dein treues Bild.
Dein treues Bild, was ich auch thu,
Es winkt mir ab, es winkt mir zu.
Und scheint mein Wort dir gar zu kühn,
Nicht gut mein Thun,
Du hast mir einst so oft verziehn,
Verzeih auch nun.

O. N.



Arbeitszimmer im Elternhaus. (Ölbild.)





„Spricker"

Von **Wilhelm Busch** *

I.

Spricker: Dürre Zweige, kurz gebrochen,
Etwas dünner oder dicker,
Um Kaffee dabei zu kochen,
Diese Zweige heißen „Spricker".

Neue Gedanken sind nicht häufig;
Sag uns die alten nur geläufig.

Der Eine trägt Holz, der Andre wärmt sich dran.

Man kann sein Geld nicht schlechter anlegen, als in ungezogenen Kindern.

Dumme Gedanken hat Jeder, nur der Weise verschweigt sie.

Ist darum schlecht die Welt,
Weil sie dir nicht gefällt?

Seine Liebe war ewig. Als seine Frau starb, nahm er eine andere.

Das Feinste fällt durch's Sieb.

Dummheit, die man bei andern sieht,
Wirkt meist erhebend aufs Gemüth.

„Bitte, treten Sie näher!" sagte der Teufel.

„Beizu trifft man doch immer am besten", sagte Taps, da hat er sich den Finger abgehackt.

Untrügliche Wetterregeln: Dezemberwind macht die Nasen roth, die es nicht schon sind. —

Wenn es Silvester schneit,
Ist Neujahr nicht weit. —
Juli trocken und heiß,
Klebt dem Bauer die Hose am Steiß.

Wenn man es nur versucht, so geht's,
Das heißt mitunter, doch nicht stets.

Lehrlings Klage: „Auch alles soll ich gethan haben. Wenn nu de Meisterin 'n Kind kriegt, dann soll ich das auch wol gethan haben?"

Jung ein Gimpel, alt ein Simpel.

Eine Schwäre peinigt mich. — Wo denn sitzt sie? — Da wo ich.

Kalte Füße sind lästig, besonders die eigenen.

Ein Onkel, der Gutes mitbringt, ist besser als eine Tante, die bloß Klavier spielt.

Knabendrohung: Sperrst du mich in den Keller, fang ich Mäuse und setze sie an den Speck.

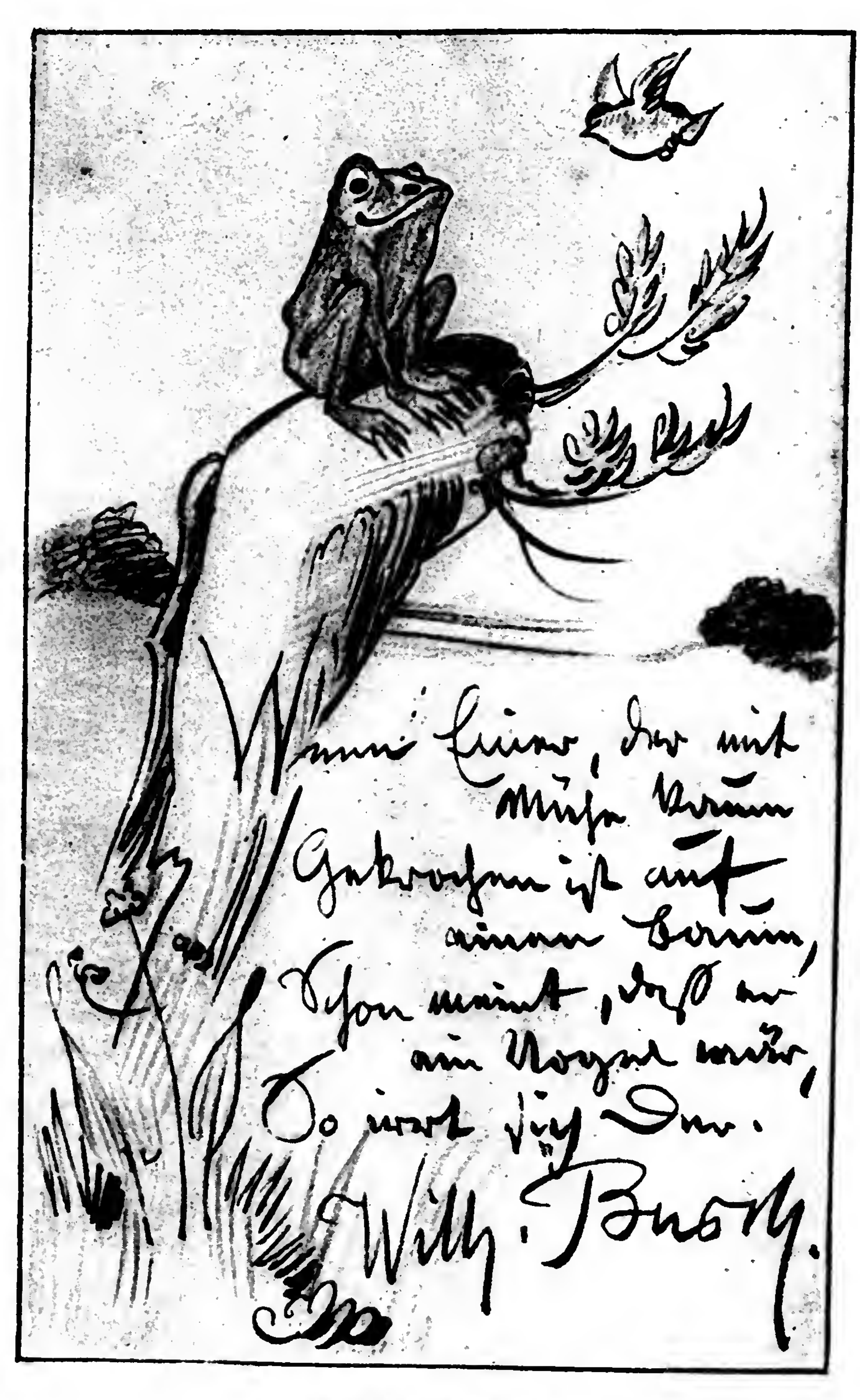
Der Beste muß mitunter lügen,
Zuweilen thut er's mit Vergnügen.

Bemüh dich nur und sei hübsch froh,
Der Ärger kommt schon sowieso.

Ein Haar in der Suppe mißfällt uns sehr,
Selbst wenn es vom Haupt der Geliebten wär.

Im Land Italien lebt man froh,
Hoch hüpft das Herz und hoch der Floh.

* Auf einer Anzahl loser Blätter, die ich vor Jahren von meinem Onkel erhielt, fanden sich auch viele Aphorismen, von denen hier eine Auswahl dargeboten wird. O. N.



Beilage zur Münchener Bazarpost (um 1875).

„Spricker“

Von **Wilhelm Busch** *

I.

Spricker: Dürre Zweige, kurz gebrochen,
Etwas dünner oder dicker,
Um Kaffee dabei zu kochen,
Diese Zweige heißen „Spricker“.

Neue Gedanken sind nicht häufig;
Sag uns die alten nur geläufig.

Der Eine trägt Holz, der Andre wärmt sich dran.

Man kann sein Geld nicht schlechter anlegen, als in ungezogenen Kindern.

Dumme Gedanken hat Jeder, nur der Weise verschweigt sie.

Ist darum schlecht die Welt,
Weil sie dir nicht gefällt?

Seine Liebe war ewig. Als seine Frau starb, nahm er eine andere.

Das Feinste fällt durch's Sieb.

Dummheit, die man bei andern sieht,
Wirkt meist erhebend aufs Gemüth.

„Bitte, treten Sie näher!“ sagte der Teufel.

„Beizu trifft man doch immer am besten“, sagte Taps, da hat er sich den Finger abgehackt.

Untrügliche Wetterregeln: Dezemberwind macht die Nasen roth, die es nicht schon sind. —

Wenn es Silvester schneit,
Ist Neujahr nicht weit. —
Juli trocken und heiß,
Klebt dem Bauer die Hose am Steiß.

Wenn man es nur versucht, so geht's,
Das heißt mitunter, doch nicht stets.

Lehrlings Klage: „Auch alles soll ich gethan haben. Wenn nu de Meisterin 'n Kind kriegt, dann soll ich das auch wol gethan haben?“

Jung ein Gimpel, alt ein Simpel.

Eine Schwäre peinigt mich. — Wo denn sitzt sie? — Da wo ich.

Kalte Füße sind lästig, besonders die eigenen.

Ein Onkel, der Gutes mitbringt, ist besser als eine Tante, die bloß Klavier spielt.

Knabendrohung: Sperrst du mich in den Keller, fang ich Mäuse und setze sie an den Speck.

Der Beste muß mitunter lügen,
Zuweilen thut er's mit Vergnügen.

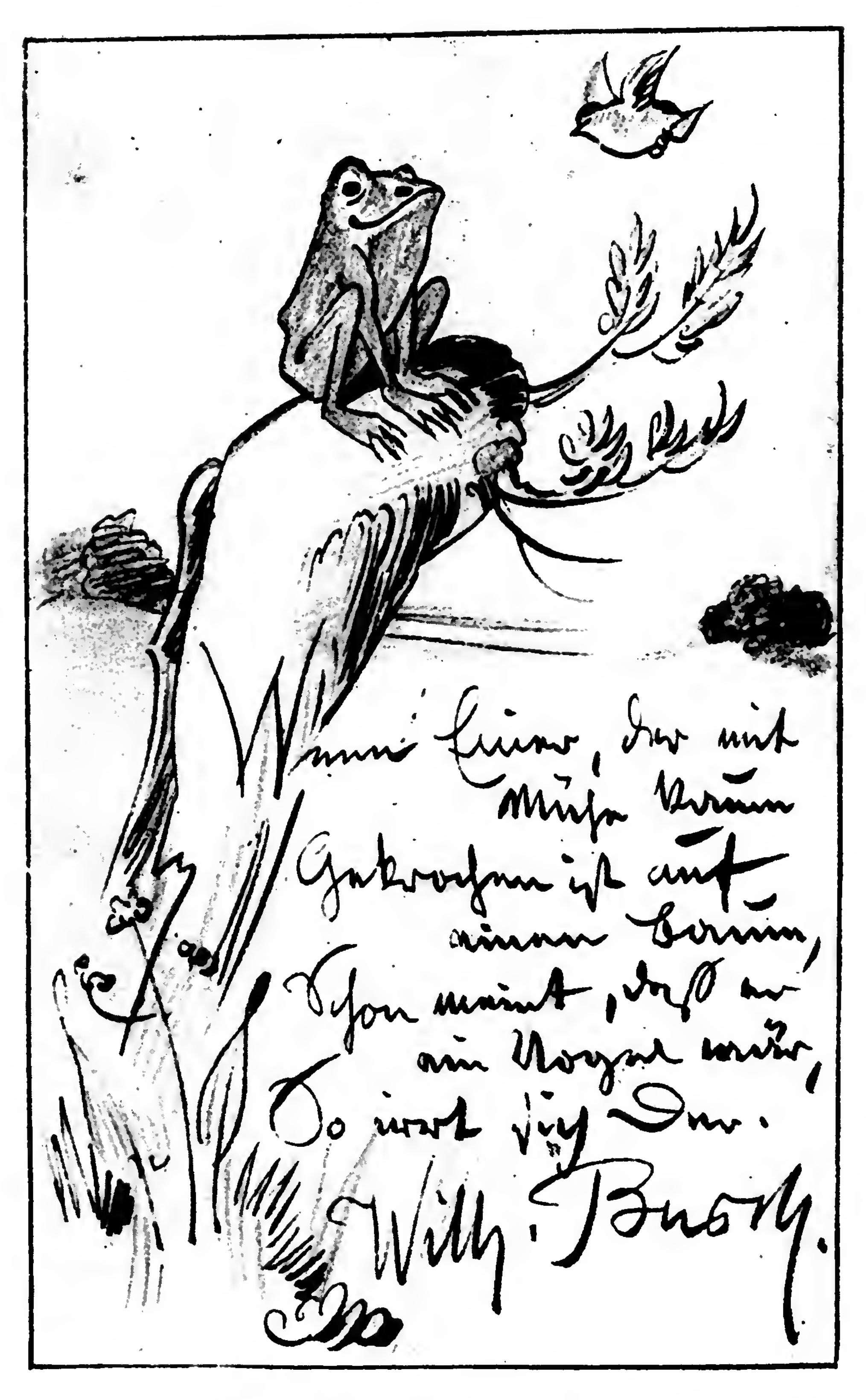
Bemüh dich nur und sei hübsch froh,
Der Ärger kommt schon sowieso.

Ein Haar in der Suppe mißfällt uns sehr,
Selbst wenn es vom Haupt der Geliebten wär.

Im Land Italien lebt man froh,
Hoch hüpft das Herz und hoch der Floh.

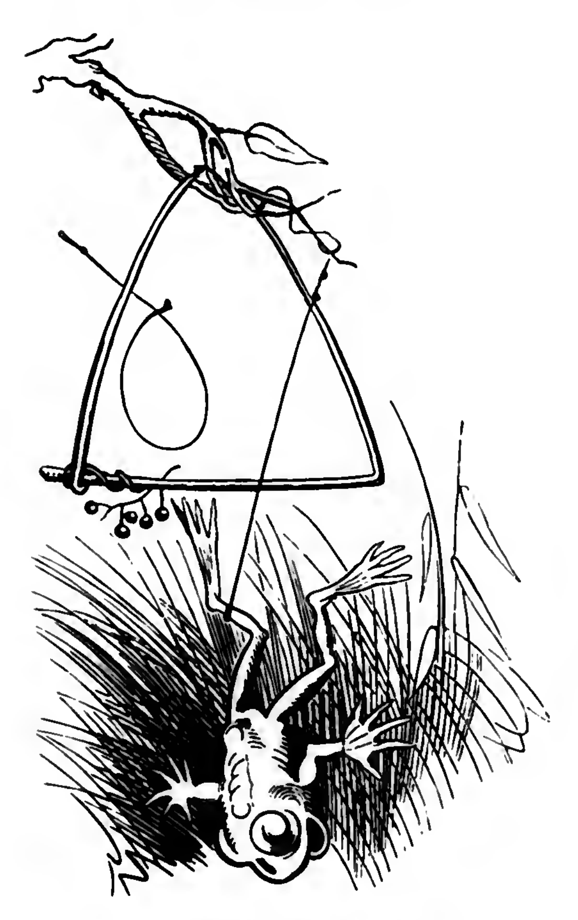
---

* Auf einer Anzahl loser Blätter, die ich vor Jahren von meinem Onkel erhielt, fanden sich auch viele Aphorismen, von denen hier eine Auswahl dargeboten wird. O. N.

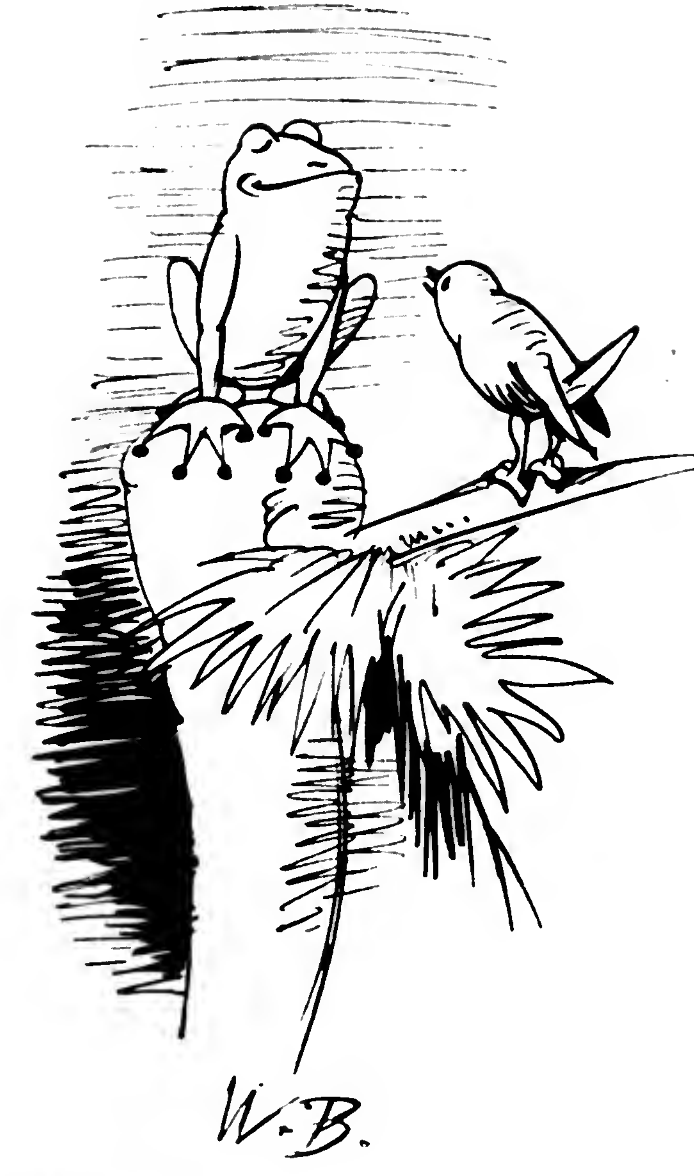


Beilage zur Münchener Bazarpost (um 1875).

Trauriges Ende eines Laubfrosches, der auch einmal ein Krammetsvogel hat sein wollen.



Fliegende Blätter 1861.



Der Partikularist.



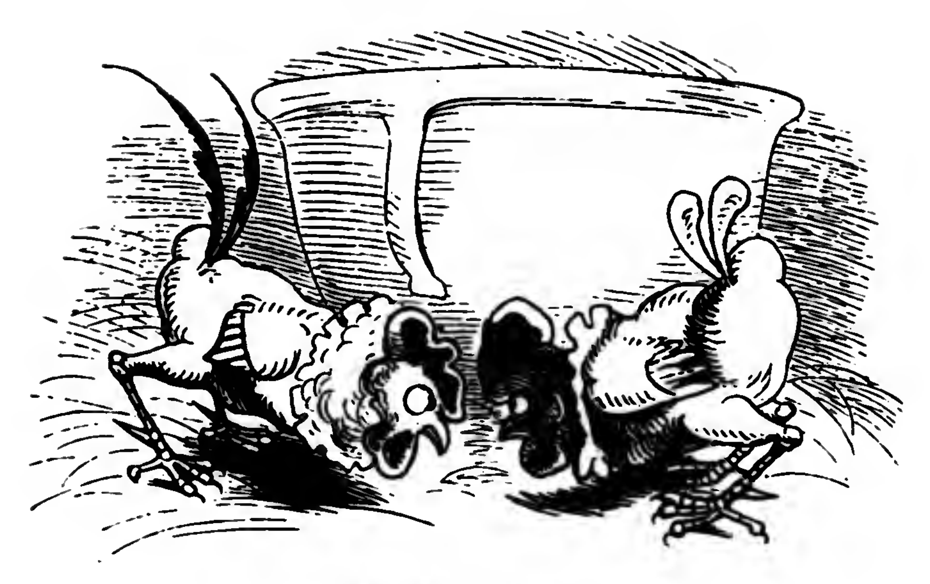
Fliegende Blätter 1870.

Aus „Hernach“.



Der Geburtstag. 1876.

Der Hahnenkampf.



Fliegende Blätter 1862.



Farbige Bleifederzeichnung. 1895.



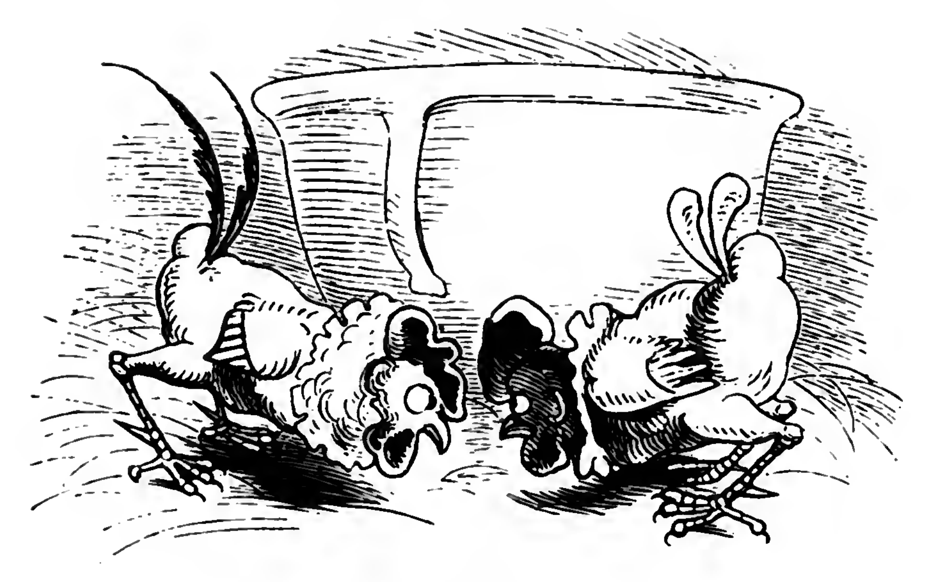
Pfarrhof (Ölbild).

II.

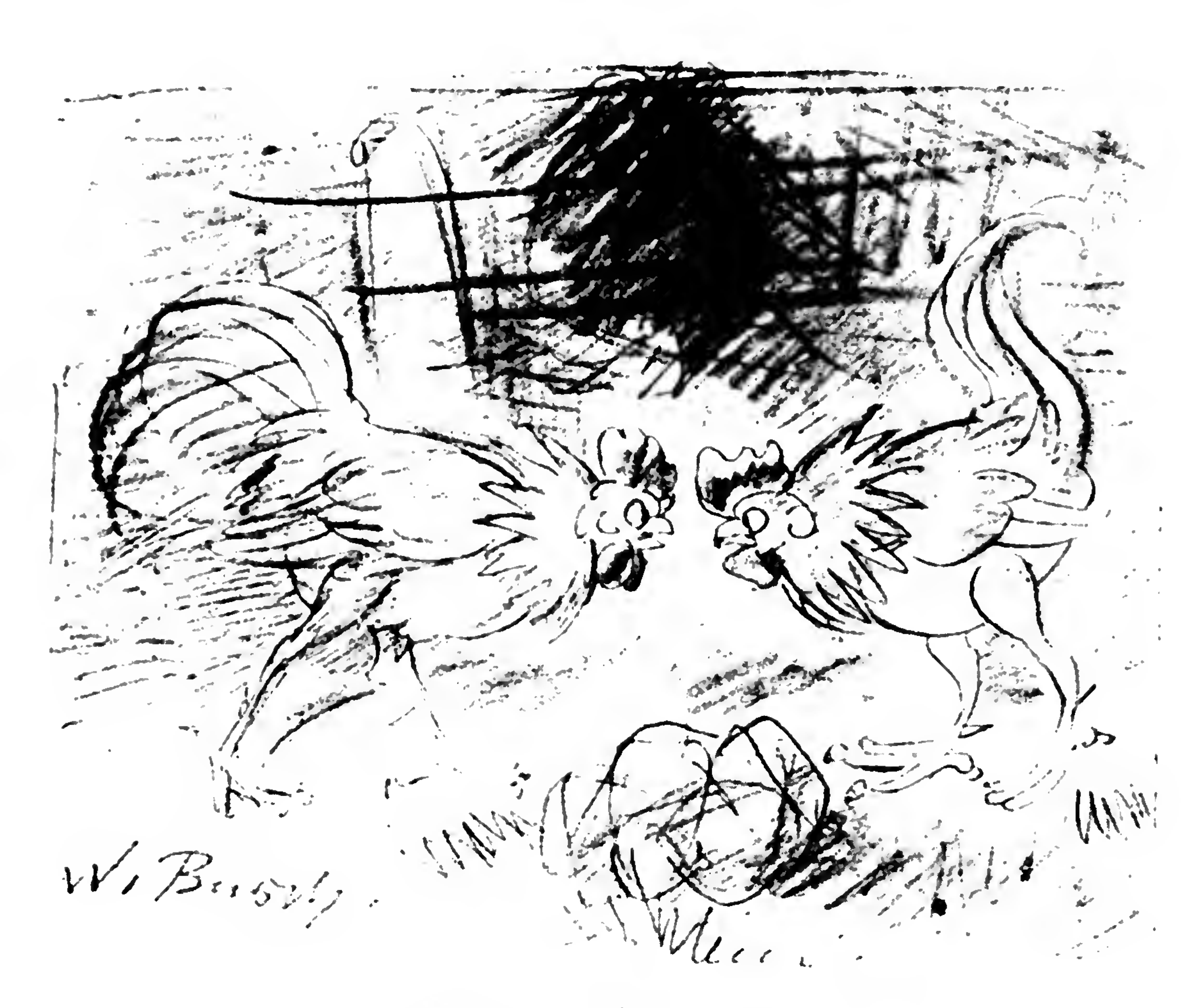
Ein starkes Band fesselt den fühlenden und denkenden Menschen an den heimatlichen Boden, und wenn auch mancher schon recht jung vergessen haben mag, auf welchem Fleck Erde er wuchs, so kann doch auch wieder der Mensch alt darüber werden, ehe jenes Band zerreißt. Oft gibt's oder gab's, wenigstens früher, als die Welt noch nicht so fade hastete wie heute, z. B. den Fall, daß erst der Eltern Tod die Brücke zerstörte, über die noch immer wieder der in die Weite Verschlagene und draußen Umgetriebene ab und an rückwärts zu wandern pflegte in die Gärten des Jugendparadieses.

Busch hat sich hier wie sonst in seiner Eigenart gezeigt. Nie war er seiner Heimat fremd geworden; immer wieder kehrt er ins Elternhaus mal ein, denn tief und innig liebt er beide Eltern. Da stirbt 1868 sein Vater, 1870 seine Mutter. Aber er löst sich jetzt nicht etwa los vom angestammten Boden; nein, fast ist's, als ob er nur mehr wieder sich einwurzelt im Wiedensahler Erdreich.

Der Hahnenkampf.



Fliegende Blätter 1862.



Farbige Bleifederzeichnung. 1895.



Pfarrhof (Ölbild).

II.

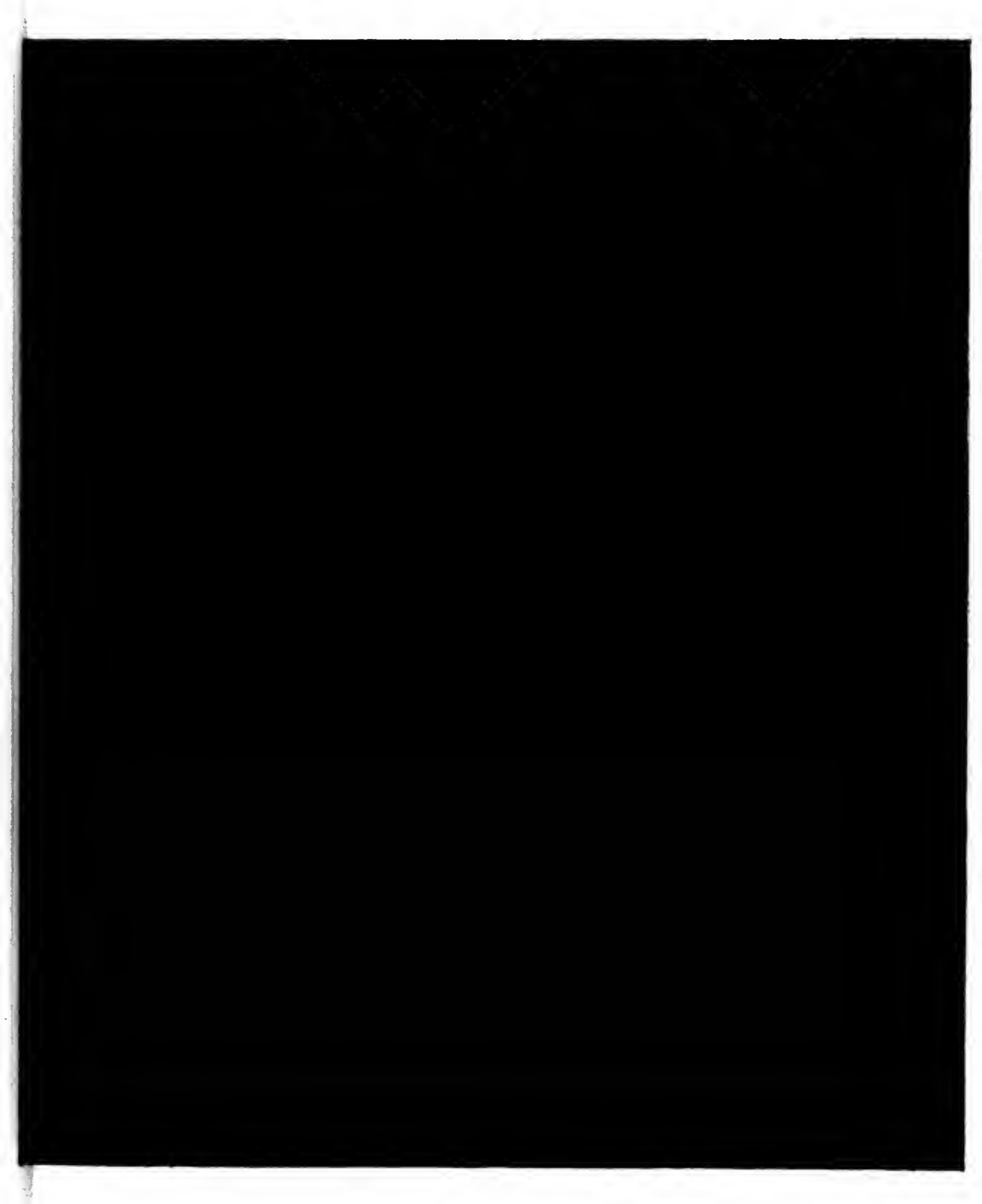
Ein starkes Band fesselt den fühlenden und denkenden Menschen an den heimatlichen Boden, und wenn auch mancher schon recht jung vergessen haben mag, auf welchem Fleck Erde er wuchs, so kann doch auch wieder der Mensch alt darüber werden, ehe jenes Band zerreißt. Oft gibt's oder gab's, wenigstens früher, als die Welt noch nicht so fade hastete wie heute, z. B. den Fall, daß erst der Eltern Tod die Brücke zerstörte, über die noch immer wieder der in die Weite Verschlagene und draußen Umgetriebene ab und an rückwärts zu wandern pflegte in die Gärten des Jugendparadieses.

Busch hat sich hier wie sonst in seiner Eigenart gezeigt. Nie war er seiner Heimat fremd geworden; immer wieder kehrt er ins Elternhaus mal ein, denn tief und innig liebt er beide Eltern. Da stirbt 1868 sein Vater, 1870 seine Mutter. Aber er löst sich jetzt nicht etwa los vom angestammten Boden; nein, fast ist's, als ob er nur mehr wieder sich einwurzelt im Wiedensahler Erdreich.



Pfarre in Wiedensahl.
(Nach Photographie.)

Kam er früher nach Wiedensahl, so wohnte er, wie im ersten Teile erzählt ist, im Elternhause. Jetzt, Anfang der Siebziger Jahre, vertauscht er's mit der Pfarre, wohin ja seine Schwester, unsere Mutter, seit 1859 schon verheiratet war. Die Pfarre war ruhiger als das Elternhaus, in dem der Bruder Adolf das väterliche Geschäft in alter Weise fortführte. Hier auf der Pfarre störten die Stille höchstens wir Jungens, aber unsern Lärm hemmte ein Respekt vor dem Onkel, der in fast bannartiger Weise auf uns lag. Erinnere ich mich doch, daß wir sein Zimmer selten betraten, immer aber mit Scheu, in der Ungewißheit, ob der Onkel wohl ein freundliches Gesicht zeigen oder kurz angebunden sein werde. Also auf der Pfarre kehrte er jetzt ein, wenn er nach Wiedensahl kam, hauste da auch, wenn die Eltern mit uns Kindern einmal verreisten. So schreibt er 1876: „Meine Schwester und mein Schwager werden Donnerstag auf drei bis vier Wochen nach Grund gehen. Dann hab ich das Haus und die geistlichen Angelegenheiten wieder allein zu besorgen." Ein andermal, wo er allein das Haus hütet, schreibt er: „Meine Zeit geht immer so gleichmäßig und gemüthlich dahin. Morgens wird gearbeitet, nachmittags bummle ich, trinke in der Dämmerung meine halbe Wein und lege mich frühzeitig aufs Ohr. Die letzten Wochen habe ich ein kleines Buch fertig gemacht, welches augenblicklich gedruckt wird"; oder er richtet in solchem Falle folgende Worte an einen Freund: „Für einen soliden Pfarrverweser, wie ich es jetztunder bin, geziemt es sich wohl, nach den überstandenen Sonntagsgeschäften auch ein wenig an seine abwesenden Freunde zu denken und sie zum Guten zu ermahnen und aufzumuntern. Also bete und arbeite und trinke nicht zu viel kaltes Wasser, wenn du erhitzt bist, sondern halte dich mehr an die braven geistlichen Getränke" usw.

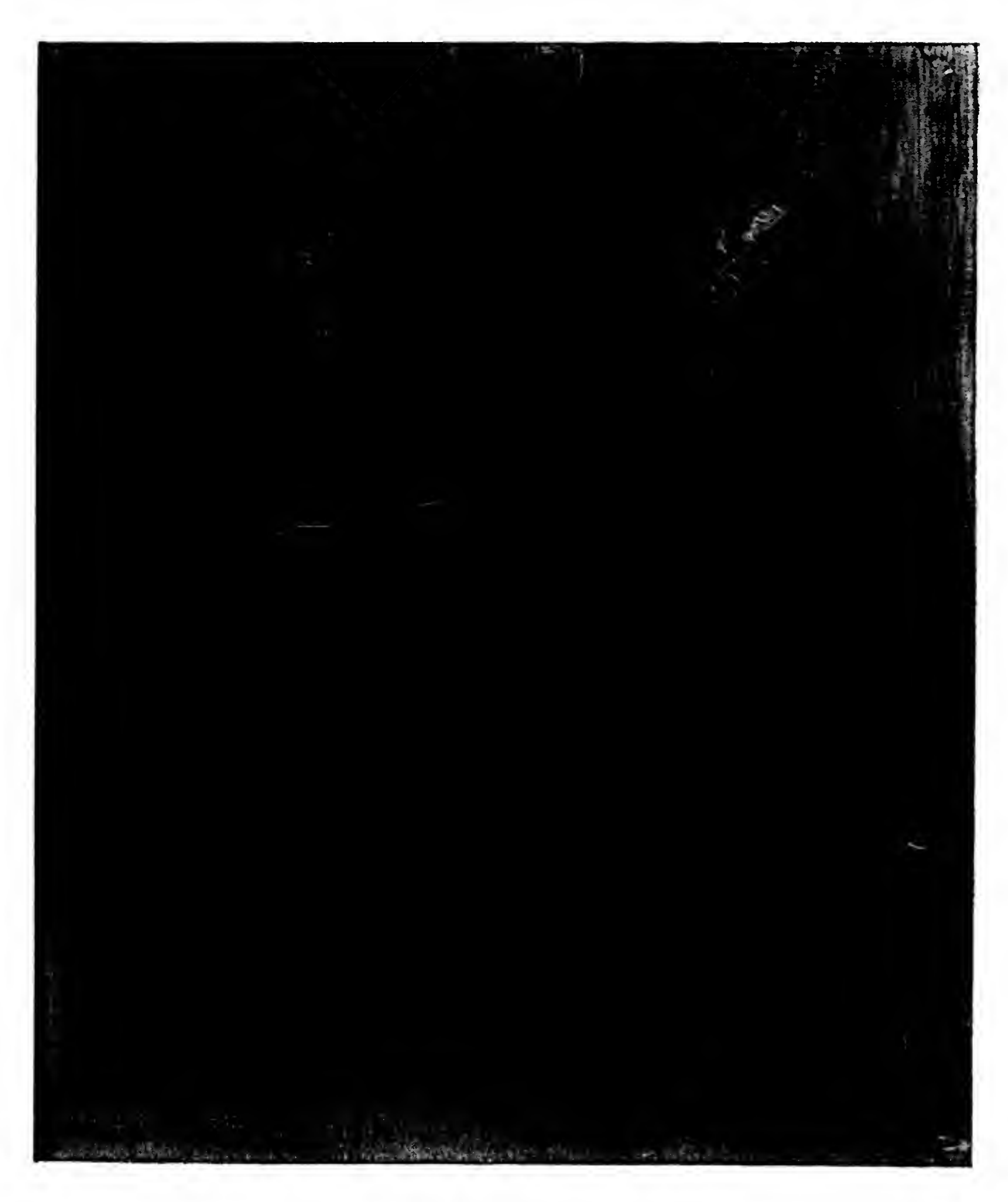


Der Brief
(Wolfenbüttel um 1876)



Pfarre in Wiedensahl.
(Nach Photographie.)

Kam er früher nach Wiedensahl, so wohnte er, wie im ersten Teile erzählt ist, im Elternhause. Jetzt, Anfang der Siebziger Jahre, vertauscht er's mit der Pfarre, wohin ja seine Schwester, unsere Mutter, seit 1859 schon verheiratet war. Die Pfarre war ruhiger als das Elternhaus, in dem der Bruder Adolf das väterliche Geschäft in alter Weise fortführte. Hier auf der Pfarre störten die Stille höchstens wir Jungens, aber unsern Lärm hemmte ein Respekt vor dem Onkel, der in fast bannartiger Weise auf uns lag. Erinnere ich mich doch, daß wir sein Zimmer selten betraten, immer aber mit Scheu, in der Ungewißheit, ob der Onkel wohl ein freundliches Gesicht zeigen oder kurz angebunden sein werde. Also auf der Pfarre kehrte er jetzt ein, wenn er nach Wiedensahl kam, hauste da auch, wenn die Eltern mit uns Kindern einmal verreisten. So schreibt er 1876: „Meine Schwester und mein Schwager werden Donnerstag auf drei bis vier Wochen nach Grund gehen. Dann hab ich das Haus und die geistlichen Angelegenheiten wieder allein zu besorgen." Ein andermal, wo er allein das Haus hütet, schreibt er: „Meine Zeit geht immer so gleichmäßig und gemüthlich dahin. Morgens wird gearbeitet, nachmittags bummle ich, trinke in der Dämmerung meine halbe Wein und lege mich frühzeitig aufs Ohr. Die letzten Wochen habe ich ein kleines Buch fertig gemacht, welches augenblicklich gedruckt wird"; oder er richtet in solchem Falle folgende Worte an einen Freund: „Für einen soliden Pfarrverweser, wie ich es jetztunder bin, geziemt es sich wohl, nach den überstandenen Sonntagsgeschäften auch ein wenig an seine abwesenden Freunde zu denken und sie zum Guten zu ermahnen und aufzumuntern. Also bete und arbeite und trinke nicht zu viel kaltes Wasser, wenn du erhitzt bist, sondern halte dich mehr an die braven geistlichen Getränke" usw.



Der Brief
(Wolfenbüttel um 1876)



Noch Mitte der Siebziger Jahre war er freilich die Hälfte oder mehr vom Jahre auf Reisen bezw. in München. Kam er, so fand er Stube und Kammer, hatte auch von Anfang an ein kleines nach Norden gelegenes Zimmer als Atelier eingerichtet, das aber zunächst wenig von ihm benützt ward; erst später nahm er ein größeres Zimmer hierzu, das natürlich ebenfalls nördlich lag, und richtete sich mehr und mehr drin ein.

Einen großen Teil des Jahres verbrachte er nach wie vor in München, zumal den Winter. Gegen Ende der Siebziger Jahre ward diese Zeit immer kürzer; nach Gedons Tode (Dezember 1883) war er nur ungern noch mal dort, bald nicht einmal



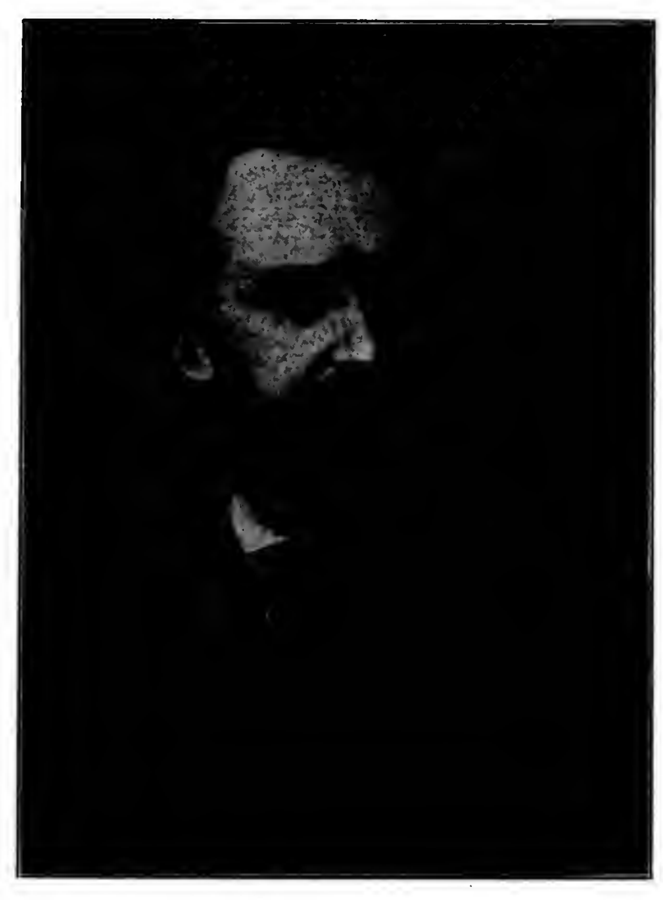
Buschs Schwester Fanny.

dann mehr, wenn sein Reiseweg ihn hätte hinführen müssen. Er wohnt jetzt im „Europäischen Hof". Tagsüber ist er, so schreibt er selbst, Karlstraße 36 zu finden: dort hatte ihm sein Freund Gedon 1877 ein Atelier eingerichtet. Alles hatte dabei mein Onkel vertrauensvoll in Gedons Hand gelegt; sehr nett hatte es Gedon auch gemacht, aber so billig, wie er gemeint hatte, war's wahrlich nicht abgegangen. Wir saßen in Stadthagen, wo Busch und Gedon sich ein Stelldichein gaben, am Biertisch; mein Onkel drängte und wollte die Kosten begleichen; Gedon riß ein Stück aus dem Rand der Zeitung, die auf dem Tische lag, schrieb und steckte Busch das Zettelchen in die Hand; es stand eine Summe darauf, die denn doch Busch verblüffte, die aber humorvoll und kurzer Hand beglichen wurde. Bald faßt Busch dann wohl noch einmal den Plan, nach München zu fahren, aber dabei bleibt's, wie gesagt. Er fürchtet wohl vor allem, in das, was er in München findet, nicht mehr so recht hineinzupassen. Schon Oktober 1876 schreibt er: „Die vielen Leute, das Fest (gemeint ist die Ausstellung in München), der Lärm, das Bier, der Rauch — mir ward ganz unklug davon. Und dann nie vor nachs zwei Uhr ins Bett." Und von Wiedensahl aus meint er dann: „Ja, da staunt der Dachs, wenn er aus dem Loch rausgeht. Das Feuer bullert im Ofen, und für die nächsten sechs Wochen will ich nicht wieder über die Grenze."

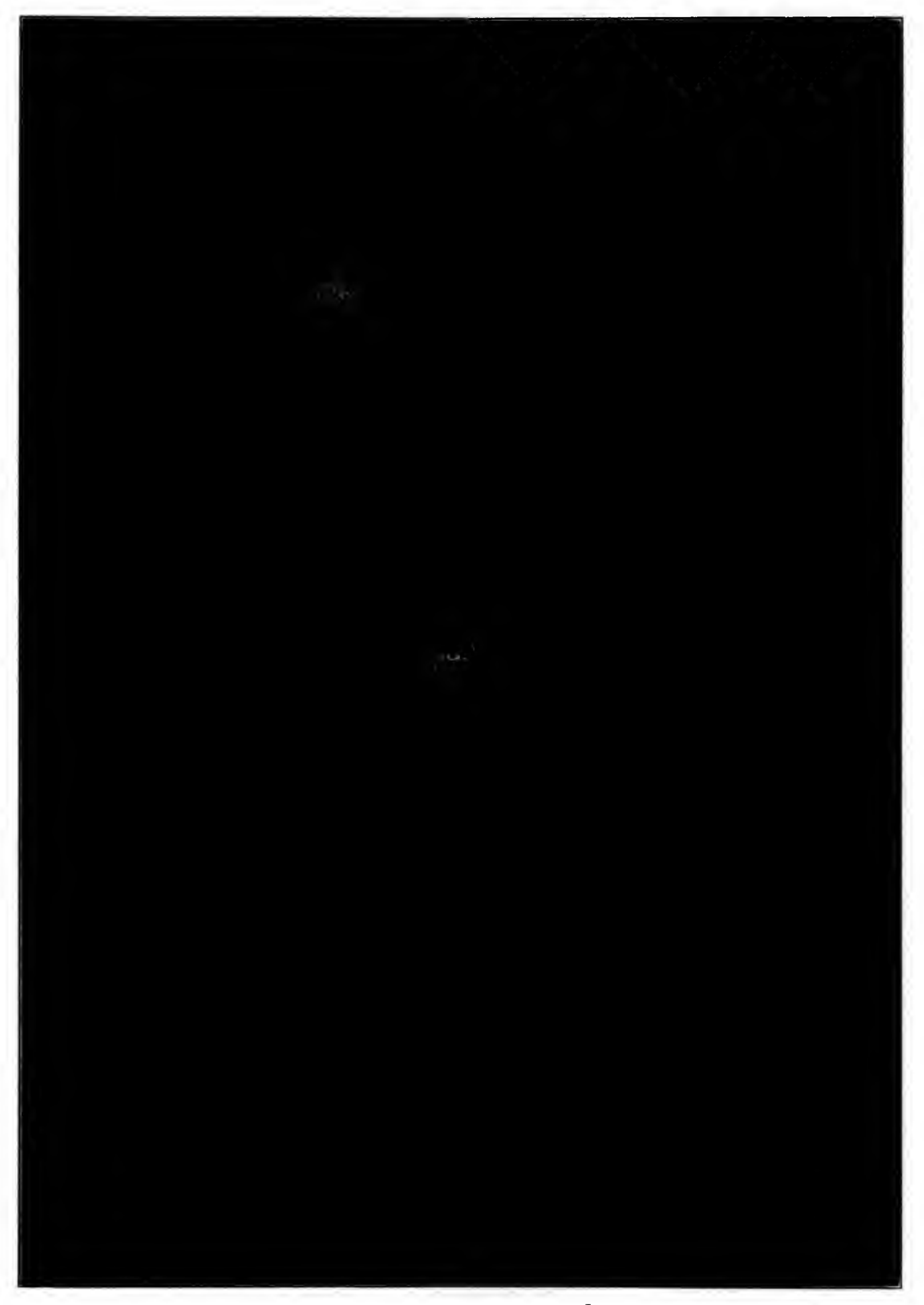


Adolf Nöldeke mit Ziegenpeter.

Mitte der Siebziger Jahre hatte München noch eine starke Konkurrenz gefunden in Wolfenbüttel. Dort hatte einer der Brüder eine Konservenfabrik; bei diesem Bruder Gustav und dessen Frau hauste Busch gern. Über seine Pläne für 1877 schreibt er z. B. an Frau Anderson: „Zu Pfingsten will ich mal nach Hamburg und dann auch ein paar Wochen nach Wolfenbüttel. Den Juli durch sitze ich wieder hier (d. h. in Wiedensahl). Zum Herbst denke ich in München zu sein. Den Winter schlupf ich wieder ins Versteck (wieder ist Wiedensahl gemeint). Das paßt mir denn mal schön." Auch ich war in Ferientagen oft mit dem Onkel in Wolfenbüttel. Wolfenbüttel selbst hat vom Onkel freilich wenig gesehen; wenige kannten ihn dort und die wenigen kaum, denn er weilte dort viel und gern, aber genau so fern der Öffentlichkeit wie eben stets und überall. Im Jahre 1875 richtete er sich auch ein Atelier in Wolfenbüttel ein. Er schreibt am 1. Mai 1875: „Ich habe mir so



Um 1875. (Nach Photographie.)



Fanny Nöldeke, geb. Busch. (Ölbild.)



Adolf Nöldeke mit Ziegenpeter.

Mitte der Siebziger Jahre hatte München noch eine starke Konkurrenz gefunden in Wolfenbüttel. Dort hatte einer der Brüder eine Konservenfabrik; bei diesem Bruder Gustav und dessen Frau hauste Busch gern. Über seine Pläne für 1877 schreibt er z. B. an Frau Anderson: „Zu Pfingsten will ich mal nach Hamburg und dann auch ein paar Wochen nach Wolfenbüttel. Den Juli durch sitze ich wieder hier (d. h. in Wiedensahl). Zum Herbst denke ich in München zu sein. Den Winter schlupf ich wieder ins Versteck (wieder ist Wiedensahl gemeint). Das paßt mir denn mal schön.“ Auch ich war in Ferientagen oft mit dem Onkel in Wolfenbüttel. Wolfenbüttel selbst hat vom Onkel freilich wenig gesehen; wenige kannten ihn dort und die wenigen kaum, denn er weilte dort viel und gern, aber genau so fern der Öffentlichkeit wie eben stets und überall. Im Jahre 1875 richtete er sich auch ein Atelier in Wolfenbüttel ein. Er schreibt am 1. Mai 1875: „Ich habe mir so



Um 1875. (Nach Photographie.)



Fanny Nöldeke, geb. Busch. (Ölbild.)



eine Art von Gartenhaus gebaut mit Nordlicht, so daß ich drin malen kann. An Modellen fehlt es mir nicht, weil auf meines Bruders Hofe allerlei Leute zu thun haben, die ich nur herein zu rufen brauche." Der Onkel war bis Ende der Siebziger Jahre stets einen großen Teil des Sommers dort und malte ziemlich viel. 1875 reist er im April auf fünf Wochen hin und ist den ganzen Herbst durch wieder dort. Später ist er stets noch gern hingefahren, aber immer auf einige Tage nur, zumal zu Silvester, bis er nach und nach das Reisen mehr und mehr aufgab. Mit uns Neffen war er gelegentlich auch einmal unterwegs, mit dem einen 1878 längere Zeit in Bozen und von dort auch in Venedig, mit uns dreien mehrere Male einige Wochen im Juli in Borkum, 1884 auch einmal in Helgoland und Holstein, wobei ihn ein Abstecher nach Düppel und Sylt besonders interessierte. Andererseits aber ließ er uns auch Reisen allein machen, so eine Rheinreise, eine längere Reise nach Italien, während er selber vorzog, zu Hause zu bleiben. Es fingen eben seine Reisen an, weniger zu werden. Immer mehr verkriecht er sich in das „klimperkleine Plätzchen, vom großen Weltall abgesondert, gemüthlich erwärmt und heimlich beleuchtet", nach Wiedensahl.

Von entscheidender Bedeutung war das Jahr 1878. Unser Vater starb. Meine Mutter wäre gern von Wiedensahl fortgezogen, um uns Jungens erst während der Schulzeit, etwa in Bückeburg, wo wir alle drei das Gymnasium besucht haben, und hernach vielleicht auch auf der Universität, z. B. in Göttingen, bei sich haben zu



Pfarrwitwenhaus. (Nach Photographie.)

eine Art von Gartenhaus gebaut mit Nordlicht, so daß ich drin malen kann. An Modellen fehlt es mir nicht, weil auf meines Bruders Hofe allerlei Leute zu thun haben, die ich nur herein zu rufen brauche." Der Onkel war bis Ende der Siebziger Jahre stets einen großen Teil des Sommers dort und malte ziemlich viel. 1875 reist er im April auf fünf Wochen hin und ist den ganzen Herbst durch wieder dort. Später ist er stets noch gern hingefahren, aber immer auf einige Tage nur, zumal zu Silvester, bis er nach und nach das Reisen mehr und mehr aufgab. Mit uns Neffen war er gelegentlich auch einmal unterwegs, mit dem einen 1878 längere Zeit in Bozen und von dort auch in Venedig, mit uns dreien mehrere Male einige Wochen im Juli in Borkum, 1884 auch einmal in Helgoland und Holstein, wobei ihn ein Abstecher nach Düppel und Sylt besonders interessierte. Andererseits aber ließ er uns auch Reisen allein machen, so eine Rheinreise, eine längere Reise nach Italien, während er selber vorzog, zu Hause zu bleiben. Es fingen eben seine Reisen an, weniger zu werden. Immer mehr verkriecht er sich in das „klimperkleine Plätzchen, vom großen Weltall abgesondert, gemüthlich erwärmt und heimlich beleuchtet", nach Wiedensahl.

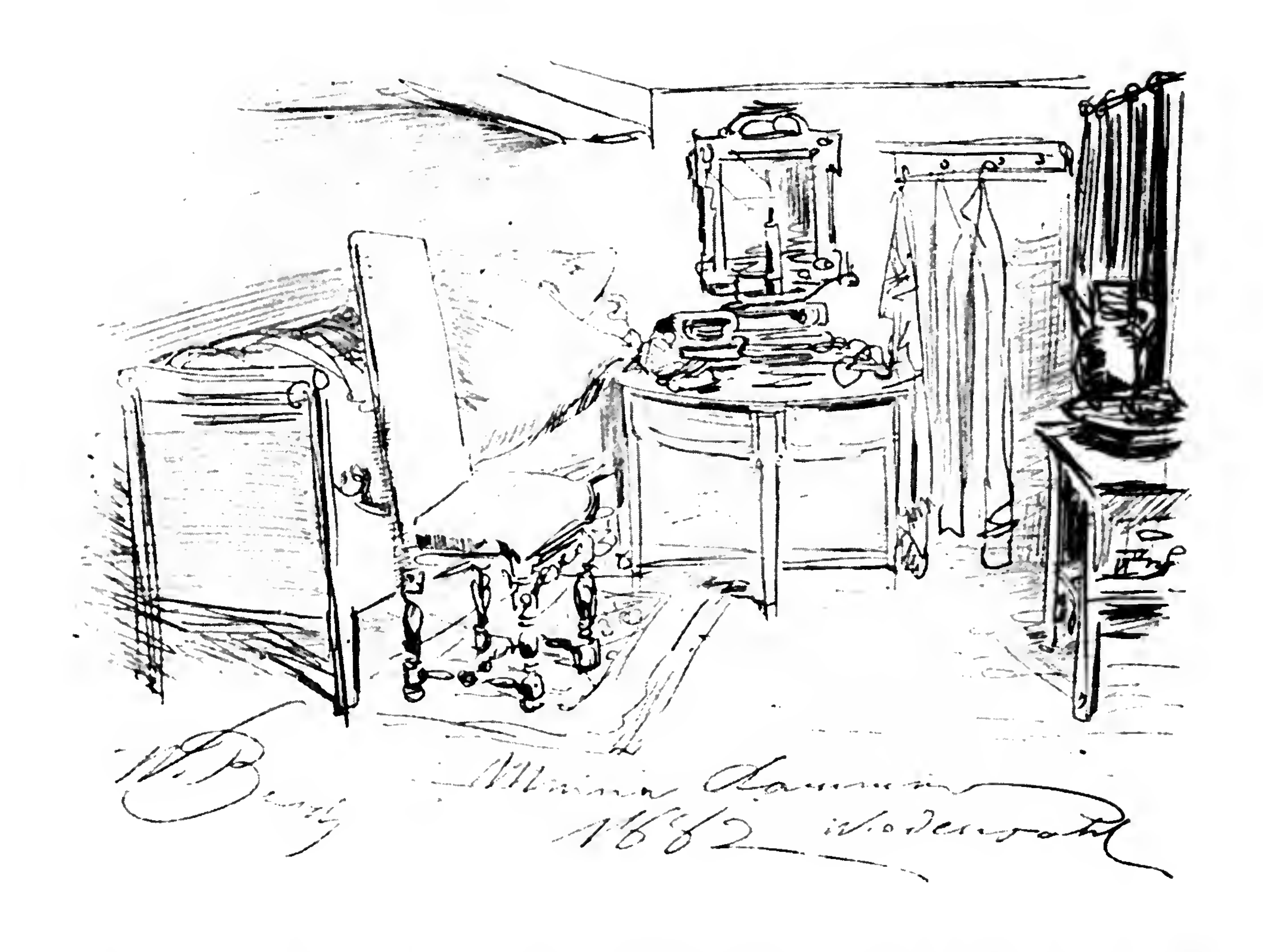
Von entscheidender Bedeutung war das Jahr 1878. Unser Vater starb. Meine Mutter wäre gern von Wiedensahl fortgezogen, um uns Jungens erst während der Schulzeit, etwa in Bückeburg, wo wir alle drei das Gymnasium besucht haben, und hernach vielleicht auch auf der Universität, z. B. in Göttingen, bei sich haben zu



Pfarrwitwenhaus. (Nach Photographie.)



können. Aber da stellte sie der Onkel vor eine wichtige Entscheidung, indem er ihr erklärte, ganz mit ihr zusammenbleiben und mit ihr die Sorge für uns teilen zu wollen, indessen unter der einen Bedingung, daß sie dann in Wiedensahl und in dessen Einsamkeit wohnen bleiben müsse. Meine Mutter mußte die Entscheidung treffen, die sie traf: für Wiedensahl. Und so wurde denn im Winter 1878/79, zum großen Teil unter des Onkels Augen, jedenfalls ganz nach seinen Wünschen und zu des Wiedensahler Kirchenvorstandes Freude auf seine Kosten, das Pfarrwitwenhaus sehr behaglich umgebaut und hergerichtet. Vor allem war die große niedersächsische Hausdiele durch Täfelung und Bretterwände zu einer netten Eßhalle geworden, deren Kühle über jede Sommerhitze triumphierte, in der aber auch im Herbst ausgehalten



wurde, bis gebieterisch die Not des warmen Ofens die Umsiedelung in die gemütlichen, aber kleinen Wohnzimmer forderte; hatte doch ein Nachbar, der mit Interesse die Einrichtung der Dielenhalle verfolgte, schon gemeint: „Wenn irst hoch Snä ligt, denn küent Se d'r doch aber nich mehr e'sitten." Über den Gartenzaun schweifte der freie Blick über die Feldflur nach den Wiesen hinüber und nach dem Rande des Waldes, über dem sich der Rehburger Berg erhob und aus dem wie eine Nadel der schlanke Turm der Loccumer Klosterkirche aufstieg.

In diesem Heim mit seiner Wohnlichkeit und Winkelei hausten nun meine Mutter und der Onkel zwanzig Jahre lang. Erst verreiste der Onkel noch öfter und länger, und regelmäßig verlebten wir Jungens den größeren Teil der Ferien zu Hause. „Die Ferienzeit und damit die Rückkehr der Neffen sind nahe. Ob ich länger und weiter mit ihnen reise, weiß ich nicht und glaub es kaum. Meine Schwester geht ungern fort. So ist es denn natürlich, daß sie möglichst lange bei Muttern bleiben, die sonst viel allein ist", so schreibt der Onkel im Jahre 1882. Aber das Reisen ließ, wie schon oben erwähnt wurde, nach, und wir Neffen kamen allmählich auch nicht mehr so regelmäßig zu Mutter und Onkel in unser nunmehriges Elternhaus. Wir verlobten, verheirateten uns; unsere Besuche wurden kürzer, wurden seltener. Der Onkel fuhr wohl mal nach Ebergötzen, Lüethorst, Wolfenbüttel, besuchte recht oft auf einige Tage seinen Bruder Hermann, den Professor Busch in Celle, besuchte uns, soweit wir in Göttingen studierten, auf der Alma Mater — für unsere Bekannten waren das immer besondere Festtage —, besuchte uns sehr oft und gern hernach, als wir verheiratet waren; aber der Teil des Jahres, den er allein mit

der Mutter in Wiedensahl saß, ward immer länger und einsamer. „Ich krame hier so stille weg" nennt er's. Es kam ja im Sommer allerlei Verwandtes zu Besuch, aber in desto stillerer Öde dehnte sich der Winter. Verkehr hatten unsere beiden Alten recht wenig. Sie sahen die Verwandten am Orte bisweilen; auch mit dem ersten Nachfolger meines Vaters, dem damaligen Pastor Redepenning und dessen Familie gab's Besuchsaustausch, aber im ganzen liefen die Tage in endlosem Einerlei hin. Auch des Onkels Freunde haben, abgesehen von Ernst Hanfstaengl und Gedon, nie Wiedensahl gesehen. Wollten sie kommen, machte der Onkel daraus ein Stelldichein in Hannover oder in Kassel, in Hildesheim oder auch in Wolfenbüttel einmal. Er verlegte die Zusammenkunft, wie er das nannte, auf neutrales Gebiet. Und fremden Besuch schätzte Busch sehr wenig in der Angst, angehuldigt zu werden, ohne doch verstanden zu sein. So pflegte er, wenn in der Gegend Manöver war, eigentlich stets zu verreisen, um nicht militärisch überrascht zu werden. Und wer kam denn auch sonst überhaupt nach Wiedensahl?! Ins Wirtshaus ging der Onkel so gut wie nie. Er zog sich ganz in sich selbst zurück. 1875 schon schreibt er: „Hier war neulich auch Sängerfest, wozu ich Einladung erhielt. Da ich mich aber durchaus nicht besinnen konnte, was ich da eigentlich anfangen sollte, so blieb ich zu Hause." So wurde er zum Einsiedel. Nicht, daß er die Menschen gehaßt hätte, aber er konnte sie entbehren; er äußerte öfter, daß er so viele Exemplare des homo sapiens schon kennen gelernt habe, daß ihn nach weiteren nicht mehr gelüste. Nicht, daß er je unbeschäftigt gewesen wäre; er meinte in all seiner Einsamkeit, daß ein gutes Buch stets ein guter Gesellschafter sei, außerdem fühle er in seiner eigenen Gesellschaft sich stets sicher und wohl. Dabei liebte er seinen Garten sehr; er quält sich drin und sorgt sich drum, schreibt z. B.: „Die Rosen wurden trotz regelmäßigen Lausens von Raupen recht zerknabbert. Jetzt treten sie in Blüthe." Oder er seufzt im Juni 1890: „Es ist ein Jubeljahr des Ungeziefers. Dazu kamen ein paar kalte Nächte. Bohnen, Erbsen, Gurken sind etwas kümmerlich; weißer Kohl gut." Auch von letzterem hat er oft die Raupen abgesucht im Schweiße seines Angesichts, und viel ging er, Unkraut jätend, im Garten hin und wieder. Die Zigarre ging bei alledem nicht aus, obwohl er sie nur als Lückenbüßer ansah; betrat er das Haus, galt der erste Griff der Dose, aus der er sich eine Zigarette nach der andern drehte. Hierin ließ er sich durch nichts stören. Hatte er bei Tische den letzten Bissen gegessen, drehte er schon wieder seine Zigarette, ob auch die andern noch aßen. Das Drehen der vielen Zigaretten, die er rauchte, war ihm dabei eine ebenso willkommene Unter-



Um 1880. (Nach Photographie.)



Dorfstraße in Wiedensahl, gegenüber dem Pfarrwitwenhause. (Ölbild.)

der Mutter in Wiedensahl saß, ward immer länger und einsamer. „Ich krame hier so stille weg“ nennt er's. Es kam ja im Sommer allerlei Verwandtes zu Besuch, aber in desto stillerer Öde dehnte sich der Winter. Verkehr hatten unsere beiden Alten recht wenig. Sie sahen die Verwandten am Orte bisweilen; auch mit dem ersten Nachfolger meines Vaters, dem damaligen Pastor Redepenning und dessen Familie gab's Besuchsaustausch, aber im ganzen liefen die Tage in endlosem Einerlei hin. Auch des Onkels Freunde haben, abgesehen von Ernst Hanfstaengl und Gedon, nie Wiedensahl gesehen. Wollten sie kommen, machte der Onkel daraus ein Stelldichein in Hannover oder in Kassel, in Hildesheim oder auch in Wolfenbüttel einmal. Er verlegte die Zusammenkunft, wie er das nannte, auf neutrales Gebiet. Und fremden Besuch schätzte Busch sehr wenig in der Angst, angehuldigt zu werden, ohne doch verstanden zu sein. So pflegte er, wenn in der Gegend Manöver war, eigentlich stets zu verreisen, um nicht militärisch überrascht zu werden. Und wer kam denn auch sonst überhaupt nach Wiedensahl?! Ins Wirtshaus ging der Onkel so gut wie nie. Er zog sich ganz in sich selbst zurück. 1875 schon schreibt er: „Hier war neulich auch Sängerfest, wozu ich Einladung erhielt. Da ich mich aber durchaus nicht besinnen konnte, was ich da eigentlich anfangen sollte, so blieb ich zu Hause.“ So wurde er zum Einsiedel. Nicht, daß er die Menschen gehaßt hätte, aber er konnte sie entbehren; er äußerte öfter, daß er so viele Exemplare des homo sapiens schon kennen gelernt habe, daß ihn nach weiteren nicht mehr gelüste. Nicht, daß er je unbeschäftigt gewesen wäre; er meinte in all seiner Einsamkeit, daß ein gutes Buch stets ein guter Gesellschafter sei, außerdem fühle er in seiner eigenen Gesellschaft sich stets sicher und wohl. Dabei liebte er seinen Garten sehr; er quält sich drin und sorgt sich drum, schreibt z. B.: „Die Rosen wurden trotz regelmäßigen Lausens von Raupen recht zerknabbert. Jetzt treten sie in Blüthe.“ Oder er seufzt im Juni 1890: „Es ist ein Jubeljahr des Ungeziefers. Dazu kamen ein paar kalte Nächte. Bohnen, Erbsen, Gurken sind etwas kümmerlich; weißer Kohl gut.“ Auch von letzterem hat er oft die Raupen abgesucht im Schweiße seines Angesichts, und viel ging er, Unkraut jätend, im Garten hin und wieder. Die Zigarre ging bei alledem nicht aus, obwohl er sie nur als Lückenbüßer ansah; betrat er das Haus, galt der erste Griff der Dose, aus der er sich eine Zigarette nach der andern drehte. Hierin ließ er sich durch nichts stören. Hatte er bei Tische den letzten Bissen gegessen, drehte er schon wieder seine Zigarette, ob auch die andern noch aßen. Das Drehen der vielen Zigaretten, die er rauchte, war ihm dabei eine ebenso willkommene Unter-



Um 1880. (Nach Photographie.)



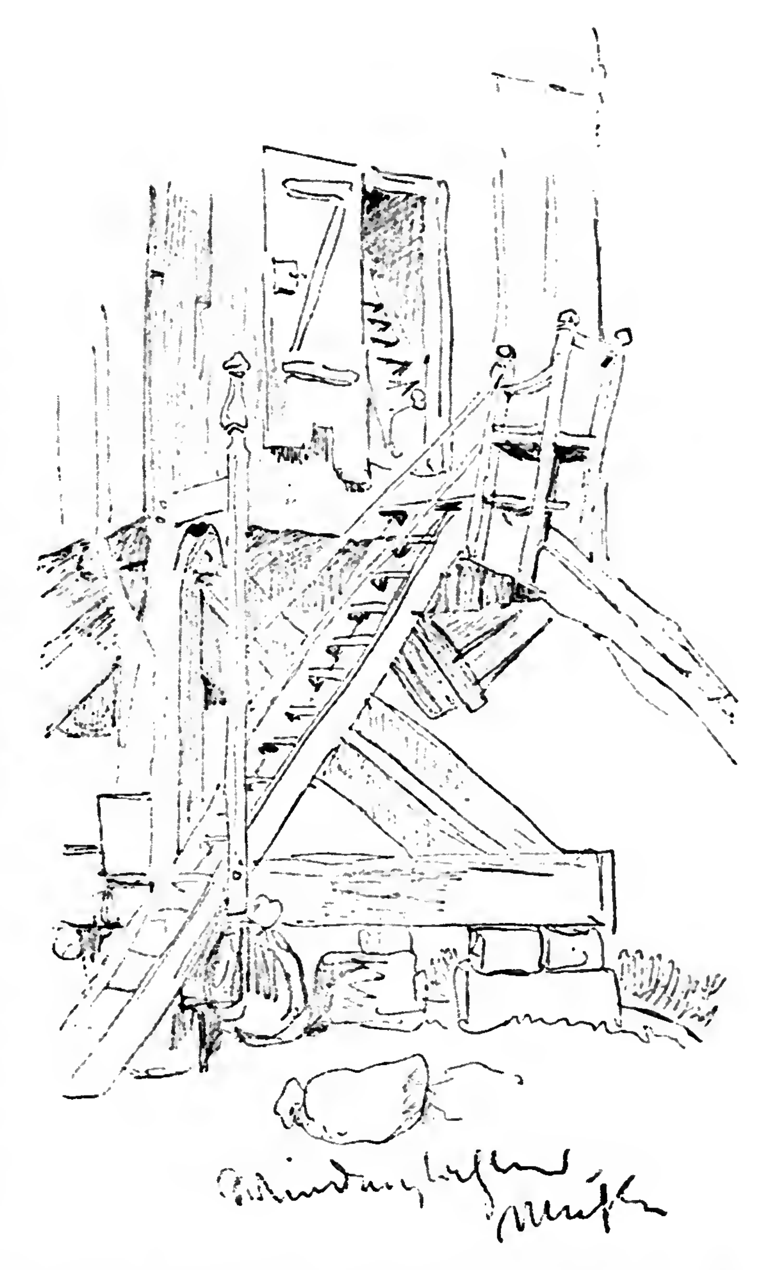
Dorfstraße in Wiedensahl, gegenüber dem Pfarrwitwenhause. (Ölbild.)

haltung wie wünschenswerte, wenn auch nur kurze Pause im fortwährenden Qualmen. Bei alledem aber grübelte er sich doch mit der Zeit in seinem Dachsbau so ein, daß der Gedanke öfter erwogen wurde, ob's nicht ratsamer sei, von Wiedensahl fortzuziehen, weil die viele einsame Grübelei auf des Onkels Gemütszustand oft geradezu beängstigend zu wirken begann. Mit einer Übersiedelung nach Bückeburg ward's fast einmal spruchreif; auch Celle ward erwogen, mehr noch vielleicht Wolfen-



büttel, aber immer wieder blieb's bei Wiedensahl, bis endlich 1898 der Umzug nach Mechtshausen erfolgte, von dem später die Rede sein wird.

Zunächst sitzen wir in Wiedensahl. Und wie drängen sich durcheinander da alle die Bilder der Erinnerung, wenn man die Jahre 1878 bis 1898 noch einmal überdenkt! Aus ihrer Überfülle können, abgesehen davon, daß Interna nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind, nur wenige Dinge hier in kurzen Zügen noch angedeutet werden. Das tägliche Leben brachte uns Neffen, wenn wir in Wiedensahl waren, mit dem Onkel in engere und nähere Berührung, trotzdem seine Zimmer fast stets ein nur mit Scheu betretenes Heiligtum für uns geblieben sind, dadurch, daß er nach den Mahlzeiten gerne länger, oft recht lange sitzen blieb. So geschah es nach dem Frühstück, nach dem Mittagessen, auch nach dem stets ländlich-sittlich um 4 Uhr nachmittags genossenen Kaffee. Die selbstverständliche Voraussetzung dabei war, daß auch wir sitzen blieben. Oft war er dann sehr redselig; er sprach über alte Zeiten angeregt und gern, redete über seine augenblickliche Lektüre kritisch und eingehend, erging sich in Frage und Ratschlag über unsere, der Neffen Aussichten und Pläne, regelte auch hier gewöhnlich die nötigen geschäftlichen Angelegenheiten und konnte bei allem auch wieder seinem Humor die Zügel schießen lassen. Oft aber war er auch recht einsilbig, grübelte und sagte wenig, sagte oft lange Zeit nichts, konnte aber nicht vertragen, wenn man fortgehen und dadurch der Sitzung ein Ende machen wollte. Abends nach Tische zog er sich in der Regel auch nicht zurück in sein Zimmer, rauchte bei alledem nur früher wohl Pfeife, sonst aber eine Zigarette nach der andern, wechselte auch hier zwischen stillem Gegrübel und angeregtester, launigster Unterhaltung. Eine Änderung trat nur ein, wenn einmal eine bestimmte Arbeit gebieterisch vorwärts drängte. Dann verzog sich der Onkel schneller nach den Mahlzeiten.



Zwischen Kaffeesitzung und Abendbrot wurde täglich ein Spaziergang gemacht, der ausnahmsweise auch den ganzen Nachmittag vom Mittagbrot an ausfüllte. Selbst bei bösestem Winterwetter ging es doch wenigstens, oft erst im Abenddunkel, eine halbe Stunde oder etwas mehr die Loccumer Chaussee entlang, an der alten Bockmühle vorbei. Sonst war es der nahe Wald mit seinen eingestreuten Wiesen,

der reiche Abwechslung im Umherstreifen bot. Auf den Wiesen wurden, brachte es die Jahreszeit mit sich, Champignons gesammelt. Auch in den Wald ging's zur Pilzzeit nie ohne Tasche auf dem Rücken, um Kapuziner, Reizker und nötigenfalls auch weniger vornehme Schwammerlinge mit heimbringen zu können. Im Frühjahr wurde der allererste Waldmeister unfehlbar gefunden. Jede Blume, jeder Strauch, jeder Käfer, jedes sonstige Lebewesen ward beachtet; jeden Vogel kannte der Onkel am Gesang und beobachtete ihn gern und mit Geschick. Im Schaumburger Walde gab's noch alte, urwüchsige Partien, in die es den Onkel besonders zog. Da kam plötzlich das Verbot, dort außerhalb der Wege zu gehen: der Reiz des Querdurchschlenderns war dahin, also ging es in den Schaumburger Wald nur noch selten. Aber an ihn schloß sich ja der große Wiedensahler Gemeindewald, und da ging man eben immer noch durch Busch und Strauch nach wie vor.

Nordwärts von Wiedensahl lagen, wie schon erwähnt, weite Wiesen, deren jede von schönen alten Hecken damals noch eingefaßt war. Durch diese führte der Weg öfter nach dem westfälischen Nachbardorfe Wiedensahls, nach Rosenhagen. Dort wurde dann wohl in der Gastwirtschaft des Ortes eingekehrt, ein Wort „geklöhnt" oder still beobachtet, ohne daß aber je Fühlung genommen worden wäre mit anderen Menschen als den Wirtsleuten. Vereinzelt wanderte hierhin der Onkel auch allein wohl mal an Wintertagen. So schreibt er unter dem 30. Januar 1890: „So spazierte ich denn gestern, nachdem ich länger nicht vor der Hausthür gewesen, mal nach Rosenhagen hinaus, wo ich bei B. ein paar Glas Bier und einen Schnaps verzehrte." Alle sonstigen Berichte, die über den „regen Verkehr mit den Bauern in einem Wirtshause am Ende des Dorfes" (Rosenhagen ist von den letzten Häusern Wiedensahls nur etwa zehn Minuten entfernt) u. dgl. in die Welt gesetzt sind, sind törichte Fabeleien.



Auf diesen Spaziergängen wanderte nun, besonders in früheren Jahren, viel die Palette mit oder das Skizzenbuch, sowie der dazugehörige Feldstuhl. Wanderten wir in den Ferien mit hinaus, so änderte das daran nichts. Wir lagen dann, so lange der Onkel malte oder zeichnete, daneben im Grase. Sollte eine Sitzung länger dauern, ließ uns der Onkel, wenn er uns die Tasche mit seinen Utensilien umhängte, oder den Feldstuhl zu tragen gab, zur Vorsicht ein Buch mitnehmen, daß wir mit Lesen uns die Zeit da draußen kürzten.

Mit den letzten Bemerkungen sind Dinge berührt, die nach den Busch-Ausstellungen des letzten

Jahres sowie nach den Veröffentlichungen aus dem künstlerischen Nachlaß von Busch durch Hanfstaengl nicht mehr überraschen können. Da sah man, daß Busch viel gemalt und gezeichnet hat.

Daß er eigentlich hätte Maler sein sollen und wollen, ist weiter oben erzählt. Er hat aber auch, als er längst schon kein Maler war, immer noch viel gemalt, und mehr von dem, was er malte, blieb erhalten, als die Welt annahm. So muß denn Busch auch als Maler alle seine Verehrer und Freunde interessieren. Er leistete gewiß allerlei, das der Beachtung wert ist, nicht nur da, wo dies den bekannten Bildergeschichten ergänzend zur Seite tritt, sondern erst recht da, wo es Busch von neuen, bis dahin nicht gekannten Seiten zeigt. Nicht leicht würde es sein, etwa einen Entwicklungsgang des Malers Wilhelm Busch im einzelnen festzustellen, aber einige Gesichtspunkte könnten am Ende doch gegeben werden, die einem solchen Versuche die Wege ebneten.

Zunächst hat Busch einstmals malen wollen, um malend seinen Beruf in dieser Welt zu erfüllen. Später geriet er in andere Geleise. Er hat aber das Malen nicht aufgesteckt; es sind Bilder von ihm auch da noch in diese oder jene Hand geraten, auch ganz einzeln einmal auf Ausstellungen erschienen, ziemlich unbeachteter Weise. Noch Mitte der Siebziger Jahre dachte er an Ausführung größerer Bilder, die die Welt schließlich doch kennen lernen und in Rechnung setzen sollte; sein Wolfenbüttler Atelier hat noch solche Versuche gesehen; aber in den Anfängen blieben sie stecken, nicht weil das Können erlahmte, sondern weil andere Dinge sich dazwischendrängten.

Weiterhin malte dann Busch nur noch so ganz allein für sich, für niemanden sonst, für sich aber fleißig und viel. Jeden Abend stand das Bündel der breiten Borstenpinsel da und mußte gewaschen werden, da es eigentlich früh stets schon am nächsten Tage wieder in Gebrauch genommen wurde. Die meisten Bilder, die die Busch-Ausstellungen zeigten, sind solche Skizzen, die niemals darauf berechnet waren, vom Publikum geschaut zu werden. Das kann gewissen Kritikastern gegenüber gar nicht scharf genug betont werden, die in übergroßer Weisheit das Gute, das ohne Frage da ist, nicht gelten lassen können, weil sie's nicht harmlos betrachten wollen, und die sich in Unkenntnis der Sachlage ein billiges Reporterurteil über die Bilder und über den Fehlgriff, solche Dinge auszustellen, erlauben.

Erst malte Busch besonders gern draußen in der Natur und nach der Natur, zuletzt immer mehr nur noch an seiner Staffelei, und er malte, weil ihn ein bestimmter Vorwurf interessierte: die Kuh oder der alte Topf, der Kopf eines alten Bauern, oder eine Szene ehelichen Glücks, das geschlachtete Schwein oder die Seßhaftigkeit am Biertisch, die alte Mühle oder der Weidenbaum und was dergleichen mehr sein mag in bunter Menge. (Seite 82 bis 90, 94.) Vielfach probierte er auch nur mit der Farbe und deren Effekt. Er schreibt einmal: „Ein brauner Krug, mit einem Glanzlicht drauf, ist mir bereits Idee. Geht dann so ein Ding durch ein originelles Menschenhirn und eine geschickte Hand, so wird, der Teufel weiß, ein Bild daraus. Ich habe bei Teniers und Brouwer unglaublich „geestige" Töpfe gesehen." Ja, die Holländer liebte und kannte er, wenn auch nicht alle so genau wie Rubens und Frans Hals. Daß er je sich unglücklich gefühlt hätte, weil er diese seine Ideale doch nicht erreichen konnte, und deshalb nicht mehr gemalt, gehört freilich ins große Reich der Mythe. „Ich male so fleißig für mich hin. Es behagt mir von ganzem Herzen", so sagt er; und so pinselt er eine Leinwand, eine Pappe nach der andern voll, *eine* Pappe oft



Pappe mit Ölskizzen.

sogar sehr voll, der Bilder zehn etwa auf ein Blatt, dreht vielleicht das Blatt dann noch herum und malt auf die andere Seite nicht weniger bunte Dinge. Malt er auf Holz, bezieht er die Bretter von einem Tischler aus Ebergötzen; an seinen Freund Bachmann schreibt er im Februar 1875: „Ich möchte Dich bitten, Meister Zellmann gelegentlich an die Bretter zu erinnern. Das Maaß, welches mir am liebsten wäre, ist 17½ zu 12¾ Zoll, doch dürfen auch kleinere dabei sein, nur müßte die Façon, d. h. das Verhältniß zwischen Länge und Breite ebenso sein." Alles führt er aus, so lange es ihn fesselt. Dann schiebt er es, ob's halb fertig ist oder mehr oder weniger, beiseite und nimmt anderes vor. So häuften sich zeitweilig sehr die Blätter, die, weil sie in der Ecke des Zimmers frisch gemalt an einander gestellt wurden, oft dutzendweis unlöslich zusammenklebten. Auf dem Boden in der Ecke, auf dem Gesims ringsum, überall stand alles voll. Da mußte denn einmal aufgeräumt werden. Im Garten wurde ein großes Feuer gemacht, und viel wanderte in die Flammen, viel wurde aber auch dem Flammentode abgebettelt oder wider des Malers Wissen und Willen in Sicherheit gebracht und bereitete doch vielleicht noch diesem oder jenem, der es mit offenem Auge und ebenso offenem Herzen ansieht, Freude genug.

Aus dem Geschilderten ergibt sich, daß naturgemäß viele Bilder von Busch gar nicht signiert sind, geschweige denn, daß eine Datierung der einzelnen Blätter immer möglich wäre. Aber im großen und ganzen läßt sich doch bald einer Bildskizze ansehen, nicht etwa nur am Stoff, auch an der Technik, ob sie z. B. in die Brannenburger Zeit gehört oder in die Lüethorster Periode oder in die Wolfenbüttel-Wiedensahler

Siebziger Jahre oder in die Achtziger Jahre, wo besonders die Wiedensahler Landschaft in den mannigfaltigsten Vorwürfen mit oder ohne Kuh Busch reizt, oder schließlich in die Jahre nach 1890, wo mehr die reine Freude am Farbeneffekt zum rotröckigen Fleck auf dem Bilde wird oder sich braun in braun die holländische Wirtshausdiele mit schwankenden Gestalten belebt. So ließe sich am Ende doch der malerische Werdegang Buschs von einem, der sich tiefer für die Sache erwärmte, noch leidlich klar legen und zwar auch nicht ganz ohne allgemeineres Interesse.

Und doch steckt ja niemals in allen diesen anspruchslosen Bildern die Lebensarbeit von Busch. Nein, die geben seine „Bildergeschichten". Mit diesem Ausdruck benennt er selbst die Kinder seines Humors, die jedermann bekannt geworden sind und die dadurch auch Busch jedermann so bekannt wie lieb gemacht haben. Der größte Teil dieser Sachen, zumal der größeren zusammenhängenden Werke fällt eben in die Wiedensahler Jahre, von denen wir reden. Wie schaffensfreudig und -kräftig Busch die Siebziger Jahre hindurch bis in die Achtziger Jahre hinein gewesen ist, zeigt ein Blick auf folgende Tabelle; es erschien 1872 außer den in Buchform jetzt herausgegebenen Sachen wie „Hans Huckebein", „Kunterbunt" und „Müllerstochter", „Die fromme Helene", 1874 „Bilder zur Jobsiade", 1875 „Dideldum" und „Pater Filucius", 1876 außer den „Abenteuern eines Junggesellen" noch „Der Geburtstag" oder „Die Partikularisten", 1877 „Herr und Frau Knopp" und „Julchen", 1878 Die „Haarbeutel," 1879 „Fipps der Affe", 1881 „Der Fuchs und die Drachen" sowie „Balduin Bählamm", 1882 „Plisch und Plum" und „Stippstörchen" („Geschichten für Neffen und Nichten"), 1884 „Maler Klecksel".



Pappe mit Ölskizzen.



Pappe mit Ölskizzen.

sogar sehr voll, der Bilder zehn etwa auf ein Blatt, dreht vielleicht das Blatt dann noch herum und malt auf die andere Seite nicht weniger bunte Dinge. Malt er auf Holz, bezieht er die Bretter von einem Tischler aus Ebergötzen; an seinen Freund Bachmann schreibt er im Februar 1875: „Ich möchte Dich bitten, Meister Zellmann gelegentlich an die Bretter zu erinnern. Das Maaß, welches mir am liebsten wäre, ist 17½ zu 12¾ Zoll, doch dürfen auch kleinere dabei sein, nur müßte die Façon, d. h. das Verhältniß zwischen Länge und Breite ebenso sein.“ Alles führt er aus, so lange es ihn fesselt. Dann schiebt er es, ob's halb fertig ist oder mehr oder weniger, beiseite und nimmt anderes vor. So häuften sich zeitweilig sehr die Blätter, die, weil sie in der Ecke des Zimmers frisch gemalt an einander gestellt wurden, oft dutzendweis unlöslich zusammenklebten. Auf dem Boden in der Ecke, auf dem Gesims ringsum, überall stand alles voll. Da mußte denn einmal aufgeräumt werden. Im Garten wurde ein großes Feuer gemacht, und viel wanderte in die Flammen, viel wurde aber auch dem Flammentode abgebettelt oder wider des Malers Wissen und Willen in Sicherheit gebracht und bereitete doch vielleicht noch diesem oder jenem, der es mit offenem Auge und ebenso offenem Herzen ansieht, Freude genug.

Aus dem Geschilderten ergibt sich, daß naturgemäß viele Bilder von Busch gar nicht signiert sind, geschweige denn, daß eine Datierung der einzelnen Blätter immer möglich wäre. Aber im großen und ganzen läßt sich doch bald einer Bildskizze ansehen, nicht etwa nur am Stoff, auch an der Technik, ob sie z. B. in die Brannenburger Zeit gehört oder in die Lüethorster Periode oder in die Wolfenbüttel-Wiedensahler

Siebziger Jahre oder in die Achtziger Jahre, wo besonders die Wiedensahler Landschaft in den mannigfaltigsten Vorwürfen mit oder ohne Kuh Busch reizt, oder schließlich in die Jahre nach 1890, wo mehr die reine Freude am Farbeneffekt zum rotröckigen Fleck auf dem Bilde wird oder sich braun in braun die holländische Wirtshausdiele mit schwankenden Gestalten belebt. So ließe sich am Ende doch der malerische Werdegang Buschs von einem, der sich tiefer für die Sache erwärmte, noch leidlich klar legen und zwar auch nicht ganz ohne allgemeineres Interesse.

Und doch steckt ja niemals in allen diesen anspruchslosen Bildern die Lebensarbeit von Busch. Nein, die geben seine „Bildergeschichten". Mit diesem Ausdruck benennt er selbst die Kinder seines Humors, die jedermann bekannt geworden sind und die dadurch auch Busch jedermann so bekannt wie lieb gemacht haben. Der größte Teil dieser Sachen, zumal der größeren zusammenhängenden Werke fällt eben in die Wiedensahler Jahre, von denen wir reden. Wie schaffensfreudig und -kräftig Busch die Siebziger Jahre hindurch bis in die Achtziger Jahre hinein gewesen ist, zeigt ein Blick auf folgende Tabelle; es erschien 1872 außer den in Buchform jetzt herausgegebenen Sachen wie „Hans Huckebein", „Kunterbunt" und „Müllerstochter", „Die fromme Helene", 1874 „Bilder zur Jobsiade", 1875 „Dideldum" und „Pater Filucius", 1876 außer den „Abenteuern eines Junggesellen" noch „Der Geburtstag" oder „Die Partikularisten", 1877 „Herr und Frau Knopp" und „Julchen", 1878 Die „Haarbeutel," 1879 „Fipps der Affe", 1881 „Der Fuchs und die Drachen" sowie „Balduin Bählamm", 1882 „Plisch und Plum" und „Stippstörchen" („Geschichten für Neffen und Nichten"), 1884 „Maler Klecksel".



Pappe mit Ölskizzen.

Wenn etwas Neues im Werden war, so erfuhren wir, die wir mit Busch unter einem Dache wohnten, das dadurch, daß der Onkel mehr als sonst sich zurückzog, daß man ihn, wenn man zufällig in sein Zimmer trat, eifrig am Schreibtische zeichnen sah, daß er beim Spaziergang öfters ein kleines Notizbuch aus der Tasche nahm, um etwas niederzuschreiben, was ihm just einfiel und was er doch nicht wieder vergessen wollte, weil's vielleicht ein gut gelungener Reim war. Schließlich meldete dann die Zeitung, und auch Bassermann tat es ja der Welt kund, daß ein neuer Busch erschienen war. So erfuhren wir's auch. Nie hätte der Onkel selbst auch nur ein Wort über seine Arbeiten und seine Pläne geäußert; er hätte sich auch nicht fragen lassen, ohne den Frager gründlich heimzuschicken. So braucht man noch nicht Rücksicht zu nehmen auf die Fabeldinge, die stets von Zeit zu Zeit über die Entstehung der Busch'schen Sachen in die Welt posaunt sind. Es blieb auch denen, die an derlei Gerede nicht glaubten, sondern besser Bescheid wußten, ziemlich dunkel, wie Busch eigentlich arbeitete. Einigermaßen läßt sich indessen trotz des Meisters Verschlossenheit doch in seine Werkstatt hineinschauen. Zunächst sind die Hauptwerke von Busch — und so wurden sie schon oben genannt — Bildergeschichten. Das soll heißen, daß die Bilder eigentlich das Erzählen besorgen sollen und die Verse nur Zubehör sind. Es sind ja auch Bilderserien ohne begleitenden Text erschienen, oder der Text ist erst später hinzugetan. Busch selbst äußerte oftmals, daß er die Verse nur darum zu den Bildern hätte hinzufügen müssen, weil ja die meisten Menschen Bilder nicht zu lesen verstünden; auch ließen sich Bilder, meinte er, nicht zitieren. Ein Glück war es, daß er deshalb eben für nötig hielt, seine Bilder zu deuten und ihnen selbst Worte zu leihen. So treffend wie er vermöchten allerdings wohl nur wenige dem aus den Bildern herausgelesenen Fortlauf der Handlung den angemessenen Ausdruck zu geben. In den „Fliegenden Blättern" erschien 1863 „Müller und Schornsteinfeger" als „Drama ohne Worte"; die beiden letzten Bilder z. B. sind ergötzlich in ihrem Gegensatz und nicht schwer zu deuten, und doch ist uns überraschend willkommen, daß im zweiten Teile von „Kunterbunt" das Drama von Busch mit Worten versehen ist und daß dem Verse:



Man sieht, daß es Spektakel gibt,
Wenn man sich durcheinander liebt.

die befreiende Lösung gegenübergestellt ist in den Worten:



Zum Schluß ist Zank und Streit vorbei:
Sie lieben sich zu zwei und zwei.

Wir freuen uns an den Geschichten, die ohne Verse geblieben sind, gewiß, freuen uns aber erst recht darüber, daß die meisten Geschichten Verse haben. Doch Busch steckte seine Hauptarbeit stets, das ist keine Frage, in die Zeichnungen, und zwar viel mehr Arbeit, als mancher glauben mag. Gewiß warf Busch seine Zeichnungen leicht, schnell und sicher hin, aber sein Papierkorb konnte gelegentlich auch Zeugnis davon geben, daß er dieselbe Zeichnung zwanzig-, ja, dreißigmal und öfter probiert hatte, ehe sie zu seiner Zufriedenheit geriet. Mußten doch die Menschen vor allem in den verzwicktesten Verdrehungen und Verrenkungen immer dieselben bleiben. Gründliche Vorstudien waren ja in Hülle und Fülle gemacht, wie die Skizzenbücher von Busch lehren und die vielen, vielen Einzelzeichnungen verschiedenster Art zeigen, die auch die Busch-Ausstellungen z. T. dem Publikum bekannt gemacht haben. Da finden sich Beweise in Menge, wie genau Busch nicht nur den Menschen studierte, seine Anatomie, seinen Habitus, sein Mienenspiel, auch das seiner Hose, seinen Mund und anderes mehr, sondern auch alles Getier, bald Mäuse, bald Hühner, bald Käfer, bald Schwalben, bald Hunde, bald Hasen, bald Katzen, bald Kühe, seitenweise zeichnete und in allen möglichen und unmöglichen Stellungen probierte. (Seite 82 bis 90, 94.) An vielen Zeichnungen im „Hernach“ sehen wir, wie er den Tieren gerade ihre charakteristische Eigenart abgeschaut und abstudiert hat. Dann wieder zeichnete er unermüdlich den Baum nach, den Strauch, die einzelne Blume, das Kornfeld, die Flügel der Windmühle, den Waldrand, die Landschaft, und bei allem entwickelte sich seine Manier aus Nachahmung und Anlehnung an Richter oder Schwindt z. B. und andere in früherer Zeit, wo auch von ihm noch alles mit peinlichster Sorgfalt im einzelnsten ausge-


W.B.

führt ward, zu seiner Eigenart, die immer mehr darauf den Nachdruck legte, im charakteristischen Strich mit möglichst wenigen Mitteln möglichst viel zu sagen. Alle diese Zeichnerei wird für Busch in seiner weiteren Entwicklung dann eben nur Mittel zum



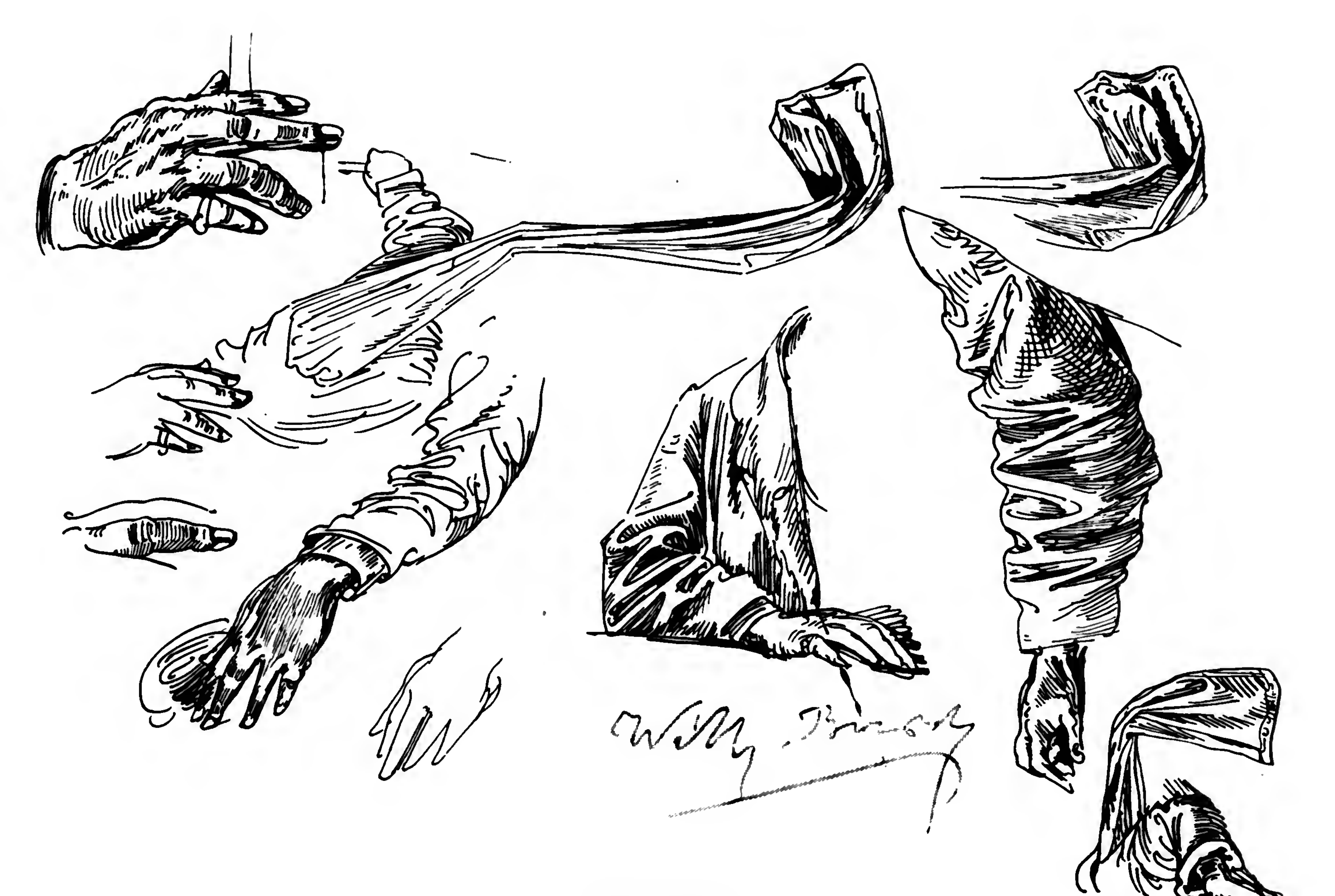
Zweck: sie tritt in den Dienst seiner Bildergeschichten, liefert für diese das erforderliche Können. Und wie sind nun die Bildergeschichten entstanden? Können wir auf diese Frage uns Antwort geben? Im allgemeinen läßt sich wohl


W.B.

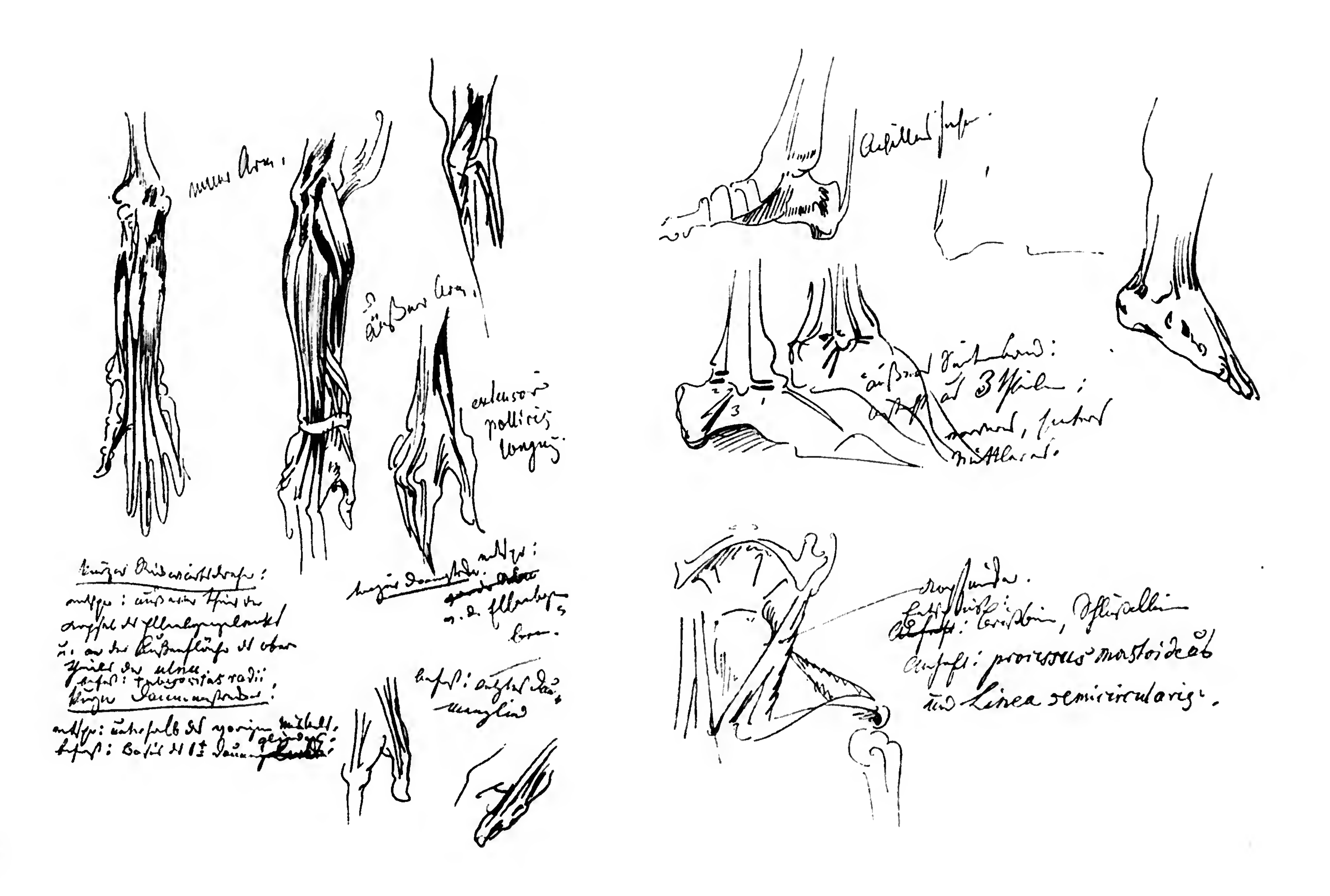
führt ward, zu seiner Eigenart, die immer mehr darauf den Nachdruck legte, im charakteristischen Strich mit möglichst wenigen Mitteln möglichst viel zu sagen. Alle diese Zeichnerei wird für Busch in seiner weiteren Entwicklung dann eben nur Mittel zum



Zweck: sie tritt in den Dienst seiner Bildergeschichten, liefert für diese das erforderliche Können. Und wie sind nun die Bildergeschichten entstanden? Können wir auf diese Frage uns Antwort geben? Im allgemeinen läßt sich wohl



Buschs Hand.



innerer Arm.
äußerer Arm.
extensor pollicis longus
processus mastoideus
Linea semicircularis.


W. Busch.

bei allen ein etwa gleicher Werdegang voraussetzen. Es entstand zunächst die ganze Idee im Kopfe des Künstlers, und er zeichnete diese auch kurz in skizzenhaftem Prosaentwurfe auf. Vielleicht wurde dabei an einzelnen Stellen auch schon ein Bildchen eingezeichnet, ebenfalls meist erst in skizzenhafter Andeutung; auch einzelne Verse fügten sich am Ende schon. Dann aber wurde die ganze Bilderserie in fortlaufender, ununterbrochener Reihe entworfen. Zum Teil hatten hier die Bilder schon fertige Verse unter sich, wenn auch nicht in endgültiger Fassung; teilweise stand auch nur erst stichwortartig darunter der eigentliche Witz der gezeichneten Situation angegeben, die kurze Pointe. Erst in dem nun folgenden Entwurfe, der nicht mehr mit Blei, sondern mit dem Gänsekiel und Sepia geschrieben ward, war alles fertig, Bilder wie Verse, beides auch jetzt in der richtigen Raumverteilung mit Rücksicht auf den Druck. Hiernach wurde dann der für den Druck bestimmte Entwurf kopiert, die Zeichnungen dem Karton aufgeklebt, die Verse darunter- und darübergeschrieben. Bei dieser letzten Arbeit fühlte sich der Onkel wie erlöst, als die Zeit vorbei war, wo er die Zeichnungen auf Holzstöcke zu zeichnen hatte. 1875 schreibt er z. B.: „Am 28. August habe ich die letzten von 150 kleinen Zeichnungen an die Holzschneider abgeliefert. Nun werden mir allmählich die Probeabzüge eingeliefert; sind welche dabei, die gar zu schlecht sind, so muß ich die Zeichnung nochmal machen. Das ist eine unbehagliche Zeit.“ In einem andern Briefe heißt es: „Es liegt noch ein hübscher Haufen Holz vor mir; und das läßt mir keine Ruhe, bis es aus meinen Händen und in den Händen des Xylographen ist.“ Sehr zuwider war ihm, daß alles verkehrt herum zu zeichnen war. Sein Namenszug findet sich deshalb auch oft unter älteren Sachen verdreht. Die Anwendung der Zinkotypie machte diesen Schwierigkeiten zu des Onkels Freude ein Ende.



Zur Klärung des vorhin Gesagten mögen einige Beispiele und Belege dienen. (Seite 91.) Da ist ein erster Entwurf z. B. zu Fipps dem Affen; der lautet so: „Dr. Fink, ein Naturfreund. Landhaus. Mit Familie im Garten. Herrlicher Herbst. Bäume voller Äpfel. Ein Bärenführer und Kameltreiber mit zwei Affen kommen an Dr. Finks Garten vorbei. Der Affe über die Mauer oben in den Apfelbaum. Will nicht 'runter. Dr. Fink kauft ihn. Frau Dr. Fink, Kindermädchen und Kinder sehen zu. Fangmethode mit Stiefel und Waschwasser. Der Affe im Sack. — Grollt in der Ecke. Das Buddeln des Kindes interessiert ihn. — Er wiegt. — Wehrt die Fliegen ab. — Zum Entsetzen der



Angehörigen sitzt er oben auf dem Kachelofen und buddelt Elisen. — Hält's auch mal verkehrt mit dem Kopf nach unten. — Kater Kratz. Hund Happs. Sind neidisch auf den neuen Gast. — Kater im Stiefel, die Krallen gestutzt. — Hund beim Schweife mit Seelenruhe in der Luft gehalten. —

Mausfalle. — Buben mit dem Brummer. — Livrée. Spiegel. — Dr. Monki auf Besuch (Hut zerfressen. Daumen in den Spazierstock geklemmt). — Hält Frau Dr. das Garn. — Bringt Pantoffeln. — Zündet Pfeife an. — Raucht auch. —



Feuersbrunst. Rettet Elisen. Was dem Kindsmädel dabei passiert. Sie fällt zum Glück in die Regentonne. — Familie Fink geht über Land. Jack (so heißt hier also der Affe) ist eingesperrt. Holt mit dem Fuß die Feile. Durch den Kamin. — Hasen, Krähen ꝛc. — Hunde im Dorfe. — Den Kamin hinunter in die Bauernstube. — Bauern bei Tisch. De Düwel! — Verfolgung. — Pfaff. — Auf das Heiligenbild. — Bum! — Er sinkt blutend herunter. — Familie Fink kommt dazu. Begräbnis im Garten. —"

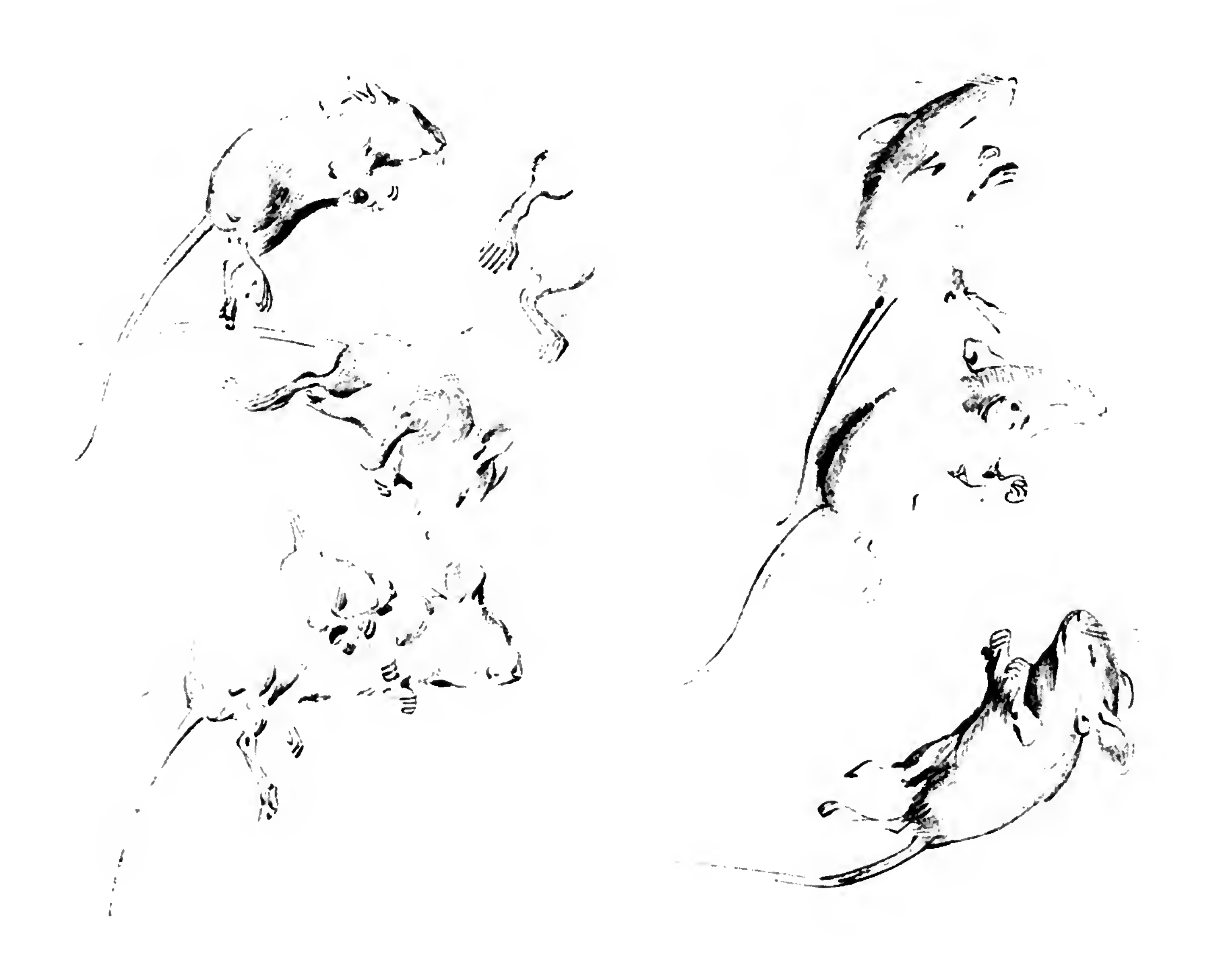
Alles ist auf ein Doppelblatt geschrieben, auf dessen linker Hälfte allerlei zeichnerische



Niedersächsisches Bauernhaus (aquarellierte Federzeichnung)
(1880)

Angehörigen sitzt er oben auf dem Kachelofen und buddelt Elisen. — Hält's auch mal verkehrt mit dem Kopf nach unten. — Kater Kratz. Hund Happs. Sind neidisch auf den neuen Gast. — Kater im Stiefel, die Krallen gestutzt. — Hund beim Schweife mit Seelenruhe in der Luft gehalten. —

Mausfalle. — Buben mit dem Brummer. — Livrée. Spiegel. — Dr. Monki auf Besuch (Hut zerfressen. Daumen in den Spazierstock geklemmt). — Hält Frau Dr. das Garn. — Bringt Pantoffeln. — Zündet Pfeife an. — Raucht auch. —

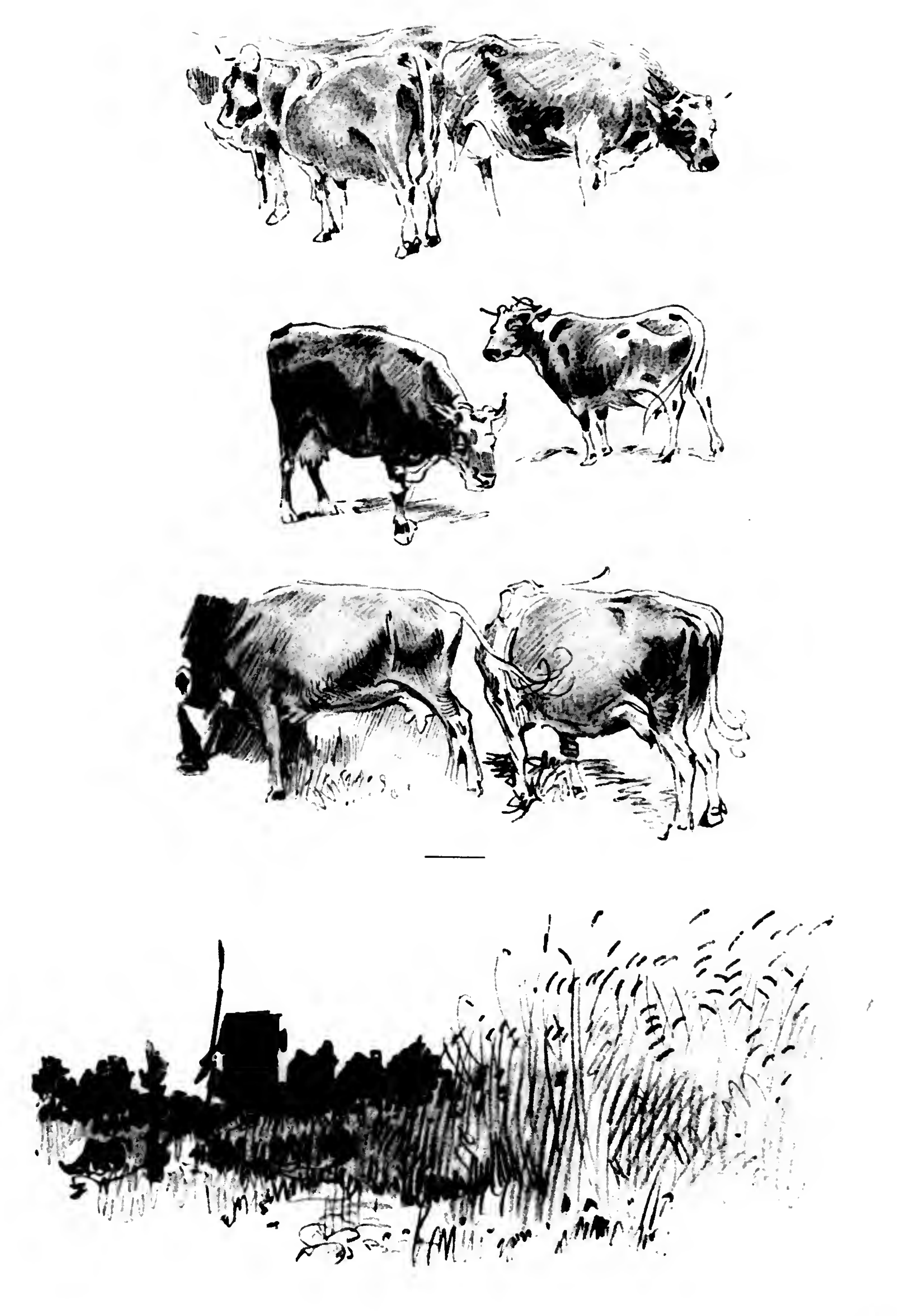


Feuersbrunst. Rettet Elisen. Was dem Kindsmädel dabei passiert. Sie fällt zum Glück in die Regentonne. — Familie Fink geht über Land. Jack (so heißt hier also der Affe) ist eingesperrt. Holt mit dem Fuß die Feile. Durch den Kamin. — Hasen, Krähen ꝛc. — Hunde im Dorfe. — Den Kamin hinunter in die Bauernstube. — Bauern bei Tisch. De Düwel! — Verfolgung. — Pfaff. — Auf das Heiligenbild. — Bum! — Er sinkt blutend herunter. — Familie Fink kommt dazu. Begräbnis im Garten. —“

Alles ist auf ein Doppelblatt geschrieben, auf dessen linker Hälfte allerlei zeichnerische



Niedersächsisches Bauernhaus (aquarellierte Federzeichnung)
(1880)





Studien in buntem Gewimmel zu sehen sind, die sich zum Teil genau so, zum Teil ähnlich im „Fipps“ später wiederfinden. Daneben findet sich auch eine Disposition: „Kindheit. Fang. Spiegel. Mausfalle. Getränk, gut und schlecht. Katze mit Krallen.



Hunde und Rettung. Aufs Heiligenbild." Auf der Kehrseite des Blattes sind ganze Affen, Affenköpfe und besonders auch Affenfüße gezeichnet.

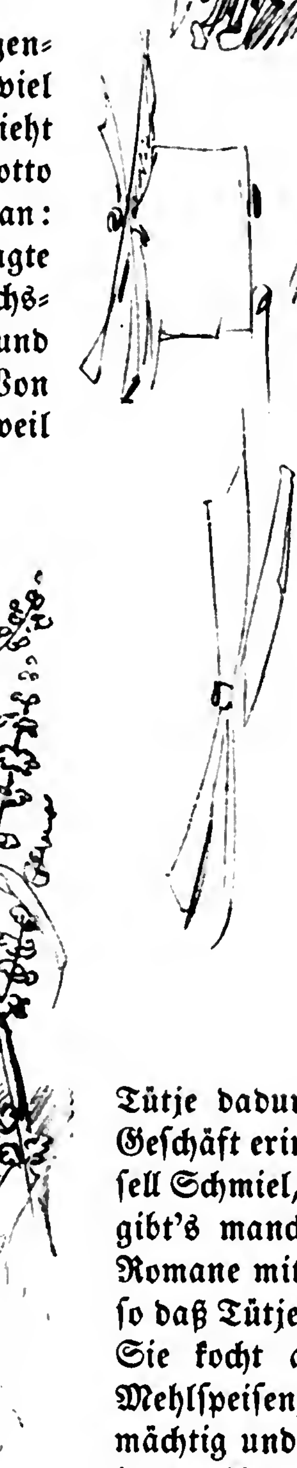
Oder sehen wir uns einen Entwurf an, der nicht mehr zur Ausführung gekommen ist. Er ist aus der Zeit nach 1895 und liegt vor in einem Notizbüchelchen, das Textentwürfe, zum großen Teil stichwortartig, und dazu auch schon Bilderskizzen enthält. (Seite 95 bis 100.) Die erste Überschrift lautet: „Der Privatier", darunter steht das Titelbild und dann heißt es:





„Heute tönt auf unsrer Leier
Was von Johann Tütemeier
Den fast jeder, der ihn kannte,
Ohne weiters Tütje nannte.
Tütje widmet seine Kräfte
Einem Materialgeschäfte ꝛc.“

Tütjes Laden liegt günstig; alle Augenblicke bimmelt's. Der Lehrling macht viel Verdruß. Außerdem ist Tütje Witwer, zieht sich also vom Geschäft zurück. Als Motto des Ganzen gibt Busch das Sprichwort an: „Bequemlichkeit ist die Hauptsache“, sagte der Teufel, da setzte er sich auf die Flachshechel. Jedenfalls hat Tütje jetzt Haus und Gärtchen, dazu ein Hündchen, Pizzi. Von der Haustüre wird die Klingel entfernt, weil



Tütje dadurch nicht an sein früheres Geschäft erinnert sein will. Mit Mamsell Schmiel, der „Köchin mit Gefühl“, gibt's manchen Ärger; sie liest z. B. Romane mit Vorliebe auf dem Locus, so daß Tütje oft ängstlich warten muß. Sie kocht aber gut, besonders fette Mehlspeisen, wird auch einmal ohnmächtig und fällt dann natürlich Tütje in den Arm. — Dem Jungen, der das Bier bringt, zerreißt Pizzi die Hosen; das Bier fällt hin und Tütje muß Hosen

und Bier bezahlen. — Hühner sind da, aber merkwürdigerweise gibt es gar keine Eier. Das Rätsel löst sich. — Tütjes ungetrübte Freude ist ein Schweinchen. Es wird geschlachtet. Die Höhe des Festes ist erreicht, als der Schweinskopf aufgetischt werden soll. Die Pietät dem



toten Liebling gegenüber stört die Freude; Pizzi denkt kühler. — Da man auch Honig haben will, werden Bienen angeschafft. Diese Sache bekommt Pizzi ebenso schlecht wie Tütje. — Vor allem aber nimmt bei Tütjes gutem Leben die Korpulenz zu.

„O, wie ist das hinderlich,
Wenn man ringsherum an sich
So viel Fettigkeit besitzt,
Daß man pusten muß und schwitzt
Und nichts weiter denkt als bloß:
Wie werd ich den Speck nur los?!"

Spaziergänge sind nötig; ein berühmter Schuster muß dazu die unfehlbar bequemen Schuhe liefern. Aber:





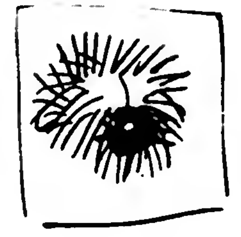


„O, wie ist der Mensch bedrückt,
Den der eigne Stiefel zwickt.

. . . .

Und er kann es nicht verschweigen,
Allen Freunden muß er's zeigen,
Muß er's sagen, muß er's klagen,
Wie ihn diese Stiefel plagen,
Ja, sogar ganz fremden Herrn. —
Und sie all' ertragen's gern.
Jeder gibt ihm gern Gehör,
Spricht, gerührt: Bedaure sehr!
Und, vertieft in seine Zwecke,
Geht er um die nächste Ecke.
Selbst dem Pizzi, sonst so treu,
Ist's im Grunde einerlei."





Die Stiefel müssen herunter vom Fuß; die Strümpfe in der Rocktasche, kehrt Tütje heim, den einen Stiefel in der Rechten,



während Pizzi den andern im Maul trägt, und furchtbar durchgeregnet ist, Tütje natürlich nebenbei. — Andere Verdünnungsmethoden folgen. Tütje schafft die Köchin ab, wird Vegetarianer strengster Observanz; im Morgentau macht er barfuß Dauerlauf, während Pizzi behaglich vom Fensterbrett aus zuschaut. Das Sonnenbad darf natürlich nicht fehlen; Pech gibt's auch hier. Tütje wird wirklich dünner, aber die Aufwartefrau sieht das nicht ohne Sorge.

„Herr Tütemeier, sprach sie bang,
Ich förcht', Sie machen's nimmer lang."



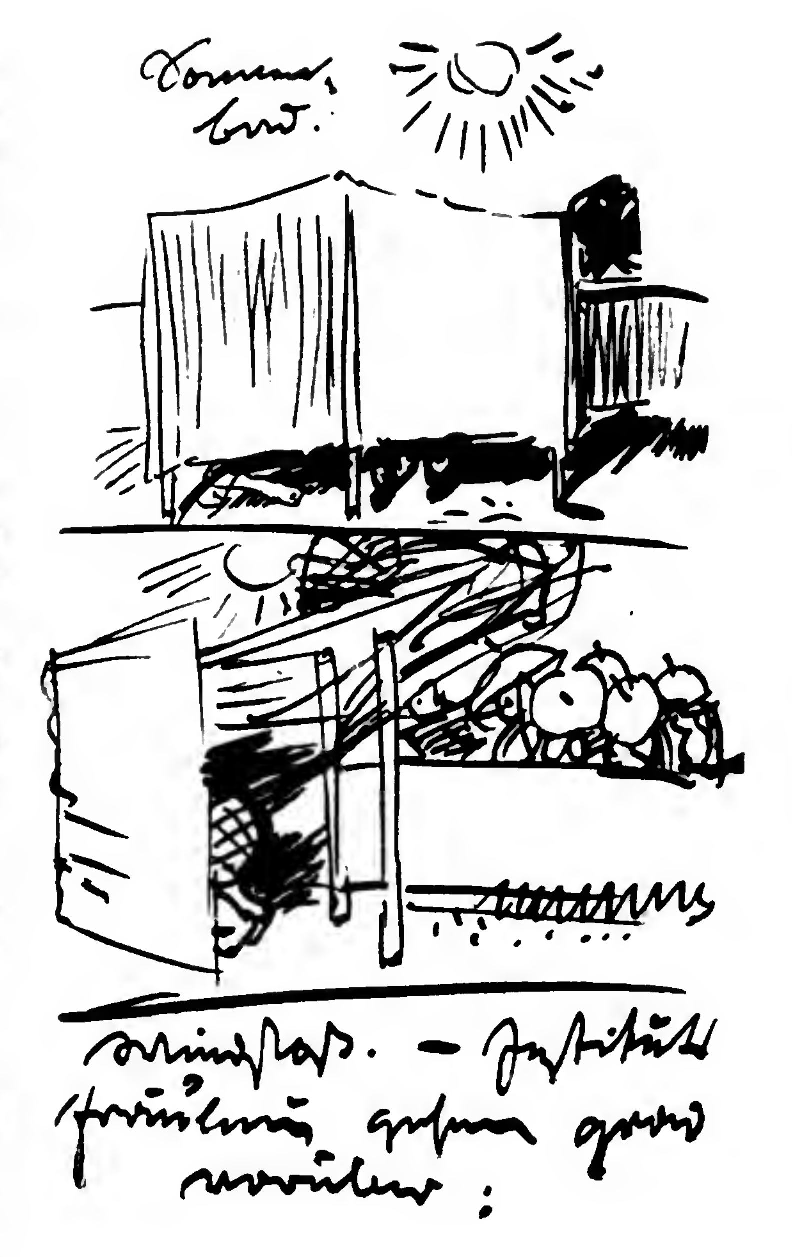
Jedenfalls wird Tütje erst mal nervös. Ihn stört die Stechmücke, der Floh, das Katzenkonzert im Garten; er hat Angst vor Dieben; er gibt das Rauchen auf usw. Das Ende ist gut. Bei Witwe Quabbeke in der Stadt ist eine Wohnung frei; Tütje zieht zu ihr, heiratet sie, wird wieder munter und zufrieden, denn alles wird ihm gesagt, was er zu tun hat. „Ja! heißt's am Stammtisch, das kommt anders als mit der ersten Frau!" usw.

Zur Ausführung ist, wie jeder weiß, dieser letzte Entwurf nicht gekommen; aber ein Vergleich des vorher besprochenen Entwurfes mit dem 1879 bei Bassermann erschienenen „Fipps" läßt doch in die Entstehung der Buschschen Arbeiten einen interessanten Blick tun. Auch den „Huckebein" kann man aus vorhandenen Zeichnungen, bei denen die Vollendung der Ausführung sich steigert, ziemlich werden sehen! Eine kleine Einzelprobe jener Zeichnungen mag gegeben werden (Seite 101).

Auch der Fall kommt vor, daß eine kleinere Bilderserie entsteht, die hernach als einzelnes Kapitel eines größeren Werkes wieder erscheint. So existiert aus dem Jahre 1863 ein „heiliger Antonius"; das Original ist im Besitze der Erbprinzessin von Meiningen. Der Titel lautet: „Der heilige Antonius von W. Busch, ein Ballet"; eine Einleitung in Versen geht einer Serie von fünfzehn Bildern, die ohne Verse sind, vorher. Zur Veröffentlichung war dieser „Antonius" wohl nie bestimmt, ist aber in dem 1870



erschienenen „Antonius“ verwertet und zum 9. Kapitel, der „letzten Versuchung“, gemacht. Die einzelnen Zeichnungen sind etwas verändert, allerdings drastischer wohl nicht gerade geworden.



Ein erster fertiger Entwurf, mit dem Gänsekiel hingeschrieben, war z. B. das in den Busch-Ausstellungen gezeigte Original von „Plisch und Plum“. Von „Maler Klecksel“ ist ein Entwurf da, der die Bilder alle schon fertig zeigt, während die Verse erst zum Teil gefügt sind und unter vielen Bildern nur kurze Stichworte stehen. Ein solcher Entwurf ist aber noch voll in Arbeit, und wie auch die Bilder sich noch ändern, zeigt in interessanter Weise die Gegenüberstellung von einigen Bildern aus jenem Entwurf und den entsprechenden Bildern aus dem 1884 erschienenen „Maler Klecksel“. Ein paar gleiche Proben aus den „Haarbeuteln“ mögen noch hinzugefügt werden (Seite 102 bis 107). Man sieht, wie die einzelnen Vorwürfe immer noch wieder anders gestaltet werden, weil sie dem Künstler nicht fertig erscheinen, nicht abgetan sind, sondern ihn weiter beschäftigen. Oben zeigte sich ja sogar, daß oft nach langen Jahren noch Dinge wieder zum Vorschein kommen, deren erste Spuren so weit zurückliegen, daß man über die Anklänge an früher und eine dabei doch erhebliche Umformung und Weiterentwicklung erstaunt. Merkwürdig ist dem gegenüber, wie energisch Busch andererseits auch wieder die Sachen, die er herausgegeben hat, endgültig abtut, ohne daß er je, auch nur in Gedanken, noch wieder damit zu tun haben oder gar noch einmal gezwungen werden möchte, sich damit z. B. bei einer Neuauflage von neuem zu befassen. Oft habe ich ihn hierüber sehr verdrießlich gesehen. Es entspricht dem, daß er auch auf seine erschienenen Sachen nicht angeredet werden mochte, auch jedes Zitieren seiner Verse in seiner Gegenwart sehr übel vermerkt hätte. Über eine Rückreise von Ebergötzen nach Wiedensahl schreibt er einmal: „In Kreiensen zog ein Herr meine „Abenteuer eines Junggesellen“ aus der Tasche und las sie laut der Reisegesellschaft vor bis Nordstemmen. Es war mir sehr peinlich und ekelhaft; ich that, als wenn ich schliefe.“

Aber nun noch einmal wieder zu den Versen! Sie sind, das wurde festgestellt,

nur Beiwerk in den Bildergeschichten. Daneben aber steht die Tatsache, daß Busch auch Verse hat drucken lassen ohne Bilder. Im Jahre 1871 erschien die viel zu wenig beachtete und geachtete „Kritik des Herzens", 1904 „Zu guter Letzt" und nach dem Tode des Dichters zu seinem letzten Geburtstage, dem 15. April 1909, eine Sammlung von nachgelassenen Gedichten unter dem Titel „Schein und Sein", Gedichten, die nicht, wie manche Kritik meinte, von Busch ausgeschieden waren aus den 1904 zur Veröffentlichung gebrachten, sondern die der Dichter zur Veröffentlichung selbst noch bestimmt hatte. Die drei genannten Büchlein sind ohne Bilder, enthalten nur Verse und zeigen ebenso wie die andern Verse, die Busch gemacht hat, und mehr noch, daß Busch auch Dichter war im engeren Sinne des Wortes. Seine Verse, die so leicht hingeworfen scheinen, wurden sogar sauber und sorgfältig gefeilt. Knittelverse sind viel gemacht, auch in Busch'scher Manier, aber bei Busch haben, wenn man genau hinsieht, die scheinbaren Knitteleien stets eine wohlberechnete und meistens eine gut gelungene sprachliche Form, die nicht von ungefähr ist.



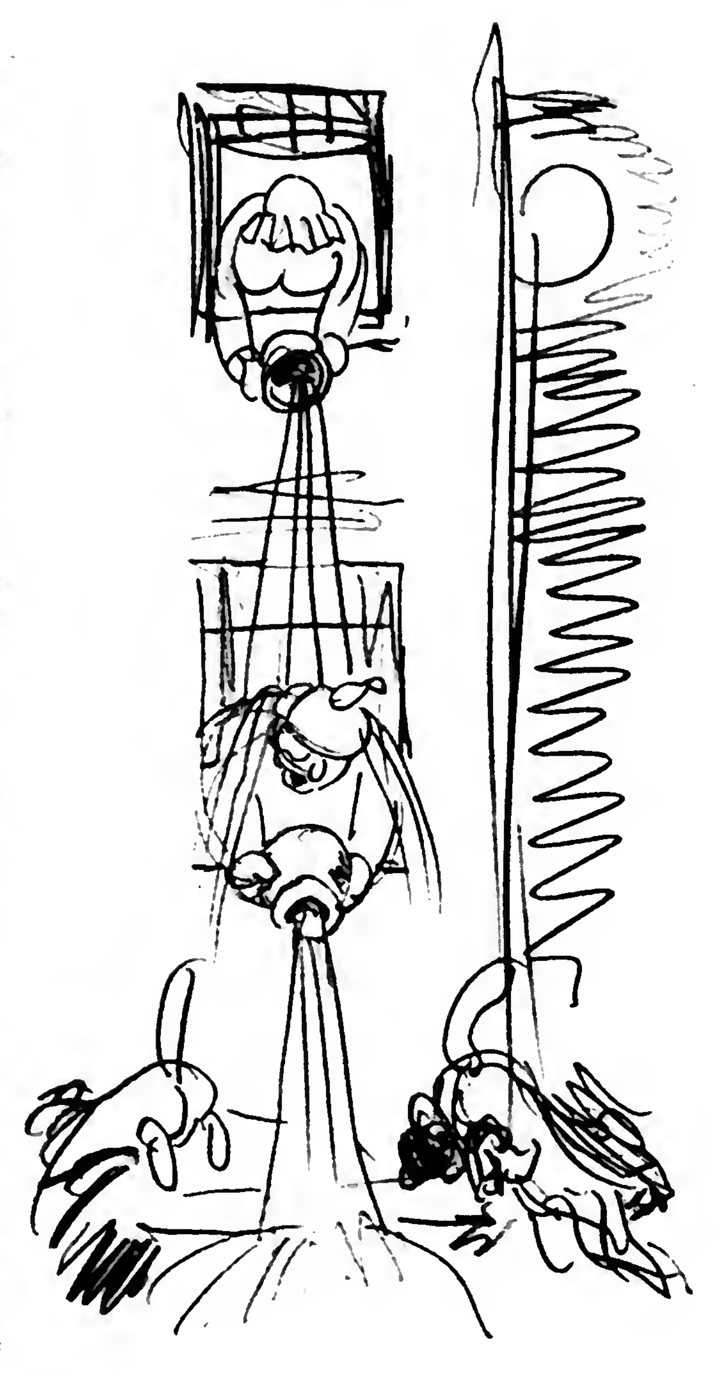
Es interessierte Busch sehr, daß gerade die glattesten Verse Goethes und erst recht die noch leichter scheinenden Verse Heinrich Heines hin und her vom Dichter gebessert sind und daß sehr viel und sehr fleißig an ihnen herumgefeilt wurde. Ihm ging's oft gerade so. Nicht der Gedanke mußte gezwungen werden, der flog Busch auch im Gespräche zu wie wenigen. Aber die sprachliche Form machte ihm deshalb viel zu schaffen, weil sie ihn zu sehr interessierte und ihm nie treffend und gut genug sein konnte.



Ja, der Onkel hat zeitlebens eifrigste Sprachstudien getrieben, stets und überall gelegentlich,

aber auch systematisch. Sammelte er in älterer Zeit Märchen, die er sich von alten Leuten erzählen ließ, so interessierte ihn nicht nur der fesselnde Inhalt, zumal wenn die ihm berichtete Form Abweichungen von der Fassung desselben Märchens bei den Brüdern Grimm oder andern zeigte, sondern ebenso sehr die eigentümliche, besonders die dialektisch gefärbte sprachliche Form.

Fand er in solchen Geschichten Ausdrücke wie Futekan, Kielskropp und unzählige andere, wie unermüdlich spürte er deren Bedeutung sprachvergleichend nach! Viel Material liegt vor mir, in dem der Onkel solche Studien gesammelt, z. T. alphabetisch geordnet, z. T. sachlich gruppiert hat. Ich besitze ein Klugesches Wörterbuch von ihm, das er bis in die letzte Zeit seines Lebens fleißig benutzte und in dem er fast Seite für Seite den ganzen Rand beschrieben hat mit dialektischen Eigenheiten, die er im Verkehr mit dem Volke beobachtet hatte, oder mit Worterklärungen und Konjekturen, die ihm seine Lektüre, besonders auch die der älteren englischen Literatur, nahe brachte oder die er sich aus dem Grimm, dem Moriz Heyne und anderen sprachlichen Werken holte. Oft bedauerte er dabei, daß er zu wenig auf einer wissen-



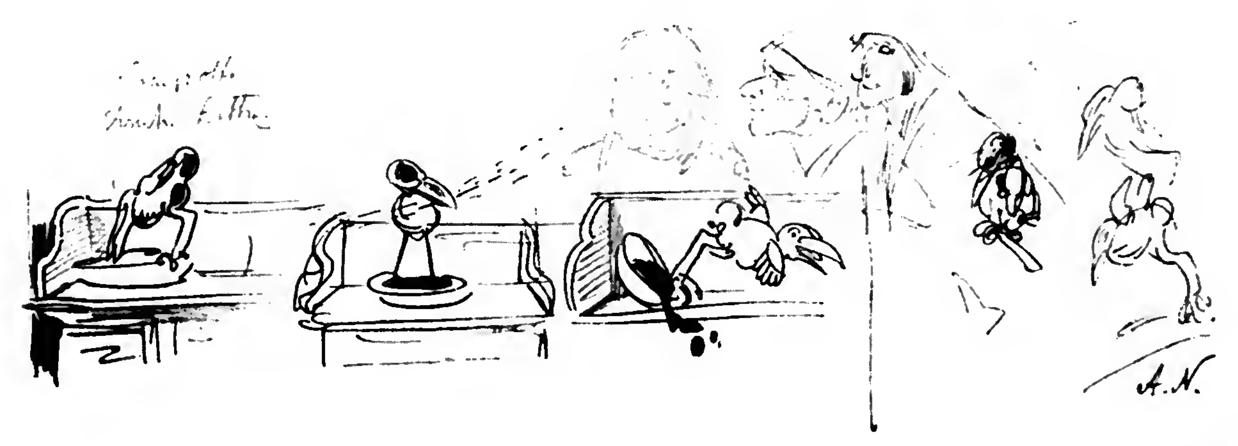


Nur der Augen zu sehen.

schaftlichen sprachlichen Durchbildung fußte; oft freute ihn auch wieder, daß dieser Mangel ihn nicht abschreckte von Erfolgen, die ihm Spaß vielleicht nicht gemacht hätten, hätte er im einzelnen zu genau nachprüfen können. Er konjekturierte gern und eigentlich immer, suchte besonders stets nach dem konkreten Hintergrund der Worte und witterte allüberall Klangmalerei.

Vor allem war ihm lebendig das Plattdeutsch mit seinem krausen und reizvollen Dialektewirrwarr. Warm wurde er bei jeder Gelegenheit, die sich ihm da zu neuen Entdeckungen bot. Und kein stolzeres Urteil konnte seinem feinen Gefühl für sprachliche Schönheit gesprochen werden, als wenn er selbst sagt: „Um die Sprache sein eigen zu nennen, muß man, glaub ich, was drin erlebt haben, etwas sehr Wichtiges, nämlich die Kindheit. In diesem Sinne habe ich zwei Sprachen: Hochdeutsch und Plattdeutsch. Nur was in diesen Sprachen, in den Sprachen meines Paradieses, geschrieben ist, kann mich rühren, das heißt in innerster Seele rühren." So schreibt er an Frau Anderson. An einer andern Stelle sagt er: „Was herzig, lieb und drollig ist in einer Sprache, das kann man nur empfinden und begreifen, wenn man's mit Nachbars Hänschen im Korn und mit Nachbars Grethe über den Zaun gesprochen hat." Und so begeistert ihn manches im und am Holländischen ähnlich wie beim Plattdeutschen, weil's nicht so abgeschliffen sich im Ausdruck gibt, wie das schon zu sehr verwässerte heutige Schriftdeutsch. Er sagt: „Wie frisch und treffend kommt mir doch so manches holländische Wort vor, dessen Verwandte im Deutschen schon weit entfernt von der Quelle fließen."

Aus den Notizen, mit denen Busch überall am Rande seinen Kluge versah, seien wenige Einzelheiten doch als Belege für das, was behauptet ist, kurz angeführt: wenn Kluge z. B. „dumpf" mit mhd. dümpfen=dämpfen zusammenbringt, schreibt Busch daneben, daß dümpen im Plattdeutschen so viel wie „ersticken" heißt und daß im Göttinger Dialekte das Asthma „dumpen asmus" genannt wird; wenn bei „jappen" auf „gaffen" verwiesen wird, ist dazugeschrieben, daß plattdeutsch „bejappen" bedeutet: „Den Mund öffnen, um etwas zu sagen", und ist gleich das Beispiel angeführt: „Ich hatte es schon bejappt, aber ich besann mich"; zu Kluges Erläuterung von „Kladde" setzte Busch als plattdeutsche Ausdrücke: „Kladder" und „Kladderwetter" an den Rand; zu „Schnuppe" schreibt er an den Rand: platt „snûben"=schneuzen; wenn „Spieß" mit niederländisch „spit" zusammengestellt wird, erwähnt er, daß im Göttingenschen früher „baddelspeit" der Spieß hieß, mit dem der Bettelvogt in Ebergötzen ausgerüstet war; bei dem Wort „Rohrdrommel" denkt er

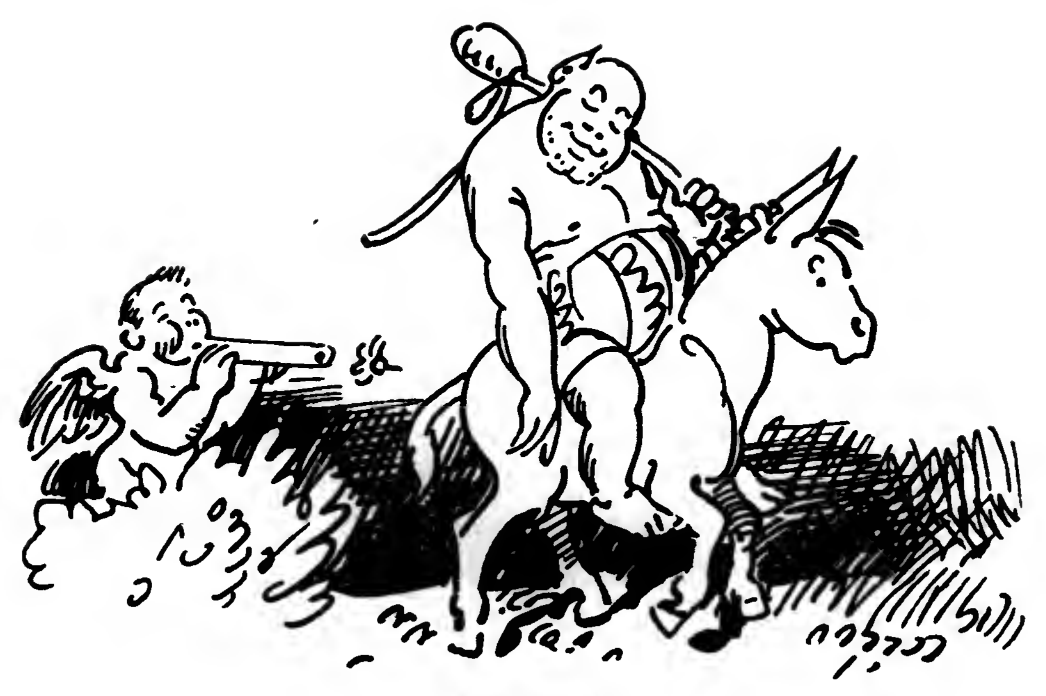




Buchausgabe.



Zweiter Entwurf.



Buchausgabe.



Zweiter Entwurf.

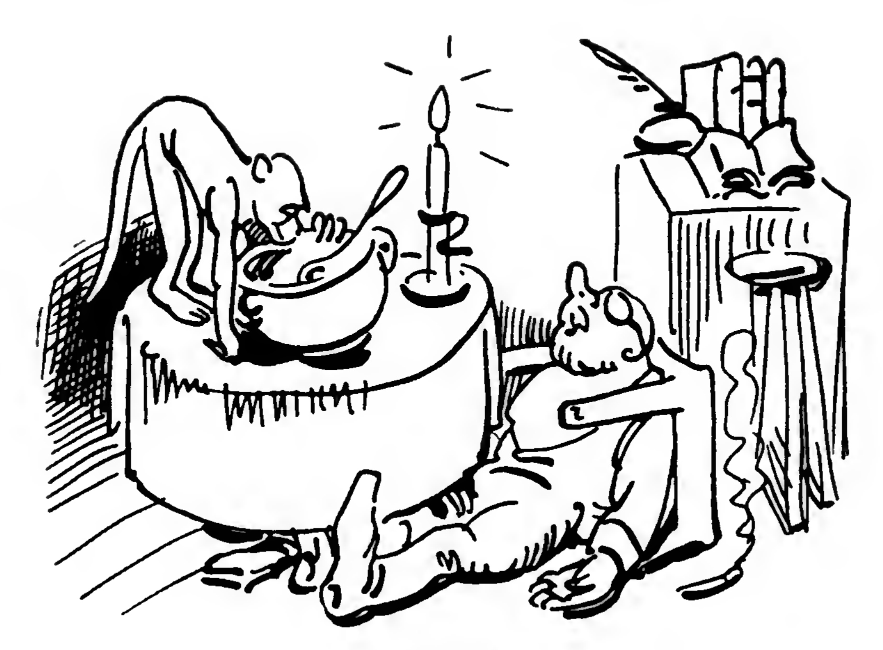
Dr. Schnöbbe hat die Bowle-
mischt

1.

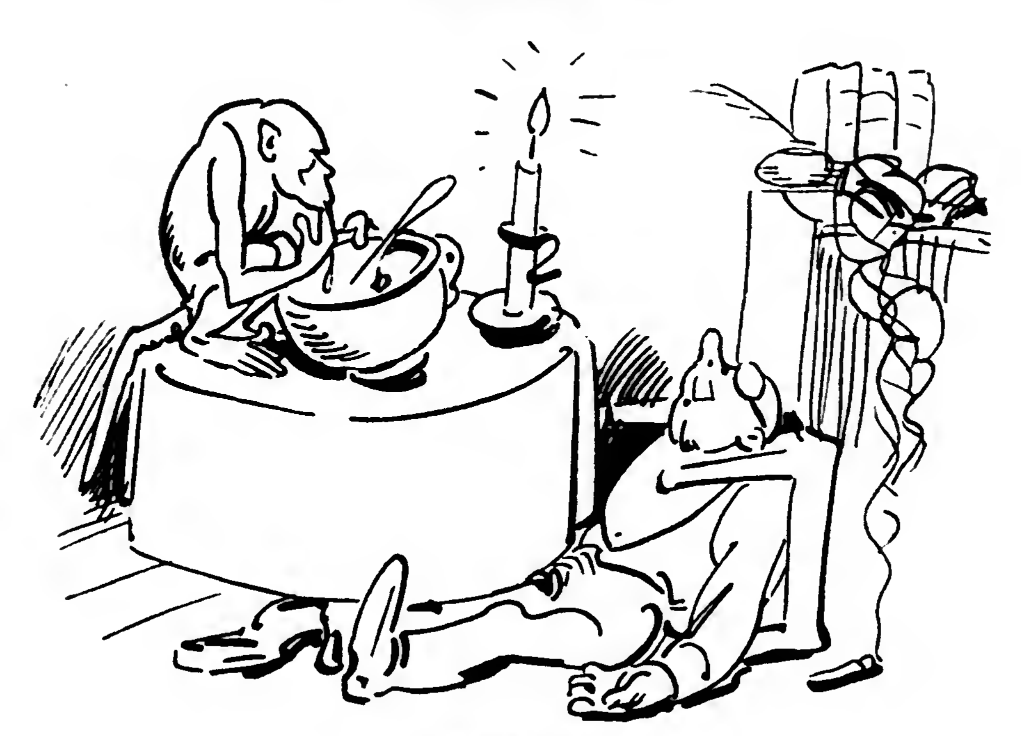
beendigt. Die Hunde sind
fort.
Der Affe kommt aus seinem
Winkel

und 2.

Untersucht das Getränk.



Buchausgabe.



Buchausgabe.

an „roren“, das für das Schnarren und Knurren im Halse der Pferde sowie für das Schreien des Hirsches gebraucht wird; „rappeln“ versieht er mit dem Zusatz: „Es rappelt bei ihm, nämlich im Kopfe; die inneren Theile des Werkes haben sich gelockert. — Eine Schraube los.“

An anderer Stelle sammelt er sachlich und sprachlich interessierende Dinge alphabetisch; da findet sich unter „w“ z. B. wâbern: „Ein heller Schein über dem Hause bei Nacht zeigte an, daß es nächstens dort brennen wird; von solchem Feuervorspuk sagt man: et wâbert“; viel dachte er drüber nach, wie die wâberlôhe damit in Einklang zu bringen wäre. Zu wârwind bemerkt er an derselben Stelle, daß es ein „Küselwind, Wirbelwind, auf dürren Wegen mit Staub dahinziehend“ sei und daß er von einer alten Frau in Wiedensahl gehört habe, daß eine Hexe drin sitze. Als



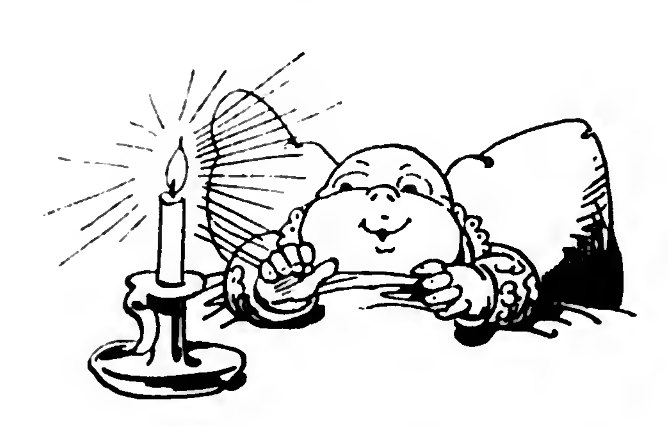


Buchausgabe.



1884

Vor-Entwurf.



Buchausgabe.



Zweiter Entwurf.



Buchausgabe.



Zweiter Entwurf.

Wiedensahler Ausdruck verzeichnet er z. B.: „et häbenscheet, es himmelschattet, wenn Wolken über die Erde ziehen“ und viele andere mehr. Dieses Interesse, mit dem für alles, was die Sprache sich erlaubt, nach Ursache und Herkommen und nach Wandlung von Form und Bedeutung gefragt und geforscht wird, führt nicht nur dazu, daß Busch an seinen Versen ändert und feilt, oft unmittelbar vor dem Druck noch, sondern hat auch allerlei sprachliche Neubildungen zur Folge, die sich bei Busch finden. Sehr bekannt geworden ist der von ihm geschaffene „Mümmelgreis“; bei ihm fängt jemand an zu „wehmüteln“; er redet von der „Freiheit des Überalldurchkommens“ oder von seiner „Nichtweiterbemerkbarkeit“; im Walde wird es allmählich „pechtheertonnendunkel“.

Dergleichen Dinge findet man besonders in der Prosa von Busch. Ja, die gibt's auch. Wenn „der Heidjer“ von 1907 eine Erzählung von Busch brachte, die „Meiers Hinnerk“ betitelt ist, und wenn damals in einem hervorragenden Blatt der Provinz Hannover und zwar nicht nur im Anzeigenteile, sondern in der literarkritischen Besprechung eines Redakteurs behauptet wurde, das sei die erste Prosaschrift von Busch, so werden von dem, der das behauptete, „Eduards Traum“, der 1891 erschien, und „Der Schmetterling“, der, mit zwanzig kleinen Zeichnungen versehen, 1895 herauskam, nicht gekannt. Von diesen Schriften wird weiter unten noch die Rede sein. Hier sei als Busch'sche Prosa die bekannte kurze Selbstbiographie erwähnt, in der an verschiedenen Stellen, so glatt sie sonst hingeschrieben ist, auch der Ausdruck stark geändert und gebessert wurde.

Nicht sollen diese Stellen hier noch herangeholt und besprochen werden; nein, nur wollen wir Gelegenheit nehmen zu erwähnen, daß einmal, wenn auch nur kurz, der sonst so schweigsame und mit sich selbst so überängstlich zurückhaltende Wilhelm Busch öffentlich von und über sich geredet hat. Von Daelen war in Düsseldorf 1886 ein Buch erschienen: „Über Wilhelm Busch und seine Bedeutung“, das Buschs Herz sehr wenig erfreute; und als in der Frankfurter Zeitung im September desselben Jahres Johannes Prölß „aus Wilhelm Buschs Leben“ erzählt hatte, gegen Daelen, aber auch nicht zu Buschs Ergötzen, da schrieb er selbst in der Frankfurter Zeitung im Herbst des Jahres noch zwei Artikel unter der Überschrift: „Was mich betrifft“.

Es war zunächst und blieb bislang das wenige, was zuverlässig über Busch verlautete. Es soll diese kurze Erwähnung jener Selbstbiographie unsern Abschnitt über die Wiedensahler Jahre zum Abschluß bringen.

Jenes „Was mich betrifft“ erschien wieder als Vorwort zur Jubelausgabe der „Frommen Helene“ im Jahre 1893 unter dem Titel: „Von mir über mich“ und unter gleichem Titel noch einmal als Vordruck der billigen Ausgabe des „Filucius“, unterschrieben: „Wilhelm Busch 1894“.

Daß noch eine vierte Fassung vorhanden ist, rechnet nicht mit. Die Bassermannsche Verlagsbuchhandlung läßt nach längerer Pause wieder die billigen Ausgaben mit dem so wenig geschmackvollen Titelbilde erscheinen, auf dem Busch die Maske in der Hand hält und das natürlich nicht von Buschs Hand stammt. Da ist nun dem Pater Filucius wieder das „Von mir über mich“ vorgedruckt, im ganzen in der Fassung von 1894; hineingemischt wird aber an etwa sechs Stellen in willkürlicher und sehr wenig pietätvoller Weise die Ausgabe von 1893; die betreffenden Stellen sind durch den Druck nicht als solche Verschmelzungen kenntlich gemacht, die

Unterschrift lautet „Wilhelm Busch“; die Bemerkung der Verlagsbuchhandlung auf Seite I unten bessert an der Sache eigentlich nicht viel. Abgesehen also von dieser letzten Form gab's vom Onkel selbst die kleine biographische Skizze in jenen drei Fassungen von 1886, 1893 und 1894. Und wer diese verschiedenen Fassungen vergleicht, wird sachliche Unterschiede finden, wie das Hinzufügen einer kurzen Einleitung, das Fortlassen von allerlei Einzelbildern sowie von dieser oder jener Philosophiererei, dabei aber doch auch entdecken, daß das Interesse für die sprachliche Form und die Sorgfalt in der Fassung des Ausdrucks hinter den Änderungen der einzelnen Ausgaben steckt, Änderungen, die eben deshalb auch niemand fortsetzen durfte als Busch selbst.

Auch in seiner Prosa zeigt Busch seine Eigenart, und mehr als seinen Versen noch merkt man der Prosa vielleicht an, daß Busch ein wurzelfester Niedersachse war.



Selbstbildnis. (Bleifederzeichnung um 1895.)

Im Herbst 1898 half ich in den Ferien dem Onkel beim Ordnen, Verbrennen und Einpacken seiner Sachen. Es erfolgte damals seine und meiner Mutter Übersiedelung nach Mechtshausen. Meiner Mutter ist der Abschied von Wiedensahl und seiner Einsamkeit viel schwerer geworden als dem Onkel, der, als der Entschluß der Auswanderung erst mal gefaßt war, die Sache damit abgetan hatte, um sich in Mechtshausen dauernd wohl und behaglich zu fühlen. Er hat seine Heimat nie wieder gesehen, auch nie das Verlangen danach empfunden, so gern und so viel er auch dauernd in dem Wiedensahl seiner Erinnerung mit seinen Gedanken und in seinen Erzählungen noch weilte.

A. N.

Wiedensahler Ausdruck verzeichnet er z. B.: „et häbenscheet, es himmelschattet, wenn Wolken über die Erde ziehen“ und viele andere mehr. Dieses Interesse, mit dem für alles, was die Sprache sich erlaubt, nach Ursache und Herkommen und nach Wandlung von Form und Bedeutung gefragt und geforscht wird, führt nicht nur dazu, daß Busch an seinen Versen ändert und feilt, oft unmittelbar vor dem Druck noch, sondern hat auch allerlei sprachliche Neubildungen zur Folge, die sich bei Busch finden. Sehr bekannt geworden ist der von ihm geschaffene „Mümmelgreis“; bei ihm fängt jemand an zu „wehmüteln“; er redet von der „Freiheit des Überalldurchkommens“ oder von seiner „Nichtweiterbemerkbarkeit“; im Walde wird es allmählich „pechtheertonnendunkel“.

Dergleichen Dinge findet man besonders in der Prosa von Busch. Ja, die gibt's auch. Wenn „der Heidjer“ von 1907 eine Erzählung von Busch brachte, die „Meiers Hinnerk“ betitelt ist, und wenn damals in einem hervorragenden Blatt der Provinz Hannover und zwar nicht nur im Anzeigenteile, sondern in der literarkritischen Besprechung eines Redakteurs behauptet wurde, das sei die erste Prosaschrift von Busch, so werden von dem, der das behauptete, „Eduards Traum“, der 1891 erschien, und „Der Schmetterling“, der, mit zwanzig kleinen Zeichnungen versehen, 1895 herauskam, nicht gekannt. Von diesen Schriften wird weiter unten noch die Rede sein. Hier sei als Busch'sche Prosa die bekannte kurze Selbstbiographie erwähnt, in der an verschiedenen Stellen, so glatt sie sonst hingeschrieben ist, auch der Ausdruck stark geändert und gebessert wurde.

Nicht sollen diese Stellen hier noch herangeholt und besprochen werden; nein, nur wollen wir Gelegenheit nehmen zu erwähnen, daß einmal, wenn auch nur kurz, der sonst so schweigsame und mit sich selbst so überängstlich zurückhaltende Wilhelm Busch öffentlich von und über sich geredet hat. Von Daelen war in Düsseldorf 1886 ein Buch erschienen: „Über Wilhelm Busch und seine Bedeutung“, das Buschs Herz sehr wenig erfreute; und als in der Frankfurter Zeitung im September desselben Jahres Johannes Prölß „aus Wilhelm Buschs Leben“ erzählt hatte, gegen Daelen, aber auch nicht zu Buschs Ergötzen, da schrieb er selbst in der Frankfurter Zeitung im Herbst des Jahres noch zwei Artikel unter der Überschrift: „Was mich betrifft“.

Es war zunächst und blieb bislang das wenige, was zuverlässig über Busch verlautete. Es soll diese kurze Erwähnung jener Selbstbiographie unsern Abschnitt über die Wiedensahler Jahre zum Abschluß bringen.

Jenes „Was mich betrifft“ erschien wieder als Vorwort zur Jubelausgabe der „Frommen Helene“ im Jahre 1893 unter dem Titel: „Von mir über mich“ und unter gleichem Titel noch einmal als Vordruck der billigen Ausgabe des „Filucius“, unterschrieben: „Wilhelm Busch 1894“.

Daß noch eine vierte Fassung vorhanden ist, rechnet nicht mit. Die Bassermannsche Verlagsbuchhandlung läßt nach längerer Pause wieder die billigen Ausgaben mit dem so wenig geschmackvollen Titelbilde erscheinen, auf dem Busch die Maske in der Hand hält und das natürlich nicht von Buschs Hand stammt. Da ist nun dem Pater Filucius wieder das „Von mir über mich“ vorgedruckt, im ganzen in der Fassung von 1894; hineingemischt wird aber an etwa sechs Stellen in willkürlicher und sehr wenig pietätvoller Weise die Ausgabe von 1893; die betreffenden Stellen sind durch den Druck nicht als solche Verschmelzungen kenntlich gemacht, die

Unterschrift lautet „Wilhelm Busch"; die Bemerkung der Verlagsbuchhandlung auf Seite I unten bessert an der Sache eigentlich nicht viel. Abgesehen also von dieser letzten Form gab's vom Onkel selbst die kleine biographische Skizze in jenen drei Fassungen von 1886, 1893 und 1894. Und wer diese verschiedenen Fassungen vergleicht, wird sachliche Unterschiede finden, wie das Hinzufügen einer kurzen Einleitung, das Fortlassen von allerlei Einzelbildern sowie von dieser oder jener Philosophiererei, dabei aber doch auch entdecken, daß das Interesse für die sprachliche Form und die Sorgfalt in der Fassung des Ausdrucks hinter den Änderungen der einzelnen Ausgaben steckt, Änderungen, die eben deshalb auch niemand fortsetzen durfte als Busch selbst.

Auch in seiner Prosa zeigt Busch seine Eigenart, und mehr als seinen Versen noch merkt man der Prosa vielleicht an, daß Busch ein wurzelfester Niedersachse war.



Selbstbildnis. (Bleifederzeichnung um 1895.)

Im Herbst 1898 half ich in den Ferien dem Onkel beim Ordnen, Verbrennen und Einpacken seiner Sachen. Es erfolgte damals seine und meiner Mutter Übersiedelung nach Mechtshausen. Meiner Mutter ist der Abschied von Wiedensahl und seiner Einsamkeit viel schwerer geworden als dem Onkel, der, als der Entschluß der Auswanderung erst mal gefaßt war, die Sache damit abgetan hatte, um sich in Mechtshausen dauernd wohl und behaglich zu fühlen. Er hat seine Heimat nie wieder gesehen, auch nie das Verlangen danach empfunden, so gern und so viel er auch dauernd in dem Wiedensahl seiner Erinnerung mit seinen Gedanken und in seinen Erzählungen noch weilte.

A. N.

„Spricker"

Von Wilhelm Busch

II.

Die Geschichte eines Floh's kann so interessant sein wie die Geschichte Griechenlands.

Was man besonders gerne thut,
Ist selten ganz besonders gut.

Klatschen heißt anderer Leute Sünden beichten.

Erwischtes Laster verzeiht eher als erwischte Dummheit.

Gott zieht an einer Hand, der Teufel an beiden Beinen.

Gar mancher Schwierigkeit entweicht
Man durch das hübsche Wort —
„Vielleicht".

Kunstwerke: Saft, der nicht stark genug eingekocht ist, verdirbt.

In des Dichters Herzen
Brennen oft mehrere Kerzen.

Neues Klavier hat ungeborenen Lärm im Leibe.

Töpfe sind auch Kunstgeschöpfe.

Der Lyriker bringt seine Gefühle zu Markt wie der Bauer seine Ferkeln.

Jed' Ding, und wär's ein irdener Topf, besitzt eine Art von schlauer Verborgenheit, die nur durch Fleiß, List, Talent überwunden wird. Ich denke an A. Brouwer und Teniers. — Es ist schwer, der Natur hinter die Schliche zu kommen.

Wie klein ist das, was Einer ist,
Wenn man's mit seinem Dünkel mißt.

„Genug", wenn's kommt, ist immer zu wenig, wenn's da ist.

Wir mögen's keinem gerne gönnen,
Daß er was kann, was wir nicht
können.

Er hatte ihr nichts zu verzeihen, denn er hatte sie nicht beleidigt.

Erfüllte Wünsche kriegen Junge, viele wie die Säue.

Lacher giebt's vom Trobdel bis zum Teufel.

Ein Narr, der stirbt, ist wie ein zerbrochener Topf, der zum Glück leer war.

Er läßt sich nicht helfen beim Dichten. Der Bauer macht seine Kinder auch selber.

Wer sagt, die ganze Welt sei schlecht,
Der hat wohl nur so ziemlich recht.

Sie ist so unruhvoll als hätte sie einen Floh im Herzen.

Viel besser als ein guter Wille
Wirkt manchmal eine gute Pille.

III.

Onkel Wilhelm! Tief sind diese Worte eingeschnitten in die Rinde meines Lebensbaumes. Aus den frühesten Erinnerungen meiner Kindheit schaut meines Onkels Bild mich an wie aus all' meinem Erleben bis zum heutigen Tage, freundlich, lustig, heiter — oder ernst, auch schreckend, je nachdem. Denn wie sein Vater war auch er „heiter und arbeitsfroh", „zum Spaß geneigt, aber ernst gegen Dummheiten".

Als ich geboren wurde, war mein Onkel achtundzwanzig Jahre alt; als er starb, war ich siebenundvierzig. Fast ein halbes Jahrhundert habe ich unter seinem Einfluß gestanden, und dreißig Jahre lang, seit meines Vaters Tode, ist er mir wie meinen Brüdern ein treuer väterlicher Freund gewesen. Ich danke ihm nicht nur materielle Hilfe, die mir mein Studium und Vorwärtskommen sehr erleichtert hat, sondern unendlich viel mehr noch an unvergänglichen Schätzen, die mir aus dem Reichtum seines Geistes und Gemütes in vertrautem Umgange mit ihm zuteil geworden sind für die Bildung meines Charakters, beim Suchen nach Antwort auf die Fragen der Weltanschauung, bei der Lösung der Lebensrätsel. Niemand hat so wie er in diesen höchsten Dingen des Menschenlebens auf mich eingewirkt, wobei schon die Tatsache von Bedeutung ist, daß er, der feinsinnige, vollendete Künstler und Dichter, der ästhetisch, literarisch, philosophisch, wissenschaftlich so lebhaft interessierte und hochgebildete Mann doch das größte Interesse immer wieder den religiös-sittlichen Fragen als den wichtigsten entgegengebracht und um ihre Lösung, theoretisch und praktisch, in ernster Arbeit und Selbstzucht gerungen hat.



Photographie Dührkoop-Hamburg.

Echte Religiosität, eine ernste, tiefe Frömmigkeit, war der Grundzug im Wesen meines Onkels. Als er nicht mehr nach München reiste, hatte sich dort die Legende

„Spricker"

Von Wilhelm Busch

II.

Die Geschichte eines Floh's kann so interessant sein wie die Geschichte Griechenlands.

Was man besonders gerne thut,
Ist selten ganz besonders gut.

Klatschen heißt anderer Leute Sünden beichten.

Erwischtes Laster verzeiht eher als erwischte Dummheit.

Gott zieht an einer Hand, der Teufel an beiden Beinen.

Gar mancher Schwierigkeit entweicht
Man durch das hübsche Wort —
„Vielleicht".

Kunstwerke: Saft, der nicht stark genug eingekocht ist, verdirbt.

In des Dichters Herzen
Brennen oft mehrere Kerzen.

Neues Klavier hat ungeborenen Lärm im Leibe.

Töpfe sind auch Kunstgeschöpfe.

Der Lyriker bringt seine Gefühle zu Markt wie der Bauer seine Ferkeln.

Jed' Ding, und wär's ein irdener Topf, besitzt eine Art von schlauer Verborgenheit, die nur durch Fleiß, List, Talent überwunden wird. Ich denke an A. Brouwer und Teniers. — Es ist schwer, der Natur hinter die Schliche zu kommen.

Wie klein ist das, was Einer ist,
Wenn man's mit seinem Dünkel mißt.

„Genug", wenn's kommt, ist immer zu wenig, wenn's da ist.

Wir mögen's keinem gerne gönnen,
Daß er was kann, was wir nicht
können.

Er hatte ihr nichts zu verzeihen, denn er hatte sie nicht beleidigt.

Erfüllte Wünsche kriegen Junge, viele wie die Säue.

Lacher giebt's vom Troddel bis zum Teufel.

Ein Narr, der stirbt, ist wie ein zerbrochener Topf, der zum Glück leer war.

Er läßt sich nicht helfen beim Dichten. Der Bauer macht seine Kinder auch selber.

Wer sagt, die ganze Welt sei schlecht,
Der hat wohl nur so ziemlich recht.

Sie ist so unruhvoll als hätte sie einen Floh im Herzen.

Viel besser als ein guter Wille
Wirkt manchmal eine gute Pille.

III.

Onkel Wilhelm! Tief sind diese Worte eingeschnitten in die Rinde meines Lebensbaumes. Aus den frühesten Erinnerungen meiner Kindheit schaut meines Onkels Bild mich an wie aus all' meinem Erleben bis zum heutigen Tage, freundlich, lustig, heiter — oder ernst, auch schreckend, je nachdem. Denn wie sein Vater war auch er „heiter und arbeitsfroh", „zum Spaß geneigt, aber ernst gegen Dummheiten".

Als ich geboren wurde, war mein Onkel achtundzwanzig Jahre alt; als er starb, war ich siebenundvierzig. Fast ein halbes Jahrhundert habe ich unter seinem Einfluß gestanden, und dreißig Jahre lang, seit meines Vaters Tode, ist er mir wie meinen Brüdern ein treuer väterlicher Freund gewesen. Ich danke ihm nicht nur materielle Hilfe, die mir mein Studium und Vorwärtskommen sehr erleichtert hat, sondern unendlich viel mehr noch an unvergänglichen Schätzen, die mir aus dem Reichtum seines Geistes und Gemütes in vertrautem Umgange mit ihm zuteil geworden sind für die Bildung meines Charakters, beim Suchen nach Antwort auf die Fragen der Weltanschauung, bei der Lösung der Lebensrätsel. Niemand hat so wie er in diesen höchsten Dingen des Menschenlebens auf mich eingewirkt, wobei schon die Tatsache von Bedeutung ist, daß er, der feinsinnige, vollendete Künstler und Dichter, der ästhetisch, literarisch, philosophisch, wissenschaftlich so lebhaft interessierte und hochgebildete Mann doch das größte Interesse immer wieder den religiös-sittlichen Fragen als den wichtigsten entgegengebracht und um ihre Lösung, theoretisch und praktisch, in ernster Arbeit und Selbstzucht gerungen hat.



Photographie Dührkoop-Hamburg.

Echte Religiosität, eine ernste, tiefe Frömmigkeit, war der Grundzug im Wesen meines Onkels. Als er nicht mehr nach München reiste, hatte sich dort die Legende

gebildet, Busch sei fromm geworden. Das ist nicht so, denn er ist nie unfromm gewesen, aber auch nie fromm im Sinne jener Legende, nie kirchenfromm in irgend welcher Schattierung. Die sogen. Katechismuswahrheiten und dogmatischen Lehren der Kirche hat er früh schon abgelehnt. Der mit dem Kirchentum so vielfach verknüpfte Schwindel war ihm ganz besonders widerwärtig; er hat ihn auch kräftig mit scharfer Satire gegeißelt im „Hl. Antonius", der „Frommen Helene" und dem „Pater Filucius", Werken, die er gewiß, wie wohl gleichsam zu seiner Entschuldigung behauptet ist, im Alter nicht mehr geschrieben haben würde, die er aber ebensowenig im Alter irgendwie bereut hat.

Alle Heuchelei, alles „Getu's", war ihm überall ekelhaft, besonders aber auf dem Gebiete des religiös-sittlichen Lebens. Leute, die sich in pharisäischer Art auf ihre Kirchlichkeit etwas zugute taten, hinter der frommen Maske aber eine Menge sittlichen Schmutzes an Feigheit und Gemeinheit bargen, waren ihm weit unsympathischer als andere, die offen und ehrlich sich als Lumpen zeigten, stachen und losschlugen, wo nur eine Prügelei möglich war, stahlen und wilddiebten, wo es nur anging. „Der Räuber ist mir nicht so zuwider wie der Giftmischer", pflegte mein Onkel zu sagen im Gespräch über diese Dinge.

Ebenso unangenehm aber war ihm das fade Geschwätz seichter Aufklärung, das leichtfertige, sachunkundige Aburteilen philiströser Halb- oder Viertelsbildung über diese tiefen und wichtigen Lebensfragen einerseits, wie jeder orthodoxe und kirchliche Fanatismus andererseits, insbesondere auf evangelischer Seite, denn dahin gehöre er ganz und gar nicht nach den Grundsätzen des Evangeliums.

Darum trug der Onkel niemals irgendwie seine Frömmigkeit zur Schau, und wer ihm nicht nahe stand, merkte nichts davon. Die wenigen aber, denen er in unvergeßlichen Stunden ernster Unterhaltung im kleinsten Kreise einen Einblick in seine Gedanken und Vorstellungen über diese Dinge gewährte, verehren in ihm einen hervorragenden religiösen Erzieher.

Darum lehnte er jede im besonderen Sinne kirchlich geartete Beeinflussung ebenso ab wie jede von der entgegengesetzten Seite kommende des modernen Freidenkertums, das in seiner Befreiung von gründlichem Nachdenken ihn, den tiefen, scharfen, philosophisch durchgebildeten Denker abstieß. Er besaß Brehms Tierleben, kannte es genau und schätzte besonders den alten Brehm, den Vater des Herausgebers, als vortrefflichen Beobachter. Aber immer wieder stieß ihn der „Gartenlaubenstandpunkt" des Verfassers ab, — die „Gartenlaube" war in der Mitte vorigen Jahrhunderts eine weitverbreitete, populäre Trägerin der materialistischen Ideen von „Kraft und Stoff", — sein überlegenes, aber salz- und verständnisloses Bespötteln religiöser Anschauungen und biblischer Erzählungen. E. Haeckel wurde von ihm als Naturforscher voll anerkannt, auf philosophischem und religiösem Gebiete aber als ein arger „Bönhase" angesehen, d. i. als ein Mann, der das nicht kennt, worüber er redet, und so seine Grenzen überschreitet, „wo gerade, wenn man nichts versteht, der Schnabel um so leichter geht". Mein Onkel erzählte mir noch in seinem letzten Lebensjahre, Haeckel habe ihm auch einmal eine seiner monistischen Broschüren zugesandt, „aber", so fügte er im Hinblick auf die „Welträtsel" und die ganze Gattung dieser Schriftstellerei hinzu, „ich kann das Zeug nicht lesen", — und nach einem Augenblick des Besinnens, — „die Kerle sind mir zu abergläubisch. Wie auch der Schopenhauer sagt, es könne

einer alle zweiunddreißig Spezies der Affen auswendig wissen und doch ein dummer Kerl sein".

Übrigens hat er seiner gereiften Welt- und Lebensanschauung auch öffentlich Ausdruck gegeben in den kleinen Prosadichtungen „Eduard's Traum" (1891) und „Der Schmetterling" (1895). Allerdings tut er das in einer Form, die dem oberflächlichen Leser das Gold verhüllt, ihn langweilt und abstößt, die aber dem besinnlichen Nachdenken einen Reiz gewährt, der zu immer erneuter Betrachtung und tieferem Eindringen lockt. Es gilt auch hier, ihm erst nahe zu kommen, um ihn verstehen zu können.

Eduard's Traum wird von ihm selbst in einer brieflichen Äußerung vom 17. Dezember 1893 bezeichnet als „ein kleiner Scherz, nicht ohne Fleiß, denk ich, durchdacht, zur Unterhaltung für Wenige, die an so Was Vergnügen finden. Die Probleme sind eingewickelt und wollen nicht losgemacht sein. Sonst müßte man dem Vogel die Federn ausrupfen, und dann fliegt er nicht mehr. Persönliche Anspielungen möchten schwerlich zu finden sein".

Gerade diese beiden kleinen Schriften sind nach meiner Überzeugung die bedeutendsten Geisteserzeugnisse meines Onkels und werden bleiben als Perlen der Weltliteratur, wenn die anderen Sachen längst vergessen sind. Nicht neue Wahrheiten wollen sie künden, sondern alte ewige Wahrheit und abgeklärte Lebensweisheit darbieten, aber in eigenartiger Einkleidung. Wohl erinnern sie in Einzelheiten ein wenig an das berühmte Buch Bunyan's: The pilgrims progress, das mein Onkel oft gelesen. Die Darstellung im ganzen ist jedoch durchaus originell und einzig in ihrer Art in der gesamten Literatur.

Die Büchlein sind wenig bekannt. Mein Onkel wunderte sich nicht darüber. Er hatte nicht auf viele Leser für diese Sachen gerechnet. Und von den wenigen Lesern haben einige sie doch arg mißverstanden. Es gehört auch zu ihrer rechten Würdigung ein literarisch und ästhetisch sehr fein ausgebildeter Geschmack. Und es gilt von ihnen, was Lichtenberg, der Göttinger Satiriker, von Shakespeare sagt: „Solche Werke sind Spiegel; wenn ein Esel hineinschaut, kann kein Apostel herausschauen".

Wer Geschmack an ihnen finden will, muß auch das Leben schon ein wenig ernst nehmen, er muß außerdem sein Neues Testament einigermaßen kennen und verstehen, besonders das 13. Kapitel im ersten Korintherbriefe des Paulus, über das beide Schriften wundervolle Variationen enthalten.

Mit Eduard, dem im Traume zum denkenden Punkte Zusammengeschrumpften, werden wir befreit von den Gesetzen und Schranken der Erscheinungswelt. Mit ihm durchstreifen wir alle Gebiete menschlichen Wissens und müssen erkennen, all „unser Wissen ist Stückwerk". Selbst die sogenannten mathematischen Wahrheiten sind unbeweisbare Hypothesen. Und im Tempel der Wissenschaft „hocken sie, Zahlen im Kopfe, Bacillen im Herzen. Alles pulverisiren sie: Gott, Geist und Goethe. Und dann die Besengilde, die gelehrte, die den Kehricht zusammenfittchet vor den Hinterthüren der Jahrtausende. — Siehst Du das Fuhrwerk da? Siehst Du den Ziegenbock, der jeden Morgen sein Wägelchen Milch in die Stadt zieht? Sieht er nicht so stolz aus, als ob er selber gemolken wäre?"

Mit unserem Verstande, der für den Hausgebrauch gut reicht, dringen wir nicht ins Innere der Dinge, „nicht auf die Knochen", erkennen sie nicht, wie sie an sich

sind. Unsere Vernunft, ein Teil von uns, reicht nicht aus, das Ganze unseres Seins und der Welt begreifend zu umspannen. „Der alte Brenneke", so schreibt der Onkel, „mein Mathematiklehrer, pflegte freilich zu sagen: ‚Wer sich keinen Punkt denken kann, der ist einfach zu faul dazu!' Ich hab's oft versucht seitdem. Aber just dann, wenn ich denke, ich hätt' ihn, just dann hab ich gar nichts. Und überhaupt, meine Freunde! Geht's uns nicht so mit allen Dingen, denen wir gründlich zu Leibe rücken, daß sie grad dann, wenn wir sie mit dem zärtlichsten Scharfsinn erfassen möchten, sich heimtückisch zurückziehen in den Schlupfwinkel der Unbegreiflichkeit, um spurlos zu verschwinden, wie der bezauberte Hase, den der Jäger nie treffen kann? Ihr nickt; ich auch." —

Das Wesentliche ist der Wille. Und der Wille ist böse von Jugend auf. Die kleinen rosigen Menschenkinder kriegen, noch bevor der Storch sie bringt, gleich ihren Wischer weg von den schwarzen Teufelchen, mit denen sie spielen auf der blumigen Wiese vor dem geheimnisvollen Schlosse. Schon die Quelle des Lebens ist nicht mehr rein. Und nun gar der Strom! Trübe und schlammig zieht er am Leser vorüber.

In meisterhaft hingeworfenen Skizzen und Bildern eines wundervollen Spieles der Phantasie, mit feinster Satire und köstlichem Humor, wird das tolle Menschengewimmel uns vorgeführt, hoch und niedrig, reich und arm, unentwirrbar verstrickt in Irren und Sünde und Schuld. Vergeblich mühen sie sich, den Irrtum des Lebens wegzudenken, — der buddhistische Versuch, — den Unsinn des Lebens abzubüßen oder seine Schuld abzusitzen, — das asketische Ideal, auch bei Schopenhauer der Weisheit Schluß. Erfolglos quälen sie sich in selbstgerechtem Glauben an ihre eingebildete Vortrefflichkeit, aus eigener Kraft zum Wollen des Guten das Vollbringen zu fügen und durch Selbsterlösung zum Ewigen emporzudringen. Lauter fatale Wahrheiten, „die dem Ohre eines feinen Jahrhunderts recht schmerzlich sind. Wozu so was? Und dann ferner. Warum gleich lumpig einhergehen und es jedermann merken lassen, daß die Bilanzen ein Defizit aufweisen? Würde es nicht vielmehr schicklich und vorteilhaft sein, sich fein und patent zu machen, wie es der Kredit des „Hauses" erfordert, dem als Theilhaber anzugehören wir sämtlich die Ehre haben?"

Die meisten sind dieser Meinung. Sie gehen alle die breite, bequeme Straße. Manche, wie Willich, Wolltich, Wennaber, und Wohlgemuth, vier „gute Vorsätze", versuchen zwar eine Zeitlang, den hoch aufragenden Berg zu ersteigen, aber bald rutschen sie an einer geeigneten Stelle ab und finden sich mit all den andern zusammen im Wirtshaus „zum lustigen Hinterfuß" am Fuße des Berges, von wo der eigentümliche Hotelomnibus sie einen nach dem andern befördert in die dunkle Tiefe. Nur wenige, stille, begnadete Pilger steigen auf schmalem Pfade empor zum wunderbar lichten Gipfel des majestätischen Berges und gehen ein in die ewige geheimnisvolle Gottesstadt, deren kristallene Mauern zu überfliegen oder zu durchdringen der denkende, aber herzlose Punkt umsonst versucht.

Wer merkt hier nicht, wie die wundervollen Gleichnisse der Bergpredigt Jesu und die phantastischen Gesichte der Offenbarung Johannis sich in der Phantasie des Dichters verschmelzen zu einem Bilde von eigenartiger Schönheit?!

Die Schlußkapitel sind ergreifend. Und durch das Ganze vorbereitet stimmen wir den Worten zu, mit denen Eduard die Erzählung seines Traumes beschließt: „Spaß

beiseit, meine Freunde, nur wer ein Herz hat, kann so recht fühlen und sagen, und zwar von Herzen, daß er nichts taugt. Das Weitere findet sich." —

Im „Schmetterling" schildert mein Onkel mit derselben Meisterschaft im Bilde eines einzelnen Menschenlebens das Menschenleben überhaupt. Das Faustproblem dargestellt im Lebenskreise der „kleineren Leute".

Der Peter, ein Bauernsohn, geboren auf einem einsamen Gehöft gleich links von der Welt und dann rechts um die Ecke, nicht weit von der guten Stadt Geckelbeck, wo sie alles am besten wissen, — der Peter soll erst Schulmeister, dann Schneider werden. Beides will nicht glücken. Da tappt er, ohne Beschäftigung daheim, eines Sonntagmorgens beim Schmetterlingsfangen hinaus in die Welt und verliert die Heimat auf der Jagd nach einem wunderbar schönen, schillernden Schmetterling, wie er ihn noch nie gesehen. Er möchte zurück, aber niemand kann ihm den Weg zur Heimat zeigen. Immer wieder taucht der Schmetterling auf, dies flatterhafte Phantom des Glücks. Der Peter jagt ihm nach, aber er fängt ihn nie, so nahe daran er oftmals ist. Zuletzt erhascht ein schneller, schwarzer Vogel das leuchtende Tierchen und frißt es auf. So ist das Gaukelbild verschwunden. Die wilde Jagd der Lust und Leidenschaft ist zu Ende. Aber auch das Leben, in dem es „für jede angenehme Erwartung mindestens drei unangenehme Möglichkeiten gibt", ist verträumt, verschlafen, verspielt und mit Eitelkeiten vertan.

Bös, furchtbar ist dabei dem Peter mitgespielt von seinen Jagdgefährten, von der Hexe der Weltlust und Sr. Durchlaucht dem Fürsten dieser Welt. Jung und gesund ist er ausgezogen. Alt, schief und krumm, mit einem Fuß nur und auf Krücken kehrt er zurück in die Heimat; oder vielmehr wird er von einer Gemeinde nach der andern abgeschoben, denn keine will den alten, zerlumpten Bettler behalten, bis er sich auf einmal in Geckelbeck wiederfindet. An einem stürmischen Winterabend humpelt er zum Vaterhause. Der Vater ist tot. Als ein Fremder findet er dennoch freundliche Aufnahme bei seinen Verwandten, denen der Vater Haus und Hof vermacht hat. Unerkannt bleibt er da und macht sich nützlich durch stilles Arbeiten für andere, durch treues Dienen in kleinem Kreise mit der Schneiderkunst, soweit er sie in der Jugend erlernt hat. Erst nach seinem Tode wird er als der Peter erkannt. Innerlich ist er geläutert durch Entsagung zu stiller Geduld und sanfter Gelassenheit. Fritz Fröhlich nennt er sich, der arg vom Leben Geschundene und Zerzauste. Hat er doch sich selbst überwunden und die Welt, deren blendender Schein ihn nicht mehr lockt. Frei und froh ist er dadurch geworden. Und während er früher in kindlicher Einfalt immer und immer fragte: Warum?, warum grad ihm, „einem so netten und vorzüglichen Menschen, das alles passieren mußte, nimmt er nun kurzweg an: Was im Kongreß aller Dinge beschlossen ist, das wird ja wohl auch zweckgemäß und heilsam sein. Jedes Warum ist ja nur der Zipfel eines Fadens, der in den dicken Knäuel der Unendlichkeit ausläuft, mit dem Keiner recht fertig wird, er mag wickeln und haspeln, so viel er nur will."

Beide Büchlein mit ihren klar geschauten und scharf in eigentümlich charaktervoller Sprache gezeichneten Bildern, — mein Onkel sah alles, was er schrieb, — mit ihren aus dem Leben gegriffenen Geschichten, die in zwingender Folge sich aneinanderreihen, mit ihrem Märchenzauber, mit ihren feinen Allegorien, ihrer treffsicheren Satire, ihren tiefsinnigen Anmerkungen, — alles eingetaucht in den Geist

echten Humors, der den bitteren Kern des Lebens erkennt und es doch freudig bejaht, — sind reizvolle Kunstwerke in ihrer Art. Es trifft auf sie zu, was Eduard bei der Erzählung seines Traumes sagt: „Was nun aber das Kunstwerk betrifft, meine Lieben, so meine ich, es sei damit so ungefähr wie mit dem Sauerkraut. Ein Kunstwerk, möcht ich sagen, müßte gekocht sein am Feuer der Natur, dann hingestellt in den Vorrathsschrank der Erinnerung, dann dreimal aufgewärmt im goldenen Topfe der Phantasie, dann serviert von wohlgeformten Händen, und schließlich müßte es dankbar genossen werden mit gutem Appetit."

Wer das letztere mit beiden Büchlein tut, dem enthüllen sie sich als tief durchdachte Bekenntnisse der Welt- und Lebensanschauung, und zwar derjenigen des Christentums. Des Christentums, nicht wie es in mannigfacher Weise kirchlich geprägt ist, sondern wie es in den Evangelien, wie es in der erhabenen Persönlichkeit Jesu dem Suchenden sich offenbart als die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, als schlichtes, kindliches Vertrauen zu dem Vater im Himmel, als Gehorsam gegen den guten Willen des Ewigen in Liebe zu ihm und den Menschen, alles in einer unübertrefflichen Vollendung. Das war meines Onkels Überzeugung, wie es die Goethe's war nach dessen bekanntem Wort: „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen."

Dabei erkannte er die geschichtliche Notwendigkeit kirchlicher Organisationen und ihre relative Berechtigung durchaus an. Große Bedeutung legte er z. B. den kirchlichen Gottesdiensten bei für alle, die bei ihrer Arbeit, wie er sagte, „im Dreck und Mist wühlen" müßten, Bauern und Tagelöhner, Handwerker und Fabrikarbeiter, überhaupt alle, deren Leben in Handel und Industrie durch materielle Interessen so stark in Anspruch genommen sei, daß sie leicht zu „Dreckseelen" würden, wogegen Tingeltangel und Stammtische nicht schützten; in der Kirche würden sie doch auf Augenblicke einmal aus all dem Staub und Schmutz herausgehoben und kämen wenigstens in Berührung mit einer höheren Welt, auch dann, wenn die Predigt nicht auf der Höhe sei, durch das vorgelesene Bibelwort und das gesungene Lied.

Er selbst war vor 1880 lange Jahre nicht zur Kirche gegangen. Seitdem besuchte er sie ab und an, ohne etwas damit vorstellen zu wollen, doch wollte er wohl auch im Dorfe nicht auffallen durch gänzliches Fernbleiben. Die Erinnerung an seine Mutter mag ebenfalls dabei mitgewirkt haben. Er hatte insofern auch nur ein geringes Bedürfnis, zur Kirche zu gehen, als er sich täglich mit den Fragen beschäftigte, die dort behandelt werden. Außerdem störte ihn leicht seine scharfe Beobachtungsgabe. Zuhörer und Nichtzuhörer, Bilder und Schnitzwerke, alles sah er und wurde dadurch abgelenkt. Peinlich war ihm der oft wenig vollkommene Gesang und mangelhaftes Orgelspiel sowie fehlerhaftes Vorlesen. Das tat seinem fein entwickelten Ohr förmlich weh. Sich etwas vorlesen zu lassen, war ihm überhaupt zuwider. Was er wissen, verstehen und sich aneignen wollte, mußte er selbst lesen. Und durch einen schlechten Vortrag, durch wunderliche Gewohnheiten des Predigers ging ihm weit mehr als den meisten anderen die Wirkung einer sonst guten Predigt verloren.

Berühmte Prediger wie Harleß und den Abt Haneberg in München oder den Pater Roo hat er auch früher gehört und erzählte manchmal interessant davon.

Zum Abendmahl ging der Onkel nie. Etwa 1882 mag's gewesen sein, daß er einmal das Gespräch darauf brachte. Ich hatte den Eindruck, als erwäge er den



Gedanken, ob er mal wieder hingehen solle oder nicht, mußte ihm aber doch zugeben, daß die sakramentale, kirchliche Feier ein Zankapfel und Schibboleth konfessioneller Engherzigkeit geworden und das Gegenteil sei von der sinnvollen Bedeutung jenes letzten Mahles Jesu mit seinen Jüngern, als dessen Wiederholung sie angesehen werden will. Es ist später nie wieder die Rede zwischen uns davon gewesen. Auch durchaus berechtigte hygienische und ästhetische Bedenken waren wohl mit maßgebend. Dies ging aus Äußerungen des Onkels hervor gelegentlich der Einzelkelch-

echten Humors, der den bitteren Kern des Lebens erkennt und es doch freudig bejaht, — sind reizvolle Kunstwerke in ihrer Art. Es trifft auf sie zu, was Eduard bei der Erzählung seines Traumes sagt: „Was nun aber das Kunstwerk betrifft, meine Lieben, so meine ich, es sei damit so ungefähr wie mit dem Sauerkraut. Ein Kunstwerk, möcht ich sagen, müßte gekocht sein am Feuer der Natur, dann hingestellt in den Vorrathsschrank der Erinnerung, dann dreimal aufgewärmt im goldenen Topfe der Phantasie, dann serviert von wohlgeformten Händen, und schließlich müßte es dankbar genossen werden mit gutem Appetit."

Wer das letztere mit beiden Büchlein tut, dem enthüllen sie sich als tief durchdachte Bekenntnisse der Welt- und Lebensanschauung, und zwar derjenigen des Christentums. Des Christentums, nicht wie es in mannigfacher Weise kirchlich geprägt ist, sondern wie es in den Evangelien, wie es in der erhabenen Persönlichkeit Jesu dem Suchenden sich offenbart als die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, als schlichtes, kindliches Vertrauen zu dem Vater im Himmel, als Gehorsam gegen den guten Willen des Ewigen in Liebe zu ihm und den Menschen, alles in einer unübertrefflichen Vollendung. Das war meines Onkels Überzeugung, wie es die Goethe's war nach dessen bekanntem Wort: „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen."

Dabei erkannte er die geschichtliche Notwendigkeit kirchlicher Organisationen und ihre relative Berechtigung durchaus an. Große Bedeutung legte er z. B. den kirchlichen Gottesdiensten bei für alle, die bei ihrer Arbeit, wie er sagte, „im Dreck und Mist wühlen" müßten, Bauern und Tagelöhner, Handwerker und Fabrikarbeiter, überhaupt alle, deren Leben in Handel und Industrie durch materielle Interessen so stark in Anspruch genommen sei, daß sie leicht zu „Dreckseelen" würden, wogegen Tingeltangel und Stammtische nicht schützten; in der Kirche würden sie doch auf Augenblicke einmal aus all dem Staub und Schmutz herausgehoben und kämen wenigstens in Berührung mit einer höheren Welt, auch dann, wenn die Predigt nicht auf der Höhe sei, durch das vorgelesene Bibelwort und das gesungene Lied.

Er selbst war vor 1880 lange Jahre nicht zur Kirche gegangen. Seitdem besuchte er sie ab und an, ohne etwas damit vorstellen zu wollen, doch wollte er wohl auch im Dorfe nicht auffallen durch gänzliches Fernbleiben. Die Erinnerung an seine Mutter mag ebenfalls dabei mitgewirkt haben. Er hatte insofern auch nur ein geringes Bedürfnis, zur Kirche zu gehen, als er sich täglich mit den Fragen beschäftigte, die dort behandelt werden. Außerdem störte ihn leicht seine scharfe Beobachtungsgabe. Zuhörer und Nichtzuhörer, Bilder und Schnitzwerke, alles sah er und wurde dadurch abgelenkt. Peinlich war ihm der oft wenig vollkommene Gesang und mangelhaftes Orgelspiel sowie fehlerhaftes Vorlesen. Das tat seinem fein entwickelten Ohr förmlich weh. Sich etwas vorlesen zu lassen, war ihm überhaupt zuwider. Was er wissen, verstehen und sich aneignen wollte, mußte er selbst lesen. Und durch einen schlechten Vortrag, durch wunderliche Gewohnheiten des Predigers ging ihm weit mehr als den meisten anderen die Wirkung einer sonst guten Predigt verloren.

Berühmte Prediger wie Harleß und den Abt Haneberg in München oder den Pater Roo hat er auch früher gehört und erzählte manchmal interessant davon.

Zum Abendmahl ging der Onkel nie. Etwa 1882 mag's gewesen sein, daß er einmal das Gespräch darauf brachte. Ich hatte den Eindruck, als erwäge er den



Gedanken, ob er mal wieder hingehen solle oder nicht, mußte ihm aber doch zugeben, daß die sakramentale, kirchliche Feier ein Zankapfel und Schibboleth konfessioneller Engherzigkeit geworden und das Gegenteil sei von der sinnvollen Bedeutung jenes letzten Mahles Jesu mit seinen Jüngern, als dessen Wiederholung sie angesehen werden will. Es ist später nie wieder die Rede zwischen uns davon gewesen. Auch durchaus berechtigte hygienische und ästhetische Bedenken waren wohl mit maßgebend. Dies ging aus Äußerungen des Onkels hervor gelegentlich der Einzelkelch-

Bewegung vor einiger Zeit, die ihn sehr interessierte, und wobei er daran erinnerte, daß auch die Mutter Augustins sich den Wein selbst mitgebracht habe zu der Feier.

Die Sitte des Tischgebets hielt er daheim fest als eine immer heilsame Erinnerung zur Dankbarkeit gegen den Schöpfer.

Durch ernstes, eindringendes Studium des Neuen Testaments, das er besser kannte als mancher Theologe, schöpfte mein Onkel immer wieder an der Quelle Kenntnis des Christentums und Vertiefung in dasselbe. Wenn er schreibt in: „Von mir über mich", er lese die Bibel, so gilt das besonders vom Neuen Testament. Das Alte Testament, in dem uns die Religion noch stark verquickt mit Politik, mit national-jüdischem Dünkel und Volksleidenschaften, mit mancherlei Roheiten und Härten entgegentritt, stieß ihn dadurch ab. Vieles darin war ihm menschlich sehr interessant, vieles schätzte er auch aus religiösem Interesse sehr hoch, aus den Psalmen z. B. den 90. Psalm, ebenso die Versuche der Propheten, die Religion aus jenen Fesseln zu befreien und sie auf die reine Höhe zu führen, wohin Jesus sie später geführt hat. Infolge der falschen Behandlung des Alten Testamentes im christlichen Religionsunterricht konnte er die Abneigung gegen dasselbe nicht völlig überwinden und deshalb nicht mehr zu einer rechten religionsgeschichtlichen Würdigung dieses ersten Teiles der Bibel gelangen. Bestärkt wurde diese Abneigung auch dadurch, daß er sah, welchen verhängnisvollen, bösen Einfluß die falsche Wertung des Alten Testaments, als sei es ein von Gott „inspiriertes" und christliches Buch, immer wieder im Laufe der Geschichte des Christentums auf dieses geübt hat, nicht nur in der römischen Kirche des Papsttums, auch bei Luther, bei Lutheranern und Reformierten, besonders den Puritanern. Die aus dem Geiste des Alten Testaments geschöpften Lieder in dem reformierten christlichen Gesangbuche, das er in Borkum fand und las (Fuß und Hand werdet Ihr in Eurer Feinde Blut tauchen), enthielten ihm „eine brave, sangbare Haifischmoral".

Das Neue Testament hat ihn wie sein Gesangbuch aus den Tagen der Kindheit fast immer begleitet. Und mit großer Freude begrüßte er noch in seinen letzten Lebensjahren das von einer Reihe moderner Theologen, Weiß, Bousset, Baumgarten, Heitmüller u. a. bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen für gebildete Laien herausgegebene Werk: „Die Schriften des Neuen Testaments, neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt." Dankbar war er für mancherlei Aufklärung, die dies Werk ihm brachte über ihm bis dahin dunkle Stellen und unklare Verhältnisse besonders in den Paulinischen Briefen. Sehr rühmte er auch die „vorzügliche Auseinandersetzung" über das Johannes-Evangelium. „Die Kerle geben doch über alles guten Bescheid," so sagte er mir, „ein paarmal dachte ich, wenn ich bei der Lektüre, besonders in den Paulusbriefen, an die harten Knäste kam, ob sie nicht doch mal ausließen. Aber sie hatten immer eine verständige Erklärung. Und wo sie nichts wissen, da sagen sie es wenigstens offen und ehrlich und machen kein Brimborium. Ich habe das Ganze mit großem Interesse durchgelesen wie einen spannenden Roman."

Von den Worten des Neuen Testaments waren ihm drei besonders wichtig: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort (I. Corinther 13), — Luthers Übersetzung für Rätsel: „Das dunkle Wort" sagte ihm so viel; — ferner: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist anbeten" (Ev. Johannes 4); endlich: „So jemand will des (= Gottes) Willen tun, der wird inne werden, ob diese

Lehre von Gott sei oder ob ich (=Jesus) von mir selbst rede" (Ev. Joh. 7). „Der Wille ist die Hauptsache auch im Christentum." Die Wunderlegenden, welche das Bild Jesu, namentlich den Anfang und das Ende seines Lebens, umranken und seitdem zu allen Zeiten die herrlichsten Blüten der Kunst hervorgerufen haben, erregten auch des Onkels künstlerisches Interesse stets in hohem Maße. Aber er erkannte und schätzte auch die zarte, feine Poesie jener Legenden in ihrer bleibenden Bedeutung für das Christentum.

Zu den Büchern, die außer dem Neuen Testament von wesentlichem Einfluß auf meines Onkels religiöse Entwicklung gewesen sind, gehören wohl in erster Linie die Bekenntnisse Augustins. Er besaß sie in verschiedenen deutschen, holländischen und englischen Ausgaben und hat sie wer weiß wie oft gelesen. Seine untenstehende, im Original durch zarte Aquarellierung noch feiner wirkende Zeichnung steht auf dem Umschlage einer deutschen Ausgabe der Konfessionen, die er mir 1882 geschenkt hat. In dieser Zeit las er auch viel das oben bereits erwähnte Buch Bunyans, eines der bedeutendsten Erzeugnisse der englischen Literatur, über das wir oft gesprochen haben. Auch manches von Luther kommt hier in Betracht, namentlich sein Buch „von der Freiheit eines Christenmenschen", obwohl Luther mehr als Gesamtpersönlichkeit, als der gewaltige, glaubensinnige, kindliche und zugleich heldenhafte Mensch auf ihn eingewirkt und ihn festgehalten hat. Doch war mein Onkel durchaus kein Lutheraner im jetzt gebräuchlichen Sinne des Wortes. Im Gegenteil, er war oft zornig über deren engherzige Orthodoxie, in der sie lutherischer wären als Luther je gewesen, über ihre doppelt widerwärtige Nachäffung römischen Unwesens in kirchlichen Dingen, über die Fälschung des echten, knorrigen Lutherbildes, aus dem sie „so einen sanften, gesalbten Generalsuperintendenten" gemacht hätten, wovon keine Spur in ihm gewesen sei. Aber ein echter Protestant war er.



Nicht ohne Einfluß auf ihn war auch die deutsche Mystik, die ältere und die spätere, zu der es den grüblerischen Niedersachsen dauernd hinzog, vor deren Übertreibungen und Torheiten ihn aber sein gesunder Sinn und klarer, philosophisch geschulter Verstand stets bewahrt haben. Oft zitierte er, aus der Erinnerung, das Wort von Meister Eckhart: „Das Tier, das uns am schnellsten

Bewegung vor einiger Zeit, die ihn sehr interessierte, und wobei er daran erinnerte, daß auch die Mutter Augustins sich den Wein selbst mitgebracht habe zu der Feier.

Die Sitte des Tischgebets hielt er daheim fest als eine immer heilsame Erinnerung zur Dankbarkeit gegen den Schöpfer.

Durch ernstes, eindringendes Studium des Neuen Testaments, das er besser kannte als mancher Theologe, schöpfte mein Onkel immer wieder an der Quelle Kenntnis des Christentums und Vertiefung in dasselbe. Wenn er schreibt in: „Von mir über mich", er lese die Bibel, so gilt das besonders vom Neuen Testament. Das Alte Testament, in dem uns die Religion noch stark verquickt mit Politik, mit national-jüdischem Dünkel und Volksleidenschaften, mit mancherlei Roheiten und Härten entgegentritt, stieß ihn dadurch ab. Vieles darin war ihm menschlich sehr interessant, vieles schätzte er auch aus religiösem Interesse sehr hoch, aus den Psalmen z. B. den 90. Psalm, ebenso die Versuche der Propheten, die Religion aus jenen Fesseln zu befreien und sie auf die reine Höhe zu führen, wohin Jesus sie später geführt hat. Infolge der falschen Behandlung des Alten Testamentes im christlichen Religionsunterricht konnte er die Abneigung gegen dasselbe nicht völlig überwinden und deshalb nicht mehr zu einer rechten religionsgeschichtlichen Würdigung dieses ersten Teiles der Bibel gelangen. Bestärkt wurde diese Abneigung auch dadurch, daß er sah, welchen verhängnisvollen, bösen Einfluß die falsche Wertung des Alten Testaments, als sei es ein von Gott „inspiriertes" und christliches Buch, immer wieder im Laufe der Geschichte des Christentums auf dieses geübt hat, nicht nur in der römischen Kirche des Papsttums, auch bei Luther, bei Lutheranern und Reformierten, besonders den Puritanern. Die aus dem Geiste des Alten Testaments geschöpften Lieder in dem reformierten christlichen Gesangbuche, das er in Borkum fand und las (Fuß und Hand werdet Ihr in Eurer Feinde Blut tauchen), enthielten ihm „eine brave, sangbare Haifischmoral".

Das Neue Testament hat ihn wie sein Gesangbuch aus den Tagen der Kindheit fast immer begleitet. Und mit großer Freude begrüßte er noch in seinen letzten Lebensjahren das von einer Reihe moderner Theologen, Weiß, Bousset, Baumgarten, Heitmüller u. a. bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen für gebildete Laien herausgegebene Werk: „Die Schriften des Neuen Testaments, neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt." Dankbar war er für mancherlei Aufklärung, die dies Werk ihm brachte über ihm bis dahin dunkle Stellen und unklare Verhältnisse besonders in den Paulinischen Briefen. Sehr rühmte er auch die „vorzügliche Auseinandersetzung" über das Johannes-Evangelium. „Die Kerle geben doch über alles guten Bescheid," so sagte er mir, „ein paarmal dachte ich, wenn ich bei der Lektüre, besonders in den Paulusbriefen, an die harten Knäste kam, ob sie nicht doch mal ausließen. Aber sie hatten immer eine verständige Erklärung. Und wo sie nichts wissen, da sagen sie es wenigstens offen und ehrlich und machen kein Brimborium. Ich habe das Ganze mit großem Interesse durchgelesen wie einen spannenden Roman."

Von den Worten des Neuen Testaments waren ihm drei besonders wichtig: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort (I. Corinther 13), — Luthers Übersetzung für Rätsel: „Das dunkle Wort" sagte ihm so viel; — ferner: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist anbeten" (Ev. Johannes 4); endlich: „So jemand will des (= Gottes) Willen tun, der wird inne werden, ob diese

Lehre von Gott sei oder ob ich (=Jesus) von mir selbst rede" (Ev. Joh. 7). „Der Wille ist die Hauptsache auch im Christentum." Die Wunderlegenden, welche das Bild Jesu, namentlich den Anfang und das Ende seines Lebens, umranken und seitdem zu allen Zeiten die herrlichsten Blüten der Kunst hervorgerufen haben, erregten auch des Onkels künstlerisches Interesse stets in hohem Maße. Aber er erkannte und schätzte auch die zarte, feine Poesie jener Legenden in ihrer bleibenden Bedeutung für das Christentum.

Zu den Büchern, die außer dem Neuen Testament von wesentlichem Einfluß auf meines Onkels religiöse Entwicklung gewesen sind, gehören wohl in erster Linie die Bekenntnisse Augustins. Er besaß sie in verschiedenen deutschen, holländischen und englischen Ausgaben und hat sie wer weiß wie oft gelesen. Seine untenstehende, im Original durch zarte Aquarellierung noch feiner wirkende Zeichnung steht auf dem Umschlage einer deutschen Ausgabe der Konfessionen, die er mir 1882 geschenkt hat. In dieser Zeit las er auch viel das oben bereits erwähnte Buch Bunyans, eines der bedeutendsten Erzeugnisse der englischen Literatur, über das wir oft gesprochen haben. Auch manches von Luther kommt hier in Betracht, namentlich sein Buch „von der Freiheit eines Christenmenschen", obwohl Luther mehr als Gesamtpersönlichkeit, als der gewaltige, glaubensinnige, kindliche und zugleich heldenhafte Mensch auf ihn eingewirkt und ihn festgehalten hat. Doch war mein Onkel durchaus kein Lutheraner im jetzt gebräuchlichen Sinne des Wortes. Im Gegenteil, er war oft zornig über deren engherzige Orthodoxie, in der sie lutherischer wären als Luther je gewesen, über ihre doppelt widerwärtige Nachäffung römischen Unwesens in kirchlichen Dingen, über die Fälschung des echten, knorrigen Lutherbildes, aus dem sie „so einen sanften, gesalbten Generalsuperintendenten" gemacht hätten, wovon keine Spur in ihm gewesen sei. Aber ein echter Protestant war er.



Nicht ohne Einfluß auf ihn war auch die deutsche Mystik, die ältere und die spätere, zu der es den grüblerischen Niedersachsen dauernd hinzog, vor deren Übertreibungen und Torheiten ihn aber sein gesunder Sinn und klarer, philosophisch geschulter Verstand stets bewahrt haben. Oft zitierte er, aus der Erinnerung, das Wort von Meister Eckhart: „Das Tier, das uns am schnellsten

zum Heile trägt, ist Leid" (genau bei Schopenhauer Welt als W. u. V. II, Cap. 48 am Schluß: „Das schnellste Tier, das euch trägt zur Vollkommenheit, das ist Leiden"); noch öfter das Wort J. Böhmes: „Weme Zeit ist wie Ewigkeit und Ewigkeit wie diese Zeit, der ist befreit von allem Streit." Auch das aus dem Kreise der „Gottesfreunde" zu Frankfurt a. M. stammende, für Luther so bedeutungsvolle Büchlein: „Theologia deutsch, die lernt gar manchen lieblichen underscheit gotlicher Wahrheit und seit gar hohe und gar schone ding von einem volkomen leben", hat mein Onkel noch bei



einem seiner letzten Besuche bei mir wieder mit großem Interesse gelesen. Endlich darf hier das Buch des Thomas a Kempis von der Nachfolge Christi nicht unerwähnt bleiben.

Der Weg zum Christentum, das er bis dahin nur in seiner orthodoxen Fassung oder aus negativer Bestreitung desselben kannte und deshalb abgelehnt hatte, ist meinem Onkel gebahnt durch die moderne Theologie. Von 1881 an studierte ich in Göttingen und wurde ein Schüler Albrecht Ritschls. In den Ferien war ich zuhause in Wiedensahl und monatelang mit dem Onkel zusammen. Er interessierte

sich für meine Arbeit und war zuerst erstaunt über die ihm neue Auffassung des Christentums, wie ich sie lernte in freier, fröhlicher Wissenschaft, mit hohem sittlichen Ernste, aber ohne die alten Absurditäten, die ihm wie so vielen andern in unsern Tagen das echte Christentum verschlossen hatten. Das Interesse wuchs, zumal seine Begeisterung für Schopenhauer mehr abflaute in jenen Jahren. Er forderte von mir Auskunft. Ich gab sie, so gut ich konnte und wies hin auf die, welche es besser konnten. So hat er Bücher, Abhandlungen und Zeitschriften der modernen Theologen gelesen von jener Zeit an bis zuletzt und daraus Anregung und Belehrung geschöpft. Unser Gedankenaustausch über diese Dinge war durchweg ein mündlicher.

Nur einmal hat mein Onkel mir seine Meinung über ein Buch geschrieben, die Biographie des bekannten Pfarrers Blumhardt zu Bad Boll in Württemberg, die ich ihm bei der Abreise zurücklassen mußte: „Wiedensahl 2. Aug. 84. L. H. Anbei Blumhardts Biographie zurück. Habe sie in eins durchgelesen. Merkwürdiger Mann. Von weitem gesehen, eine Art katholischer Wunderthäter, auch wie bei diesen mit Attesten; eine Art von Magnetiseur; und wenn gar die telegraphischen Bestellungen auf Gebete einlaufen, will's einem bedenklich zu Muthe werden. Es sieht fast so aus, als ob's nicht anders ginge, als durch den Pfarrer B. hindurch. Übrigens nimmt er diese kleine egoistische Art des Gebetes mit den Wundererfolgen nur als etwas nebensächliches; seine große Ansicht vom Gebet ist doch gewiß tief und wahr. — Versetzt man sich in die Situation z. B. bei der Krankheit der Dittus, so muß man über die Naivetät der Beobachtung erstaunen. Die Reden und Grimassen einer närrischen Frauensperson treiben seine Phantasie in eine Dämonenwelt (Verstorbene in Besessenen), für die er in der Bibel doch nur eine gequälte Rechtfertigung findet. Frappieren thut's, wenn die dämonische Kindsmörderin aus der Dittus heraus sagt: Sie sei in der Kluft. Auch war es mir im Anschluß hieran neu, daß man für die Möglichkeit der Sündenvergebung nach dem Tode den Ausspruch anführt, wonach die Sünde wider den Heil. Geist weder in dieser noch in jener Welt vergeben wird.“

Bedeutsam für die Kennzeichnung der Frömmigkeit meines Onkels ist in diesen Zeilen seine Bemerkung über das Gebet. Gegen das, was man gemeinhin so nennt, das Herunterleiern von Gebetsformeln, mit oder ohne Rosenkranz, das Vorlesen gedruckter, das Hersagen auswendig gelernter Gebete u. dergl. war er selbstverständlich äußerst skeptisch. Darin sah er kein Beten. Die große, tiefe und wahre Ansicht war ihm diejenige Jesu, wie sie im Vaterunser sich spiegelt. Mit Schleiermacher, dem berühmten Theologen, der vor hundert Jahren die Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern schrieb, sah er das Wesen der Religion in dem „Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit“. Das Gebet war ihm der Ausdruck dieses Gefühls. „Dein Wille geschehe!“ Und aus der Erfahrung, daß in dieser ehrfurchtsvollen, anbetenden Versenkung in das Wirkliche und Wesenhafte, den ewigen Gotteswillen, das zum Bewußtsein kommt, was das Christentum als Erlösung bietet, sagte er einmal zu mir: „Im Gebet, dem normalen Ausdruck echter Frömmigkeit, hören alle Gegensätze auf.“ Wir sprachen, wie es oft geschah, von den Gegensätzen zwischen Glauben und Wissen, freiem und unfreiem Willen, zwischen Wollen und Vollbringen des Guten, wie „die Madam Natur in der Kutsche fährt, und die guten Vorsätze laufen nebenher“, von dem Gegensatz zwischen dem Glauben an einen guten Gott

und dieser schlechten Welt, zwischen der Liebe Gottes und der unendlichen Menge qualvollster Leiden bis zum Tode, — ein Gegensatz, der eine Theodicee durch vernünftige Erwägung unmöglich macht, — von den Antinomien, den Widersprüchen „der reinen Vernunft", sowie von den ihr gegenüber unabweislich immer wieder sich erhebenden Forderungen „der praktischen Vernunft".

Mein Onkel hat als scharfer Denker und Kritiker sich natürlich mit diesen Problemen sehr ernstlich beschäftigt und zeitweise schwer damit gerungen. Er selbst deutet das an, wenn er in „Von mir über mich" von der Zeit seines Lebens in Lüethorst zwischen 1845 und 1848 schreibt: „Zugleich fiel mir die „Kritik der reinen Vernunft" in die Hände, die, wenn auch damals nur spärlich durchschaut, doch eine Neigung erweckte, in der Gehirnkammer Mäuse zu fangen, wo es nur gar zu viel Schlupflöcher giebt." Von Kant hatte er sich schulen lassen in seinem Denken und in seinen Anschauungen. Die späteren Philosophen, abgesehen von Schopenhauer, schätzte er wenig, mehr die Engländer Locke und Hume und besonders den interessanten Versuch Berkeley's über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis. Einmal während meiner großen Ferien bildete dieses Buch, das mein Onkel auch mich zu studieren veranlaßte, das dauernde Thema unserer Unterhaltung. Hier, wo es sich um die Weltanschauung meines Onkels handelt, ist die Frage die, wie er zu den drei Kantschen Postulaten stand: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit.

Ob sie ihm in der Zeit, als er „mit Leidenschaft", wie er selbst sagt, sich in Schopenhauer und Darwin vertiefte, also in den Sechziger und Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, schwankend gewesen sind, weiß ich nicht. Gesagt hat er mir nie etwas darüber; und ihn danach zu fragen, ging nicht an. Seit ich seine Anschauung über diese Fragen kenne, also etwa seit 1880, weiß ich, daß sie ihm feststanden. Wohl schätzte er beide Männer, Schopenhauer und Darwin, sehr hoch bis zuletzt. Der Schopenhauersche Satz, über Kant hinaus, „daß die Welt nicht nur meine Vorstellung, sondern auch mein Wille ist, daß sie von all' den einzelnen Willen zum Leben gebildet ist und gebildet wird", ist ihm ein wertvolles geistiges Eigentum geblieben. Er verleiht ihm Ausdruck z. B. in den 1899 gedichteten Versen („Schein und Sein", S. 38):

„Nahmst Du in diesem großen Haus
Nicht selbst Quartier?
Mißfällt es Dir, so zieh doch aus.
Wer hält Dich hier?
Und schimpfe auf die Welt, mein Sohn,
Nicht gar zu laut.
Eh' Du geboren, hast Du schon
Mit dran gebaut."

Jeder einzelne ist deshalb mit verantwortlich und haftbar für das Ganze, jeder trägt mit die Schuld an der Masse des Bösen in der Welt. Die Tatsache der Berührung dieser Gedanken und der damit verbundenen pessimistischen Beurteilung von Welt und Menschen mit den entsprechenden christlichen Vorstellungen sprach der Onkel des öfteren aus in den Worten: „Der Schopenhauer wohnt Wand an Wand mit dem Christentum. Nur",—so fügte er hinzu,— „daß die Wand keine Tür hat", damit zugleich den tiefen Unterschied hervorhebend, der den Philosophen des Pessi-

mismus und der Lebensverneinung von dem das Leben trotz allem Bösen bejahenden Christentum trennt.

Die Leidenschaft für Darwin und Schopenhauer hatte längst schon nachgelassen, als er schrieb in „Von mir über mich": „Ihre Schlüssel passen ja zu vielen Thüren in dem verwunschenen Schlosse dieser Welt; aber kein „hiesiger" Schlüssel, so scheint's, und wär's der Asketenschlüssel, paßt jemals zur Ausgangsthür". Schon damals, als er in einem Briefe vom 5. Nov. 1881 äußerte: „Meine alte Philosophie langt nicht mehr; ich sehe mich nach einer neuen um".

Während nun die Philosophie Schopenhauer's sich nach einer Seite hin mit dem Christentum berührt, stehen jene Kant'schen Ideen: „Gott, Freiheit, Unsterblichkeit" in engster Verwandtschaft mit den christlichen Überzeugungen, Wünschen und Hoffnungen. Der reinen Vernunft unzugänglich, für verstandesmäßiges Wissen absurd, können sie keinem andemonstriert, aber auch keinem im Denken wirklich Geschulten wegdisputiert werden. Von dieser Überzeugung war mein Onkel tief durchdrungen und hat sie oft, mündlich und schriftlich, ausgesprochen: „Glaubenssachen sind Liebessachen". „Der Glaube soll ruhig auf seiner Burg bleiben. Da ist er sicher und geborgen, und niemand kann ihm was anhaben. Steigt er aber herunter in die Niederungen und meint, sein Recht erst beweisen oder verteidigen zu müssen mit verstandesmäßigen Gründen, dann muß er sich auch den Gesetzen des Landes fügen. Und da ist er auf dem Holzwege. Da geht's ihm schlecht."



Dialektik, dogmatische Haarspalterei, die so oft in Sophistik ausartet, alle Scholastik, römische und protestantische, wurde von ihm verworfen. Und von allen Beweisen für das Dasein Gottes und den Wert der christlichen Religion galt ihm nur einer etwas, der des Paulus, „der Beweis des Geistes und der Kraft". Gegen diesen Beweis des Glaubens sei aber auch alle ihm feindliche Dialektik machtlos, die Burg des Glaubens uneinnehmbar.

Aus dieser Anschauung folgte ihm die andere von selbst, daß alles Reden über diese Dinge die Sache nicht trifft. „Worte sind Bilder, und ganz besonders da, wo es sich um transcendente Dinge handelt: Gott Vater, Sohn Gottes, Gottes Kinder, Himmel, ewiges Leben u.s.w. Es ist, wie Paulus sagt, wir sehen das alles im Spiegel dunkler Worte, oder Goethe: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis". Wir können ja nicht anders, wir müssen darüber reden, sollten das aber nie ver-

gessen. Wollen wir's gar definieren und in Begriffe fassen, so sehen wir bald, daß das überhaupt nicht geht oder nur in Negationen. Ewig, allmächtig, selig, heilig, frei, unsterblich, es ist alles eine Verneinung der Wirklichkeit."

Aber darum war es ihm nun nicht unwirklich. Im Gegenteil. Das, was man gemeinhin Wirklichkeit nennt, war ihm nicht das Wesenhafte, sondern nur das bunte Spiel des Scheins der Dinge, die an sich unerkennbar sind. Und unerschütterlich fest stand ihm die Gewißheit des Lebens, und zwar des persönlichen Lebens nach dem Tode, allerdings ohne jede Spur von der auch heute noch tief gewurzelten jüdischen und mittelalterlich-kirchlichen Annahme einer „Auferstehung des Fleisches". Dies Leben war ihm ein Leben geistiger Art, als solches aber nicht erst ein zukünftiges, sondern ein gegenwärtiger Besitz, der ihm kurz vor seinem Tode, auf der Grenze zwischen „hier und dort", den Gedanken aussprechen ließ: „Mir ist, als wäre beides eins". Der Tod hatte für ihn seine Schrecken verloren. Unsterblichkeit der Seele war seine Überzeugung; und es erschien ihm unkritisch, aus der Nichtgreifbarkeit der Seele auf ihr Nichtvorhandensein zu schließen. „So Seelen sind zwar unsichtbar, und doch ist etwas dran." Mit dieser Überzeugung verband sich ihm der alte Glaube der Seelenwanderung als ein Hilfsgedanke — vielleicht auch mehr als das — gegenüber der Tatsache, daß die Seelen vieler Menschen bei ihrem Tode noch recht wenig geläutert sind. Oft und gern philosophierte er über diesen Glauben; in Gesprächen, in Briefen und auch in verschiedenen Dichtungen hat er ihn immer wieder zum Ausdruck gebracht. Und wo dem oberflächlichen Denken, dem seichten Rationalismus mit dem Tode alles aus zu sein scheint — man sieht es ja doch —, da erkannte er als Forderung nicht der religiösen, schwärmerischen Phantasie, sondern des tiefen Denkens, unbegrenzte Möglichkeiten ewigen Lebens auf diesem unseren Stern oder einem der andern ungezählten Sterne im unendlichen Raum.

Was aus dem Körper, dem Leichnam wurde, dem „alten Madensacke", wie Luther ihn nennt, war meinem Onkel deshalb herzlich gleichgültig, widerwärtig dagegen das sehr wenig christliche „Getu's" mit der Leiche, das „Brimborium" der Beerdigungsfeiern. „Das ist man ja gar nicht mehr!" Gelegentlich vor Jahren sprach er diese Gedanken mir gegenüber einmal sehr drastisch aus. Industrieritter hatten die Soldatengräber im Schipka-Paß ausgebeutet durch Verarbeitung der Gebeine zu Knochenmehl. Wir waren entrüstet über die Roheit. „Aber schließlich, was ist dabei!? Sie sind's ja selbst nicht mehr", bemerkte der Onkel nach einer kleinen Pause. Ich wies hin auf Luther und dessen souveräne Bemerkung kurz vor seinem Tode, daß er nach Wittenberg eilen und den Würmern einen feisten Doktor zum Fraße geben wolle. Darauf er: „Ja, das ist recht. Mir ist's auch egal, was draus wird. Warum nicht gemahlen werden. Da nützt's doch noch was. Oder ich glaube, man kann auch Farben aus Leichen ziehen. Das ist ein ganz lustiger Gedanke, so hübsch blau oder grün oder rot von irgend einem Bauern an die Scheunentür gestrichen zu werden und ordentlich zu leuchten."

Noch auf eins, — und nicht das Unwichtigste, — sei hingewiesen, auf den Einfluß, den auf die religiöse Entwicklung meines Onkels seine Mutter geübt hat. „Meine Mutter, still und fromm, schaffte fleißig in Haus und Garten", so schreibt er von ihr, der er eine innige, treue Liebe und Verehrung immer bewahrt hat. Auch am Vater hing er mit größter Achtung und Liebe. Aber der Mutter hat er

doch näher gestanden. Hat sie ihm doch Verständnis entgegengebracht, als er die polytechnische Schule verließ, um Maler zu werden. Für den darüber sehr aufgebrachten Vater war die Malerei eine brotlose Kunst gegenüber der sicheren und gewinnbringenden Laufbahn, auf der er im Geiste den tüchtigen Sohn mühelos vorwärtskommen sah. Das sind für meinen Onkel sehr schwere Zeiten gewesen. Und tief ergreifend ist mir immer das Bild, das nach der Erzählung meiner Mutter mir vor Augen steht, wie mein Onkel an einem trüben, öden Spätherbstmorgen in der Frühe vom Hause fortgegangen ist, um nach München zu reisen, kreidebleich und mit Tränen im Auge über die Erklärung des Vaters, daß die Rolle Taler, die er beim Abschied erhielt, nun das letzte sei, was er von ihm bekomme.

Gewaltig hat er sich einschränken müssen, bis er so viel verdiente, daß er etwas besser leben konnte. Oft erzählte er von Speisewirtschaften in München in einem Kloster und einer großen Metzgerei, wo es vorzügliches Essen und genug für einen sehr geringen Preis gegeben habe, ein großes Stück Wellfleisch für zwei Kreuzer, aber in primitivster Darbietung. Er hat längere Zeit dort gegessen, bis ihn der Ekel vor einer stark eiternden Wunde an der Hand des Metzgergesellen zwang, anderswo Nahrung zu suchen.

Meine Großmutter hat das Vertrauen zu ihrem ältesten Sohne nie verloren. Und nicht oft ist das Vertrauen einer Mutter so glänzend gerechtfertigt wie hier. Daß meines Onkels Kunst keine ganz brotlose war, haben beide Eltern noch gesehen, seine großen Erfolge aber nicht mehr erlebt.

Wie stark der stille Einfluß der Mutter und des Elternhauses auf ihn stets gewesen ist, geht aus dem der Mutter gewidmeten Schlußgedicht der Kritik des Herzens hervor („O du, die mir die Liebste war"), und aus einer Bemerkung in einem Briefe an Frau Anderson vom 19. 4. 1875: „Das Krähen des Hahns, der der Hel geweiht, ist freilich bedeutungsvoll. Den Dieben und Kranken, den armen Sündern und Gespenstern tönt vor Allen sein mahnender Ruf. Petrus ging hinaus und weinte bitterlich. Ich selber hab ihn oft gehört, wenn ich in der Fremde vom nächtlichen Gelage kam; er rief mir dann ein wohlbekanntes ländliches Haus vor die Seele, das Haus meiner Eltern."

Unrecht und Kränkungen, die seiner Mutter angetan waren, konnte er nicht vergessen. Noch immer wallte auch in den Tagen der abgeklärten Milde des Alters der Zorn in ihm auf, wenn er an die, von meinem Bruder bereits erzählte, rohe Behandlung dachte, die seiner Mutter von dem unverschämten Zollbeamten zuteil geworden war.

Mit tiefer, religiöser Auffassung des Lebens war bei meinem Onkel eine hohe Wertung des Sittlichen und eine hervorragende Integrität des Charakters verbunden. Er war von einer wirklich vornehmen, adeligen Gesinnung und hatte einen sehr starken Abscheu gegen alles sittlich Häßliche und Gemeine. Mit Kants kategorischem Imperativ der Pflichterfüllung nahm er es sehr ernst. Die beste Formulierung der sittlichen Forderungen sah er in dem bekannten, einfachen und doch das Leben umspannenden, aber wieder der Eigenart des Einzelnen so freien Spielraum lassenden Worte des Neuen Testaments: „Liebe Gott und deinen Nächsten als dich selbst". Und in strenger Selbstbeurteilung und Selbstzucht suchte er diesem Ideal näher zu kommen, war er bestrebt, in sich zu überwinden, was dessen Verwirklichung entgegenwirkte.

Dabei war er weitherzig und milde in der Beurteilung anderer geworden. Alles rigorose Aburteilen und Splitterrichten über andere Menschen, diese fatale Art des Moralisten, war ihm höchst zuwider und wurde von ihm gemieden. Unrecht, Schlechtigkeit, Gemeinheit, das Böse in seiner tausendfachen Gestalt war ihm verhaßt und aufs schärfste konnte er es geißeln. Die Menschen aber, welche, von der Macht des Bösen beherrscht, Böses taten und nicht davon loskommen konnten, verdienten seiner Meinung nach mehr Mitleid als Verdammnis. „Wer kann denn aus seiner eignen Haut?!" Jeder bedarf der Gnade und wird sie empfangen. Die aus jüdischem wilden Fanatismus entsprungene, bekanntlich auch in die Lehre der christlichen Konfessionen übergegangene Idee und Lehre von der Hölle und der Ewigkeit der Höllenstrafen für die einen, die gar noch zur Erhöhung der Seligkeit der andern dienen sollen, verabscheute er aufs äußerste als einen Widerspruch gegen das Wesen des Gottes, der die Liebe ist. Seine Überzeugung war „die Wiederbringung aller Dinge", wie Origines den Gedanken so vorzüglich formuliert hat, daß die Entwicklung der Menschheit aufwärts geht, und daß schließlich alle das Ziel des Guten erreichen werden. Der Gedanke der Seelenwanderung flocht sich auch in diese Überzeugung meines Onkels als ein bedeutungsvoller Hilfsgedanke ein.

Mit diesem Zuge seines Charakters hängt es zusammen, daß er in der Öffentlichkeit niemals bestimmte Persönlichkeiten zum Gegenstande seiner Karikaturen gewählt hat, wie es z. B. die politischen Witzblätter tun und tun müssen. Auch nicht im „hl. Antonius von Padua". Mein Onkel hat nicht dem biederen, alten Heiligen eins versetzen, sondern den entsetzlichen Schwindel geißeln wollen, der so oft mit dem Heiligsten getrieben wird. Dagegen schwang er das blitzblanke Schwert scharfer Satire, wie im „hl. Antonius" so auch in der „frommen Helene" und dem „Pater Filucius". Und die Hiebe saßen. Diese drei kleinen Schriften gehören zum besten, was im Kulturkampfe gegen die Unkultur geschrieben ist aus der Überzeugung heraus, daß „der Segen der Natur vernichtet wird durch den Segen Roms".

Wohl war er wie jeder fröhliche Mensch zu persönlichen Scherzen und Neckereien im Freundes- und Bekanntenkreise aufgelegt. Schon als Junge und junger Mensch hat er solche ergötzliche Karikaturen gezeichnet. Und in „Von mir über mich" schreibt er über die Münchener Zeit: „Um so angenehmer war es im Künstlerverein, wo man sang und trank und sich nebenbei karikierend zu necken pflegte. Auch ich war solchen persönlichen Späßen nicht abgeneigt" (s. die Proben auf S. 34, 35, 36, 38, 39). „Man ist ein Mensch und erbaut sich gerne an den kleinen Verdrießlichkeiten und Dummheiten anderer Leute. Selbst über sich selber kann man lachen mitunter, und das ist ein Extrapläsir, denn dann kommt man sich sogar noch klüger und gedockener vor als man selbst . . . . Zum Gebrauche in der Öffentlichkeit habe ich jedoch nur Phantasiehanseln genommen. Man kann sie auch besser herrichten nach Bedarf und sie eher sagen und tun lassen, was man will".

Die „lustige Streitschrift" von Daelen war ihm besonders deshalb so ärgerlich, weil in ihr allerlei Persönliches von ihm gegen seinen Willen an die Öffentlichkeit kam; ferner wegen der scharfen persönlichen Angriffe, die ihm unsympathisch waren, obwohl ein Teil der Angriffe ja für ihn in bester Absicht und Begeisterung unternommen war; endlich weil sie neben vielem Interessanten und Richtigen, dem man durchaus zustimmen kann, allerlei Fehler und grobe Unrichtigkeiten ent-

hält. Wenn Daelen z. B. S. 108 schreibt, der freundschaftliche Verkehr Buschs mit seinem Verleger Bassermann sei auf den geistig inhaltlichen Teil seiner Werke von wesentlichem Einfluß gewesen, er habe die gerade vorliegende Arbeit mit Bassermann auf das eingehendste überlegt und besprochen, und des Verlegers Einwirkung sei bei mehreren der bedeutenderen Werke unzweifehaft in vorteilhafter Weise zur Geltung gekommen, so ist das völlig falsch und aus der Luft gegriffen, sei es von Daelen selbst oder von seinem Gewährsmann.

Oder Daelen meint, die ländliche Einsamkeit, in die Busch sich mehr und mehr nach Wiedensahl zurückzog, sei bedenklich und verhängnisvoll für ihn geworden, denn sie habe ihn außer Kontakt gesetzt mit dem realen Strome des Lebens und der menschlichen Gesellschaft. Diese Meinung ist, abgesehen von ihrer Verkehrtheit im allgemeinen, auch in dem besonderen Falle nicht richtig. Es klingt wohl aus jenen Bemerkungen Daelens der Widerhall von Klagen der Münchener Freunde meines Onkels heraus, daß er immer weniger in ihrer Mitte weilte, wo sie ihn so gerne sahen. Aber Einsamkeit und Stille waren ihm zum Leben und Arbeiten so nötig wie das tägliche Brot. Auch in München suchte und fand er sie in dem wundervollen, still gelegenen Atelier, das Freund Gedon ihm dort eingerichtet hatte. Aber nur unvollkommen, nicht gründlich genug, deshalb zog es ihn immer wieder nach Wiedensahl, wo er, mit wenigen Ausnahmen, seine Sachen geschrieben hat, ohne mit irgendwem darüber zu sprechen. Der beste Beweis, daß Daelens und anderer Leute Bedenken gegenstandslos waren.

Und wie angespannt arbeitete er in Wiedensahl, nicht nur selbst schaffend mit Dichten, Zeichnen und Malen, sondern auch in andauerndem Verkehr mit den erlauchten Geistern der Menschheit durch ernste, eindringende Lektüre. Er meinte, wer so mit Goethe und Shakespeare und all den anderen Großen im Reiche des Geistes in irgend einem abgelegenen Winkel der Erde stille Zwiesprache halten könne, der sei nicht einsam.

Übrigens war mein Onkel, um das hier gleich einzufügen, kein Bücherwurm und kein Vielleser. Er las täglich stundenlang von morgens bis abends, immer mit kürzeren oder längeren Unterbrechungen durch die Mahlzeiten, weitere Spaziergänge oder Umherwandeln im Garten. Aber im Verhältnis dazu hatte er wenig gelesen, das Wenige aber gründlich und gut. Was ihm zusagte, las er immer wieder. Und was sagte ihm zu? Außer den oben bereits genannten Büchern in erster Linie die Heroen unserer deutschen Literatur, besonders Goethe, Lessing, Schiller. Dann die großen Engländer Shakespeare, Carlyle, Walter Scott, Dickens u. a. Besonders interessant war ihm auch die eigenartige Biographie Boswell's über Samuel Johnson, worüber er oft als über eines der merkwürdigsten Bücher sprach. Englisch, auch den Slang z. B. bei Dickens, las er wie Deutsch, sprach es aber nicht. Ebenso war ihm das klassische Französisch geläufig, nicht aber die moderne Umgangs- und Volkssprache, deren Kenntnis z. B. zum Lesen der Zolaschen Romane erforderlich ist. Er schätzte auch die englische Literatur, die neuere und ältere, höher als die französische, weil er sich ihr verwandter fühlte. Ein sehr unterhaltliches Buch war ihm ferner der Don Quijote, dann die alte deutsche Tierfabel Reineke Vos und noch anderes aus der älteren deutschen Literatur, endlich Homers Odyssee. Damit ist natürlich der Kreis nicht umschrieben. Es sind nur die Sachen genannt, die im Mittelpunkt seines Interesses standen.

Die sogenannte moderne Literatur Ibsen, Björnson, Hauptmann, Sudermann usw. lehnte der Onkel mit wenigen Ausnahmen ab. Wohl gefiel ihm Hauptmanns „Hannele", auch die „Weber", Sudermanns „Ehre" und einiges andere. Manche Sachen machten ihm den Eindruck der „Geldschriftstellerei", wie auch manche Bilder von Lenbach den der „Geldmalerei". Damit waren sie aber für ihn endgültig erledigt. Auch das Unfertige, Impressionistische, Verschwommene, Krankhafte und psychologisch Verzwickte der Gegenstände sowohl als die Art der Behandlung behagte ihm nicht. Er blieb bei der Forderung, ein Kunstwerk solle nicht einfach die Natur abschreiben oder einen Ausschnitt aus ihr darbieten, sondern etwas in sich Abgerundetes und Ganzes sein, das über die Natur und die Naturzusammenhänge hinaushebt. Und dann die „Wollezupfer", die das Handwerk verstehen, mit vielen Worten und „geschwollenen Redensarten" eines falschen Pathos nichts zu sagen! Köstlich werden sie verhöhnt in „Eduard's Traum": „Ein Barbier, der mit wenig Seife viel Schaum schlagen konnte, war kürzlich unter die Literaten gegangen. Er hatte großen Erfolg, wie ich hörte, trug bereits drei Brillantringe an jedem Finger und wollte sich demnächst mit einer Köchin verheiraten, die ohne Schwierigkeit ein einziges Eiweiß zu mehr als fünfzig Schaumklößen aufbauschte, also auch noch was leisten konnte."

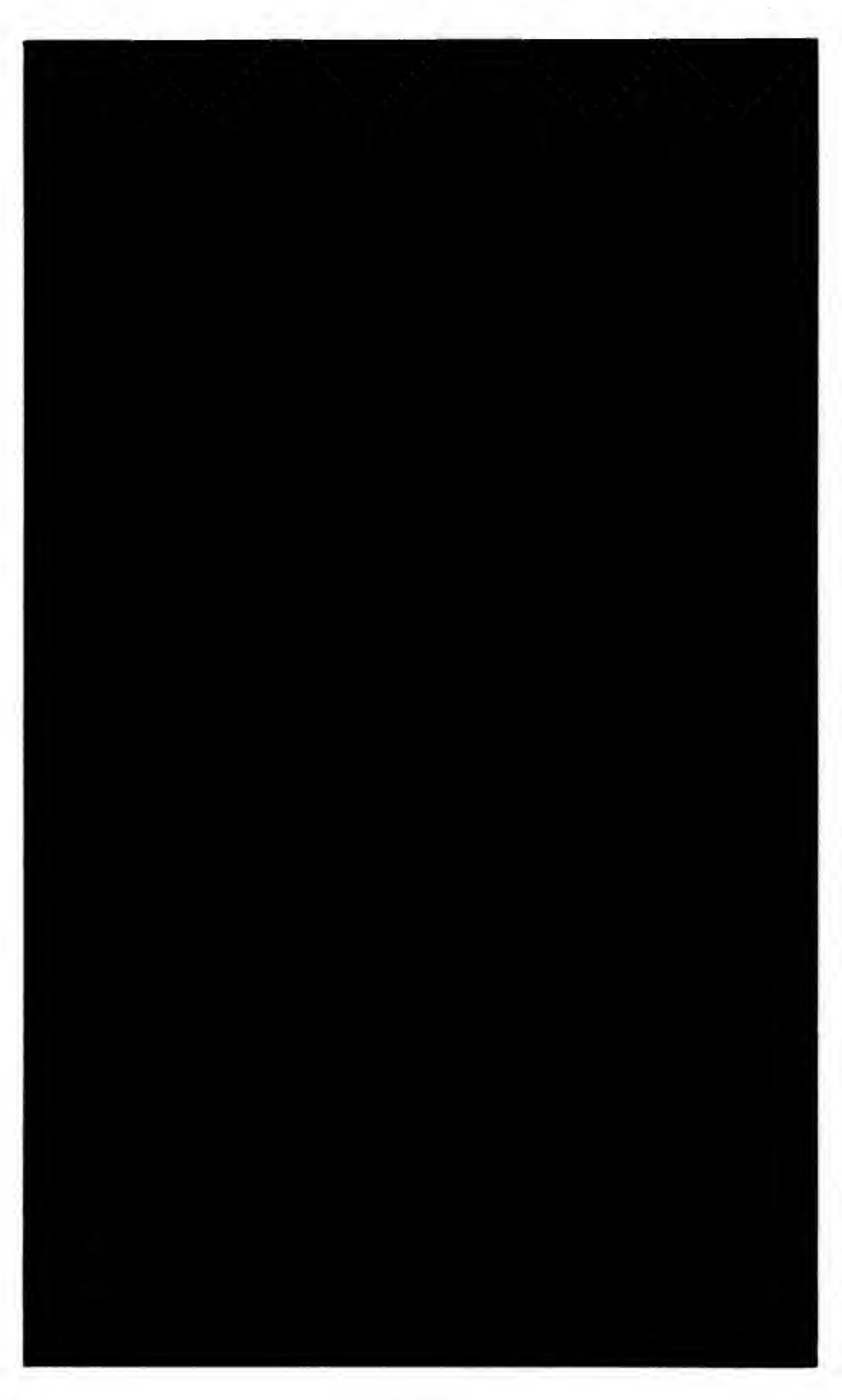
Wenn er gefragt wurde, ob er dies oder jenes moderne Erzeugnis kenne, konnte er wohl mit der Gegenfrage antworten: „Kennen Sie den Werther?" und fügte dann hinzu, er kenne das gute Alte noch immer nicht gründlich genug und sei deshalb noch nicht so weit gekommen.

Bei alledem brachte er aber den Ereignissen des Tages und den Strömungen der Zeit, deren Wellenschlag doch auch Wiedensahl und später Mechtshausen berührte, stets ein lebhaftes Interesse entgegen und hat sich diese Weltoffenheit bis zum Ende bewahrt. Lebhaft interessierte ihn z. B. die Frauenbewegung und ihr gesundes Fortschreiten trotz mancher Fehlgriffe und Absonderlichkeiten, und gern unterhielt er sich darüber mit gescheiten Frauen, — nicht mit Blaustrümpfen oder Klugschwätzern, — noch in der letzten Zeit seines Lebens. Oder ein anderes Beispiel: Nietzsche beschäftigte ihn eine Zeitlang sehr. Er sah in ihm nicht einen Philosophen und Verkünder neuer Wahrheit, sondern den begeisterten Dichter der heutigen, dem Christentum feindlichen Weltanschauung. Die Gedanken, die bei Nietzsche von den Unwissenden als neu angestaunt würden, seien sehr alt. Die Begründung der „Herrenmoral" auf die Grausamkeit der blonden Menschenbestien durch Nietzsche stand seinen Anschauungen schnurstracks entgegen. Den Einfluß des blendenden Dichters hielt er für verhängnisvoll.

Mit vielem Vergnügen vertiefte er sich auch noch in das aufsehenerregende Buch von Chamberlain: „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts". Das reiche Wissen des Verfassers war ihm allerdings unterhaltlicher als dessen immerhin anregende Rassentheorie. Oft bildete das geistvolle Buch das Thema des Gesprächs.

Aber immer wieder kehrte doch der Onkel zu den geliebten „guten, alten Sachen" zurück.

Eine Gefahr der Zurückgezogenheit des Onkels trat dadurch ein paarmal in die Erscheinung, daß seine Nerven auf die starke Anspannung mit einer Abspannung antworteten, die ihn und uns, seine Nächsten, mit Sorge um seine Gesundheit erfüllten. Aber seine gute Natur hat solche Anfälle von „Appetit-, Schlaf- und Rauch-



Selbstkarikatur
(1874)

Die sogenannte moderne Literatur Ibsen, Björnson, Hauptmann, Sudermann usw. lehnte der Onkel mit wenigen Ausnahmen ab. Wohl gefiel ihm Hauptmanns „Hannele“, auch die „Weber“, Sudermanns „Ehre“ und einiges andere. Manche Sachen machten ihm den Eindruck der „Geldschriftstellerei“, wie auch manche Bilder von Lenbach den der „Geldmalerei“. Damit waren sie aber für ihn endgültig erledigt. Auch das Unfertige, Impressionistische, Verschwommene, Krankhafte und psychologisch Verzwickte der Gegenstände sowohl als die Art der Behandlung behagte ihm nicht. Er blieb bei der Forderung, ein Kunstwerk solle nicht einfach die Natur abschreiben oder einen Ausschnitt aus ihr darbieten, sondern etwas in sich Abgerundetes und Ganzes sein, das über die Natur und die Naturzusammenhänge hinaushebt. Und dann die „Wollezupfer“, die das Handwerk verstehen, mit vielen Worten und „geschwollenen Redensarten“ eines falschen Pathos nichts zu sagen! Köstlich werden sie verhöhnt in „Eduard's Traum“: „Ein Barbier, der mit wenig Seife viel Schaum schlagen konnte, war kürzlich unter die Literaten gegangen. Er hatte großen Erfolg, wie ich hörte, trug bereits drei Brillantringe an jedem Finger und wollte sich demnächst mit einer Köchin verheiraten, die ohne Schwierigkeit ein einziges Eiweiß zu mehr als fünfzig Schaumklößen aufbauschte, also auch noch was leisten konnte.“

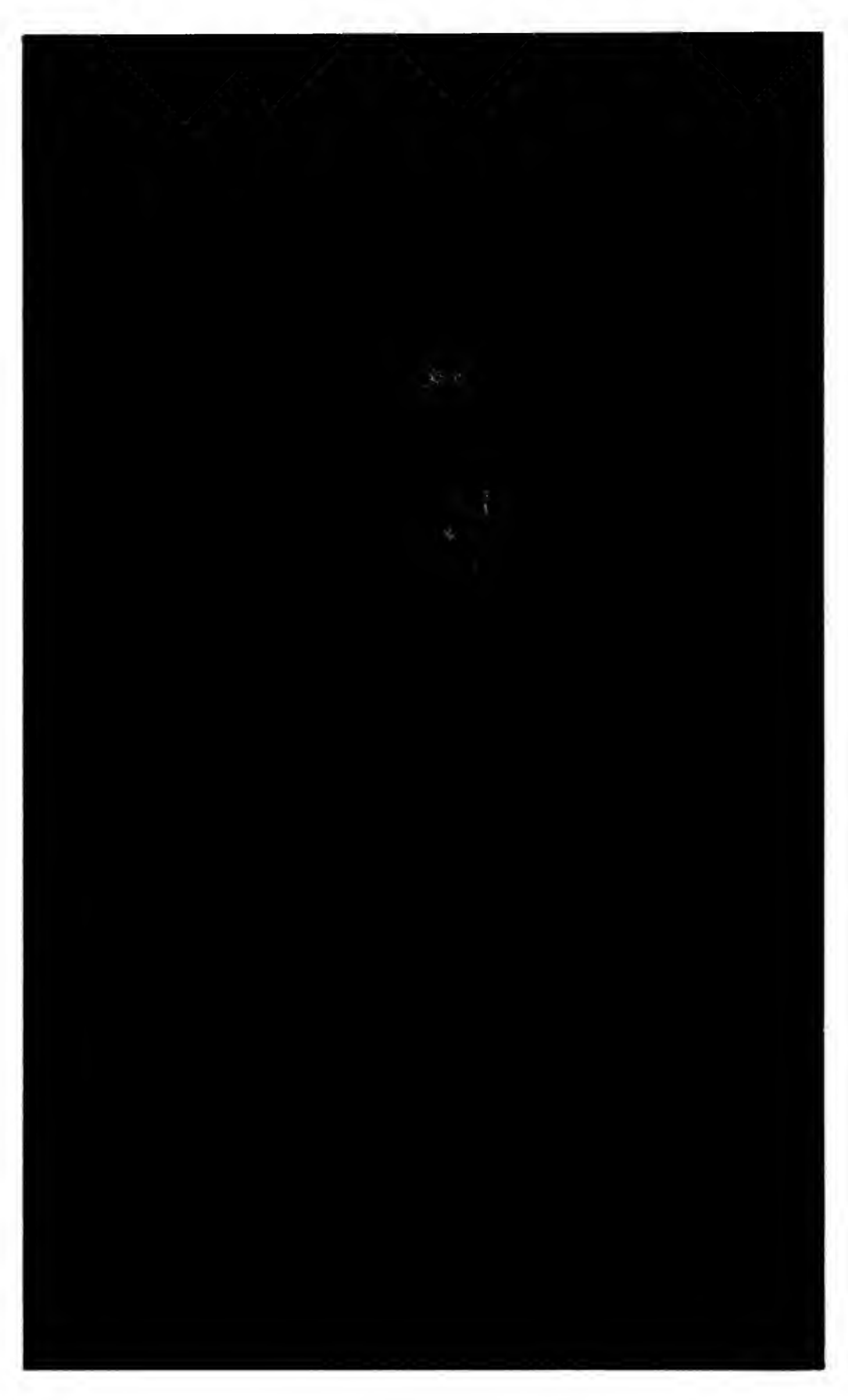
Wenn er gefragt wurde, ob er dies oder jenes moderne Erzeugnis kenne, konnte er wohl mit der Gegenfrage antworten: „Kennen Sie den Werther?“ und fügte dann hinzu, er kenne das gute Alte noch immer nicht gründlich genug und sei deshalb noch nicht so weit gekommen.

Bei alledem brachte er aber den Ereignissen des Tages und den Strömungen der Zeit, deren Wellenschlag doch auch Wiedensahl und später Mechtshausen berührte, stets ein lebhaftes Interesse entgegen und hat sich diese Weltoffenheit bis zum Ende bewahrt. Lebhaft interessierte ihn z. B. die Frauenbewegung und ihr gesundes Fortschreiten trotz mancher Fehlgriffe und Absonderlichkeiten, und gern unterhielt er sich darüber mit gescheiten Frauen, — nicht mit Blaustrümpfen oder Klugschwätzern, — noch in der letzten Zeit seines Lebens. Oder ein anderes Beispiel: Nietzsche beschäftigte ihn eine Zeitlang sehr. Er sah in ihm nicht einen Philosophen und Verkünder neuer Wahrheit, sondern den begeisterten Dichter der heutigen, dem Christentum feindlichen Weltanschauung. Die Gedanken, die bei Nietzsche von den Unwissenden als neu angestaunt würden, seien sehr alt. Die Begründung der „Herrenmoral“ auf die Grausamkeit der blonden Menschenbestien durch Nietzsche stand seinen Anschauungen schnurstracks entgegen. Den Einfluß des blendenden Dichters hielt er für verhängnisvoll.

Mit vielem Vergnügen vertiefte er sich auch noch in das aufsehenerregende Buch von Chamberlain: „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“. Das reiche Wissen des Verfassers war ihm allerdings unterhaltlicher als dessen immerhin anregende Rassentheorie. Oft bildete das geistvolle Buch das Thema des Gesprächs.

Aber immer wieder kehrte doch der Onkel zu den geliebten „guten, alten Sachen“ zurück.

Eine Gefahr der Zurückgezogenheit des Onkels trat dadurch ein paarmal in die Erscheinung, daß seine Nerven auf die starke Anspannung mit einer Abspannung antworteten, die ihn und uns, seine Nächsten, mit Sorge um seine Gesundheit erfüllten. Aber seine gute Natur hat solche Anfälle von „Appetit-, Schlaf- und Rauch-



Selbstkarikatur
(1874)

losigkeit", wo es ihm vorkam, „als hätte er den Kopf voll Watte, daß kein lustiger Floh drin hupfen konnte", doch stets verhältnismäßig rasch wieder überwunden.

War der Onkel nun selbst, wie oben bemerkt, sorgfältig bemüht, niemals durch persönliche Anspielungen und Angriffe in seinen Dichtungen und Karikaturen vor der Öffentlichkeit bestimmte Persönlichkeiten lächerlich zu machen, so freute es ihn auch nicht, wenn andere dies taten. Deshalb konnte er nie zu rechtem Behagen an politischer Satire kommen, obwohl er von ihrer Notwendigkeit durchdrungen war und ihm manches Spaß machte. „Die Narrenhistorie", schreibt er an Frau Anderson, „habe ich sofort aufgebrannt. Diese persönlichen Stänkereien vor den Augen des versammelten Publikums sind mir unglaublich widerwärtig. Hol's der Teufel!" Auch die vor zwanzig Jahren beim Publikum einmal sehr beliebten hypnotischen und spiritistischen Schaustellungen waren ihm deshalb so peinlich und konnten ihn geradezu erbosen, weil hier der Hypnotiseur einzelne aus der Versammlung in der Hypnose, also in einem hilflosen Zustande, Dinge tun ließ, die sie vor allen lächerlich machten. Dagegen lehnte sich seine vornehme ritterliche Denkweise auf, wie sie ihn andrerseits trieb, denen hilfreich beizuspringen, die sich selbst nicht helfen konnten. So schrieb mir kürzlich eine ältere Dame, die als junges Mädchen zu den Verwandten nach Lüethorst gekommen war, sie hätte sich durch ihr scheues Wesen manche Neckerei zugezogen, aber sich selbst nicht dagegen wehren können. Da hätte ihr der Onkel Wilhelm immer freundlich gegen die Angriffe der andern beigestanden, wofür sie ihm heute noch eine dankbare Erinnerung bewahre.

Geradezu verhaßt war meinem Onkel alles Schlüpfrige, die platte Gemeinheit und alle Zotenreißerei in Wort und Bild. In allen von ihm veröffentlichten Sachen, selbst in den derbsten, findet sich nichts irgendwie Pornographisches, auch nicht im „hl. Antonius", von dem es der Ästhetiker Vischer behauptet hat, ohne es beweisen zu können. Daelen hat diese Behauptung mit Recht sehr gründlich zurückgewiesen, und mein Onkel, „im Bewußtsein eines guten Gewissens, das nichts zu vertuschen braucht", bemerkt sehr fein dazu, seine Muse könne ruhig den Blick dieses alten Ästhetikers aushalten, dem bei der Bestellung des eigenen Ackers wohl ein Stäubchen Guano ins Auge geflogen sei. Gewaltig wurmte es ihn deshalb, daß unter seinem Namen ein Gedicht weit verbreitet ist, „Der Mümmelgreis", ein Machwerk in jener ihm so verhaßten Art. In den Achtziger Jahren vorigen Jahrhunderts ging es, so viel er wußte, eines Tages unter seinem Namen einer Stammtischgesellschaft in Hannover zu mit dem Poststempel Stadthagen, Bahnstation und Postamt für Wiedensahl. Es wurde für echt gehalten und zunächst handschriftlich verbreitet. Eine solche Abschrift sah ich damals bei einem Verwandten und sagte dem sofort, das Zeug habe Onkel Wilhelm sicher nicht gemacht, was für jeden, der Wilhelm Busch einigermaßen kennt, auf der Hand lag. Später ist's, soviel ich weiß, auch gedruckt worden. Mein Onkel hat mündlich und schriftlich „das proletenhafte Gedicht" wiederholt als Fälschung bezeichnet, „vielleicht das Produkt eines Weinreisenden oder ähnlichen Geistes". Ich möchte das auch in dieser biographischen Skizze festgestellt haben in seinem und im Interesse aller derer, die ihn als Menschen und Künstler verehren. Nur das Wort „Mümmelgreis" ist sein Eigentum, von ihm erfunden und gebraucht im „Geburtstag", nach dem Worte „mümmeln" = kauen mit zahnlosem Munde. Dies Wort hat die Fälschung veranlaßt.

Ebenso feind war er aller Prüderie, die das Nackte, wie es der Herrgott geschaffen hat, schon für unsittlich hält; die sich im Kampfe nicht nur gegen das Gemeine, sondern auch gegen edle, hohe Kunst aufspielt, als habe sie die Sittlichkeit gepachtet. Er wußte, wie sich hinter dieser heuchlerischen Maske oft die gröbste Unsittlichkeit zu verbergen sucht. Und auf die falschen, pfäffischen Sittlichkeitsapostel ist sein Wort gemünzt in Eduards Traum: „So ein ruppiger alter Junge schnüffelte an allen Bildern herum und suchte nach Zweideutigkeiten, um sich sittlich zu entrüsten. Man nannte ihn den „Mann mit der schmutzigen Brille", weil er überall den Unrat wittert, den er mitbringt."

Auch konnten die Witze so stark sein, wie sie wollten, es mußten nur Witze sein. An den derbsten Bauernspäßen, wenn nur das Drollige und Komische, der rechte Humor darin zum Ausdruck kam, fand er nichts Anstößiges. Im Gegenteil, er hatte seine Freude an Schwänken und Redensarten des Volkswitzes, die im Strome der Jahrhunderte blank geschliffen seien wie Kiesel im Fluß, so z. B. wenn der von Schiller mit hohem Pathos ausgesprochene Gedanke von der Wahllosigkeit und Unbilligkeit des Glücks bei Verteilung seiner Gaben vom niedersächsischen Bauernwitz in die Form gegossen ist: „Ja, dat is säu, de äne be . . . . . sick in'n Droome, un de annere mot drücken, dat'n de Kopp bastet" (der eine betut sich im Traume, und der andere muß drücken, daß ihm der Kopf birst). Wer „Eduards Traum" und den „Schmetterling" kennt, wird da noch andere, ähnliche aus dem Leben gegriffene Späße und Anekdoten der Erzählung eingeflochten gefunden haben.

Überhaupt hörte und las er wirklich gute witzige, drollige Sachen gern und erzählte sie meisterhaft. Wir haben oft in fröhlichem Zusammensein mit ihm gelacht, daß uns die Tränen über die Backen liefen, wenn er bei guter Laune seinen Witz sprühen ließ, wenn er die Dinge des Lebens mit dem Humor beleuchtete, der ihn zum Lieblingsschriftsteller seines Volkes in Wort und Bild, der ihn berühmt gemacht hat in der ganzen Welt. Nennt ihn doch der Franzose Grand Carteret in einem Werke über die Karikatur in Deutschland um seines unübertrefflichen Witzes willen geradezu den König im Reiche des Humors, „le roi de la charme et de la bouffonnerie". Und im „Figaro" vom 11. Januar 1908 widmete ihm Arsène Alexandre einen Nachruf, der von verständnisvollem Erfassen seiner Eigenart Zeugnis gibt in wohltuendem, aber doch bedauerlichem Gegensatze zu manchen Veröffentlichungen über Wilhelm Busch im Heimatlande des Dichters. Der Pariser Kunstkritiker schreibt: Wilhelm Busch fut un des plus surprenants inventeurs de synthèses comiques qu'on ait jamais vus. En un trait capricieux, sommaire, mais souverainement juste, il créait des types inoubliables, des mouvements vrais et bouffons à la fois, d'une justesse extraordinaire . . . . De plus, c'était un penseur et un poète d'une haute valeur, et sous le burlesque de ses histoires en même temps rimées et dessinées par lui, se cachaient une grande générosité et une grande largeur d'idées. Il y a du Jean Steen et du Molière dans ce fantaisiste allemand . . . . .

Ses oeuvres, certainement, dureront; on y reviendra. Lenbach a consacré la gloire de Busch dans un superbe portrait où cet homme d'une grande beauté, avec un regard largement ouvert, doux et malicieux, semble plutôt un idéaliste qu'un satirique. Mais les idéalistes sont les plus grands satiri-

ques quand ils s'y mettent. Nous avons dit que Busch exerça une influence chez nous; en effet, bien des faiseurs de dessins «simplifiés» lui ont fait des emprunts. Ils ne lui ont pas emprunté, malheureusement, sa profondeur d'observation.

(Wilhelm Busch war einer der überraschendsten Erfinder komischer Synthesen, die je gelebt haben. In einem bizarren, auf die Hauptsache gehenden, aber stets unübertrefflich richtigen Strich schuf er unvergeßliche Typen, wahre und gleichzeitig drollige Bewegungen von außerordentlicher Genauigkeit. Außerdem war er ein Denker und Dichter von großer Bedeutung, und hinter dem Lächerlich-Possenhaften seiner von ihm gezeichneten und gereimten Geschichten verbarg sich ein hoher Adel und eine große Tiefe der Gedanken. Es steckt etwas von Jan Steen und von Molière in diesem deutschen Humoristen. Seine Werke werden ihn sicher überdauern; man wird auf sie zurückkommen. Lenbach hat dem Ruhme Buschs in einem herrlichen Gemälde gehuldigt, auf dem dieser hervorragend schöne Mann mit dem offenen, mild-ernsten und schalkhaften Blick mehr als ein Idealist, denn als ein Satiriker erscheint. Aber die Idealisten sind ja die größten Satiriker, wenn sie sich darauf verlegen. Busch ist, wir wiederholen es, auch auf uns von Einfluß gewesen; in der Tat haben viele Hersteller „vereinfachter" Zeichnungen bei ihm Anleihen gemacht. Leider haben sie ihm dabei seine besondere Gabe gründlicher Beobachtung nicht entliehen.)

Sein Humor ist deshalb so unwiderstehlich, weil er wie Gold ist, aus der Tiefe einer ernsten Welt- und Lebensanschauung, ans Licht gebracht. Und dies Gold leuchtet in allen seinen Sachen von „Max und Moritz" an bis zu „Hernach" und „Schein und Sein". Die meisten oberflächlichen Leser allerdings, die sich nur mal flüchtig amüsieren wollen und in Wilhelm Busch den dazu willkommenen Spaßmacher sehen, der sie über die Langeweile und Öde ihres Innern ein wenig hinwegtäuschen soll, empfinden und genießen diese Tiefe kaum oder gar nicht. Und sie bildet doch das eigentlich Reizvolle aller seiner Dichtungen. Sie liegt allen zu Grunde und trägt das Ganze. In allen aber tritt sie auch mehr oder weniger zu Tage. Oft in kurzen Sätzen, die zu geflügelten Worten geworden sind:

„Enthaltsamkeit ist das Vergnügen
an Sachen, welche wir nicht kriegen" (Haarbeutel)

oder:

„Das Gute, dieser Satz steht fest,
ist stets das Böse, was man läßt" (Fromme Helene)

oder:

„Wenn wer sich wo als Lump erwiesen,
so schickt man in der Regel diesen
zum Zweck moralischer Erhebung
in eine andere Umgebung.
Der Ort ist gut, die Lage neu,
der alte Lump ist auch dabei." (Maler Klecksel)

usw. Oft in längeren Ausführungen der Vorreden und Schlußworte. Niemals aber schulmeisterlich aufdringlich oder im lehrhaften Tone des langweiligen Moralpredigers, immer aus dem vollen interessanten Menschenleben gegriffen, „an der Natur gewärmt",

und doch über der Natur und dem Leben stehend. Das ist ja das Eigenartige rechten Humors, der nicht zu definieren ist, wie das Leben selbst. Ich habe auch nie gehört, daß mein Onkel in Gesprächen über den Humor philosophiert hätte. Soviel ich weiß, hat er sich auch nur einmal in dem großen, reichhaltigen Schatze seiner Dichtungen darüber ausgesprochen, im dritten Gedichte der „Kritik des Herzens":

„Es sitzt ein Vogel auf dem Leim,
Er flattert sehr und kann nicht heim.
Ein schwarzer Kater schleicht herzu,
Die Krallen scharf, die Augen gluh.

Am Baum hinauf und immer höher
Kommt er dem armen Vogel näher.
Der Vogel denkt: Weil das so ist,
Und weil mich doch der Kater frißt,

So will ich keine Zeit verlieren,
Will noch ein wenig quinquiliren
Und lustig pfeifen wie zuvor.
Der Vogel, scheint mir, hat Humor."

Wirklich nachempfunden und treffend zum Ausdruck gebracht ist die Eigenart des großen Humoristen in dem feinen Gedichte F. v. Ostinis nach meines Onkels Tode, dem besten, was ich über ihn gelesen habe (Jugend 1908 Nr. 3). Es wird mit des Verfassers gütiger Erlaubnis deshalb hier abgedruckt:

Wilhelm Busch †

Ein Freier und ein Froher ist gegangen,
Der mehr, als Ihr geahnt, ein Großer war. —
Der Jugend Rot auf unverblühten Wangen,
Des Alters heilig-reinen Schnee im Haar;
Wie kaum ein Zweiter mehr in deutschen Landen
Den Kindern und den Alten gleich vertraut,
So viel geliebt, so selten ganz verstanden,
Im tiefsten Grund von Wenigen durchschaut!

Ihr saht den Schalk, der Euch im bunten Röcklein
Ergötzt mit manchem wunderlichen Tanz,
Ihr hörtet's klingeln, wie vom Narrenglöcklein,
Und nahmt's für Kurzweil bloß und Mummenschanz!
Ihr nahmt's für Puppenspiel und Hampelmänner,
Was er vor Euren Blicken gaukeln ließ —
Indes Euch oft ein weiser Herzenskenner
Das Leid der Welt im hohlen Spiegel wies!

Er scherzte nicht, wohlfeilen Spaß zu machen,
Den Müßigsein und Übermut erfand —
Gar große Weisheit klang in seinem Lachen,
Die Lust und Schaudern sieghaft überwand!
Den Kämpfern bloß wird solcher Weisheit Kunde,
Nur wer entsagt hat, wird gefeit, wie er —
Und Euer Beifallsjauchzen in der Runde
Es klang ihm fremd und wesenlos und leer!

Ihm wog ein Leben, still und selbst geschmiedet
Den gellenden Triumph des Marktes auf.
Sich selbst genug, von Einsamkeit umfriedet,
Beschloß er wunschlos seiner Tage Lauf.
Wie reich er war — nicht viele durften's ahnen,
Die seiner goldnen Seele nah gerückt —
Versuch es, Volk, dir einen Weg zu bahnen
Zu diesem Schatz, der frei macht und beglückt!

Ein Stück vor Allen dünkt mich wert des Hebens
In diesem Hort, ein seltner Talisman:
Die hohe Kunst, den bittern Kern des Lebens
Erkennen und es freudig doch bejah'n;
Der armen Menschheit ganzen Jammer fassen
Und dennoch lachen, lachen, hell und heil —
Hat er uns nicht den Schlüssel dagelassen
Zu seines Erbes allerbestem Teil?

Mein Onkel hatte es in dieser Lebenskunst mit zunehmendem Alter zu immer größerer Meisterschaft gebracht. Und hierin lag der Zauber seiner Persönlichkeit, das erziehend Vorbildliche seines Wesens, wie es sich allerdings nur den Wenigen unmittelbar erschloß, die ihm nahe standen oder ihn näher kennen lernten. Seine Wirkung als Lebenskünstler auf weitere Kreise seines Volkes wird davon abhängen, ob er genauer bekannt wird bei den vielen, die ihn kennen. Ein engbegrenzter Kreis wird's immer bleiben, die Buschgemeinde, wenn der Ausdruck erlaubt ist, die sich sammeln wird um die von der großen Masse weniger begehrten Werke des Meisters, die beiden Prosa-Schriften und die drei Gedichtsammlungen: „Kritik des Herzens", „Zu guter Letzt", „Schein und Sein". Wie „Eduard's Traum" und „Der Schmetterling", so zeigen dem besinnlichen Leser auch diese inhaltreichen und formvollendeten Gedichte die hervorragend scharfe Beobachtungsgabe des Dichters bei der Betrachtung und Beurteilung des Menschenlebens, der Natur, der Probleme und Rätsel des Lebens, sowie der theoretischen und praktischen Lösung der mancherlei Lebensfragen, vom furchtbar bitteren Ernst bis zum leichten, lustigen Scherz. Es war ihm, dem Dichter und Künstler, von jeher Bedürfnis, seinen Gedanken und Gefühlen ein schönes Gewand zu geben. Und das letzte, was er geistig geschaffen hat, sind einige Gedichte in „Schein und Sein", geschmiedet von der abgeklärten Lebens-

klugheit des Alters im Feuer eines jung gebliebenen Herzens, wie das Frühlingslied von 1907.

Auch „Hernach“ gehört mit in diese Reihe, „ein ganz echter Busch“, wie ein berühmter und sachverständiger Freund des Heimgegangenen das Buch treffend charakterisiert hat, dieses künstlerisch feinste, ausgereifte Werk seiner Phantasie und Lebensweisheit.

Wer einen Einblick in das Wesen meines Onkels gewinnen und sich ein Bild von seinem Charakter machen will, wird auch zu den beiden Sammlungen von Briefen greifen müssen, die im vorigen Jahre erschienen sind: Wilhelm Busch an Maria Anderson, 70 Briefe. 1908. Volckmann Nachf. (E. Wette) i. Rostock, und die Briefe an Frau H., veröffentlicht im März, Verlag Langen in München, 1908, Heft 6 bis 10. Beide Veröffentlichungen sind Eigenmächtigkeiten. Doch lagen triftige Gründe vor, sie nicht zu hindern. Beiden wäre eine Sichtung im Interesse der Sache dienlich gewesen. Doch entzog sich auch das unserm Einfluß. Sie bieten des Interessanten viel.

Einen Briefwechsel meines Onkels mit irgend jemand wird es nicht geben. Er hat alle an ihn gerichteten Briefe bis auf ganz wenige verbrannt.

Aus den oben genannten Schriften und diesen Briefen meines Onkels tritt auch denen, die ihn nicht gekannt haben, seine große Liebe zur Natur entgegen. Er liebte nicht nur als Künstler die Schönheit der Natur, des menschlichen Körpers bei Mann und Weib, der Berge und Wälder und Felder, der Bäche und Ströme, der Seen und des Meeres, und des Himmels darüber im Sonnenglanz. Mit regem Interesse beobachtete er ihr überall gewaltiges Leben und Sterben im Wechsel der Jahreszeiten bei allem, was grünt und blüht, sei's Kraut oder Unkraut, bei allem, was kriecht und fliegt und schleicht und läuft, sei es zahmes oder wildes Getier. Und während er in seiner Naturanschauung im großen stark beeinflußt aber nicht beherrscht war von Darwin und Schopenhauer, stand er bei seiner Naturbeobachtung auf sich selbst. Starke Anregung in dieser Hinsicht hat er bei seinem Onkel und Erzieher in Lüethorst, dem berühmten Bienen-Züchter und Schriftsteller, empfangen. Dankbar hat er das stets anerkannt. „Das wundersame Leben des Bienenvolkes“ fesselte ihn damals mehr, als ein sehr anziehendes Liebhabertheater im benachbarten Dassel, bei dem er selbst sich rege beteiligte. Eins seiner weniger bekannten, aber besonders reizvollen Bücher, „Schnurrdiburr oder die Bienen“, ist die köstliche Frucht jener Zeit! Der Hochzeitszug der Königin in diesem Buche gehört zu dem niedlichsten, was er gezeichnet hat. Und mit größtem Interesse konnte man stets von neuem zuhören, wenn der Onkel von den Bienen erzählte; ein Thema, das ihn bis zuletzt lebhaft interessierte, wenn er auch selbst niemals Bienenzüchter gewesen ist, wie Frau Fama hartnäckig behauptet.

Das wundersame Leben der Ameisen interessierte ihn ebenfalls sehr und er hat die Forschungen des Jesuiten E. Wasmann über sie genau studiert. Oft las er auch, wie schon erwähnt, den großen Brehm, wobei er es beklagte, daß ein so bedeutendes Werk mit seinem Illustrationsmaterial so wenig auf der Höhe sei. Die guten Photographien von allerlei Tieren in der „Woche“ schätzte er sehr, wenn diese Zeitschrift ihm sonst auch nicht gefiel.

Abhandlungen über technische Dinge, z. B. die Elektrizität und ihre mannigfache Verwendung im modernen Leben, lehnte er ab. Erzeugnisse moderner Technik auch

nur anzusehen, freute ihn gar nicht, so sehr er die großen Fortschritte in der Beherrschung der Natur bewunderte. Das Gebiet sei ihm zu fremd; er müsse sich erst zu sehr hineinarbeiten, um etwas davon zu verstehen. Dazu fehlte ihm die Neigung. Schon auf der polytechnischen Schule hatte sie ihm gefehlt, wo er sich in der reinen Mathematik bis zu „Eins mit Auszeichnung" emporgeschwungen hatte, während er sich in der angewandten „mit immer matterem Flügelschlage" bewegte. Was er trieb, das trieb er gründlich und genau. War ihm das bei irgend einem Gegenstande nicht möglich, so blieb er lieber ganz davon. Dagegen beschäftigte sich seine Phantasie oft mit den unangenehmen Möglichkeiten des mit der fortschreitenden Technik immer verwickelter werdenden modernen Verkehrs und Betriebes, namentlich in den großen Städten und Mittelpunkten der Industrie. Wenn z. B. bei Putschen, größeren oder kleineren, die Elektrizitäts-, Gas- und Wasserleitungen unterbrochen, die Telegraphendrähte abgeschnitten, Bahnen und Straßen zerstört würden, da seien die Leute doch wunderlichen Zufällen und schwerstem Unglück ausgesetzt. Aber auch abgesehen davon, veranlaßten, so meinte er, alle diese modernen Anlagen in den Häusern neben manchem Angenehmen auch viele Unannehmlichkeiten. Ihm behagte diese ganze verzwickte Wirtschaft nicht. Auch das modernste Fahrzeug, das Automobil, bewunderte er wohl, hatte aber doch eine starke Abneigung dagegen und stieg selbst nicht hinein.

Geographie lag ihm ebenfalls fern. Sich geographisch genauer zurechtzufinden, sei ihm unmöglich, sagte er oft. So ungefähr wisse er ja Bescheid und sei ja auch immer dahin gekommen, wohin er gewollt habe. Gründliche Klarheit aber mußte er haben über den Ort, wo er lebte, seine Lage und Umgebung. So kannte er Wiedensahl, Ebergötzen, Lüethorst genau, und auch in Hattorf ruhte er nicht, bis er in der „Heimatkunde" Bescheid wußte. Das einzige, was ihn auf dem weiteren Gebiete der Geographie interessierte, waren gute Reisebeschreibungen, wie z. B. die berühmten von Nansen und Sven Hedin, aber eigentlich doch nur um des menschlich Interessanten willen, das sie bieten. Er amüsierte sich oft über die „Kerle, die es nicht ertragen könnten, daß es noch weiße Flecke auf der Landkarte gebe". Und es würde ja auch nicht Ruhe werden, bis sie überall hingekrabbelt wären auf dieser Erdenkruste; da ließen sie gewiß nicht aus.

Berge bestieg er nicht. „Da sieht man ja nichts." Der einzige Berg, den er von Brannenburg aus einmal bestiegen, ist der Wendelstein. Damit hatte er genug vom „Bergkraxeln". Auch im Gebirge weilte er nicht gern. Er liebte die Ebene mit ihrem hohen Himmel, ihren herrlichen Sonnenuntergängen, ihrer duftigen Ferne, ihrer weiten Fläche, auf der alle Gegenstände groß und bedeutungsvoll erscheinen, Kirchtürme, Windmühlen, Ortschaften, Bäume, Menschen und Tiere, während in den gewaltigen Bergen alles andere klein und nichtig wird. Auch darin ein echter Niedersachse.

In früheren Jahren machte er täglich — wie schon erwähnt — weite Spaziergänge in Feld und Wald und Heide; in den letzten Jahren beschränkte er sich auf Umherwandeln im Garten. Überall aber beobachtete er alles scharf und gründlich, den Himmel mit Wolken, Luft und Winden, alles Keimen und Wachsen vom ersten Unkraut an, das im frühesten Frühling sich stark und keck ans Licht wagte, bis zum letzten Blatt, das spät im Herbst frosterstarrt und müde vom Baume fiel, die Entwicklung der Gemüse von der Saat bis zur Ernte, die Blattläuse, Raupen und

Schnecken, das Hühnervolk auf dem Hofe, die Meisen und Stare im Garten, denen er Nistkästen hinhängen ließ und dadurch Brutplätze verschaffte, und die anderen Vögel groß und klein, die er alle kannte, deren Nester in Busch und Hecke er wußte, an deren Ergehen in Lust und Leid er lebhaften Anteil nahm. Ein Vogelnest war ihm interessanter als das Münchener Hoftheater.

Es beseelte ihn ein starkes Gefühl der engen Zusammengehörigkeit des Menschen mit der Natur, dem er gern mit Byron's Worten Ausdruck gab: „Are not the mountains, waves and skies of me and of my soul as I of them a part?“ (Sind nicht die Berge, Wogen und Lüfte ein Teil von mir und meiner Seele, wie ich ein Teil von ihnen bin?); oder mit dem Wort uralter indischer Weisheit: „Erde, du meine Mutter, und du mein Vater der Lufthauch“.

Mit Bewunderung sah er den scharfen Verstand und das schnelle Urteil der Tiere. Des Affen, der mitten im Sprunge seine Richtung ändern kann; der Katze, die scheinbar totgeschlagen plötzlich aufspringt und mit unfehlbarer Sicherheit durch das bekannte Loch in der Hecke entwischt; der Maus, die nach einem Druck auf den Schädel, daß er in allen Fugen kracht, aus der dann geöffneten Falle springt, geradeswegs auf ihr Loch zuläuft und in demselben verschwindet, in die Falle aber nie mehr geht.

Übrigens tötete der Onkel außer Ungeziefer, wie Blattläuse und Raupen, kein Tier. In Frankfurt hätte er eine Zeitlang viel Mäuse in seiner Wohnung gehabt, so erzählte er, hätte auch manche gefangen, sie dann aber über die Mauer auf das Nachbargrundstück springen lassen. Dabei lächelte er verschmitzt im Gedanken an den Nachbar. Einmal hat er als Junge mit Freund Bachmann zusammen hier bei Hattorf am Waldrande des Rotenberges einen Hasen geschossen. Das tat ihm noch im Alter leid. Aber drollig war's doch, wie er's erzählte. Entsetzlich waren ihm die großen Jagden mit ihrem Massenmord, unfaßlich die Neigungen der großen Herren, die von solchem, seinem Gefühl nach brutalen Tun noch immer nicht lassen können. Tief bewegte ihn die furchtbare Grausamkeit in der Natur, daß alles Lebendige töten muß, um zu leben im Kampfe ums Dasein. Auch das „Schinken-essen ist indirektes Schweineschlachten“. Sein Mitleid erhoffte einen Fortschritt menschlicher Kultur in fernen Zeiten, wo nicht nur Menschenfresserei, sondern jeder Fleischgenuß als Kannibalismus angesehen werden und die jetzt herrschende, recht naive Anschauung überwunden sein würde, als ob die Tiere nur für den Menschen da wären, als ob sie ihren Zweck nur dann erreichten, wenn er sie zu seinen Zwecken gebrauche oder auch mißbrauche. „Bis auf weiteres“ (Schein und Sein, S. 54) würde es allerdings wohl noch beim Hergebrachten bleiben:

„Das Messer blitzt, die Schweine schrein,
Man muß sie halt benutzen,
Denn jeder denkt: Wozu das Schwein,
Wenn wir es nicht verputzen?
Und Jeder schmunzelt, Jeder nagt
Nach Art der Kannibalen,
Bis man dereinst Pfui Teufel! sagt
Zum Schinken aus Westfalen.“

Mit welcher Hingebung er Tiere gezeichnet und gemalt hat, zeigen ein wenig die diesem Buche eingefügten Proben, außer denen sich noch eine größere Menge in unserem Besitz befindet. Viel Spaß machte ihm besonders ein weißhaariger Rattenfänger, den wir in Wiedensahl von 1872 an in Besitz hatten, und von dem außer vielen Zeichnungen auch mehrere Ölbilder vorhanden sind. Es war ein sehr kluges



Tier, das zu beobachten der Onkel nie müde wurde, das er aber niemals anfaßte in Gedanken an die ekelhafte Aasfresserei der Hunde und die große Gefahr des Hundewurmes für den Menschen. Noch oft, bis zuletzt, war Zipp, so hieß der



Hund, der Gegenstand unseres Gesprächs. Und wie tief mein Onkel in die Geheimnisse der Hundeseele durch seine Beobachtungen eingedrungen war, zeigt die köstliche Schilderung des in einen Hund verwandelten Peter im „Schmetterling".

Mehr wie andere Menschen war er in seinen Stimmungen vom Wetter abhängig. Bei hellem Wetter, bei warmem, leuchtenden Sonnenschein war seine Stimmung auf der Höhe. Sommerhitze belästigte ihn nicht. Durch „Seelenruhe und langsame Bewegung" begegnete er ihrem Druck. Anhaltendes Regenwetter trübte seine Stimmung sehr. Und wenn die kurzen Novembertage kamen, wenn sie die bunte, leuchtende Welt einhüllten in dunkles, ödes Grau, dann lastete es wie ein Alp auf ihm. Er wurde einsilbig und schweigsam, daß es selbst kleinen Kindern auffiel. Die „graue" der beiden „Zauberschwestern", der Phantasien, kam, „welche angst und bange macht". Es packte ihn dann wohl das Grauen vor



Zipp. (Ölbild.)

körperlichem oder geistigem Hilfloswerden. Der Humor erstarb ihm fast in trüben Gedanken und hinbrütendem Grübeln, und mit Freuden wurde dann der Gast begrüßt, der wenigstens vorübergehend frische Anregung brachte und ihn doch für kurze Zeit aus seiner, ihm und den Seinen unbehaglichen, drückenden Stimmung herausriß. Auch dieser Wechsel der Stimmungen spiegelt sich des öfteren in seinen Liedern und den veröffentlichten Briefen.

Es erübrigt nun noch, auf eine Seite im Charakter meines Onkels hinzuweisen, die ihm ein ganz besonderes eigenartiges Gepräge gab, mit der aber auch manche Wunderlichkeiten seines Wesens zusammenhängen. Das ist seine unbeugsame, in sich fest und geschlossen ruhende Selbständigkeit, sein stolzes, starkes Gefühl aufrechter Unabhängigkeit, stets und überall. Auch darin ist er ein ganzer, echter Niedersachse.

Hervorgewachsen aus der Tiefe seines Wesens war dieses Unabhängigkeitsgefühl, in dem er abschüttelte, was ihm nicht gemäß war und ihn hinderte, seinen angeborenen Richtungen und seiner Tätigkeit zu leben. Es konnte vorübergehend chroffe, gar verletzende Formen annehmen, aber nicht dauernd. Gewaltig zornig konnte der Onkel werden und dann loswettern, daß die „Lausbuben" nur so hagelten.

Oder es war etwas mit ihm besprochen und danach geordnet. Nachher paßte es ihm nicht und erregte seinen Unwillen. Wies man ihn dann drauf hin: „Ja, Du hast es doch so gesagt", da konnte er bös aufbrausen: „Du bist ja wie der Teufel, der einen beim Worte nimmt". Fatal war das, wenn es sich um wichtige Dinge handelte. So bekam ich die Worte z. B. zu hören nach Abschluß meines ersten Studienjahres, in dem ich 1200 M. gebraucht hatte. Darüber machte er mir Vorhaltung. Daß ich ihn dann an unsre Abmachung erinnerte, er habe mir ja bis 1500 M. fürs Jahr bewilligt, konnte er nicht vertragen. Er fluchte nie, seit ich ihn kenne. Fluchen hielt er für ungebildet, ganz abgesehen von tieferen Beweggründen. Meistens war sein Zorn auch bald verraucht und ihm leid. Einst, als meine Brüder nicht zu der verabredeten Stunde, zu der mein Onkel und ich ihnen entgegengegangen waren, von der Bahn kamen, schimpfte er tüchtig. Als er sich beruhigt, bemerkte er, plötzlich das Stillschweigen brechend: „Ja, so geht's einem. — Na, da müßt Ihr halt denken: Laß den alten Esel reden!"

Besonders schroff und rücksichtslos konnte er sein in der Abwehr alles dessen, was er als Störung oder Unbequemlichkeit empfand. Das machte den Umgang mit ihm, namentlich in früheren Jahren oft recht schwer. Aber nie wurde er brutal, auch nicht, wie von seinen Freunden aus früheren Jahren versichert wird, im Rausche, der doch den Charakter enthüllt, in dem er aber stets „Direktion" behielt. Natürlich, wem er offen die Wahrheit verdientermaßen sagte, der mag das wohl als brutal empfunden haben. Der ungezogene Junge, der eine ordentliche Tracht Prügel bekommt, findet das Benehmen seines Vaters auch brutal. Das liegt aber nicht am Vater.

Verhärtung des Zornes zum Haß gegen den, der ihm vermeintlich oder wirklich Unrecht getan hatte, war ihm fremd, und nie ließ er nachtragende Rachsucht in sich aufkommen, wenigstens nicht in den letzten dreißig Jahren seines Lebens. Es war so, wie er selbst schreibt in „Von mir über mich": „in Bezug auf andere, die mir weniger sympathisch gewesen, halte ich ohnehin schon längst ein mildes, gemütliches Schweigen für gut."

Sein gewöhnliches Verhalten war von einer ernsten Freundlichkeit, die, frei von allen Höflichkeitsphrasen, jenachdem überging zu herzlicher Liebenswürdigkeit, nie Zärtlichkeit, und einer fröhlichen Heiterkeit im kleinen, vertrauten Kreise.

Er war sehr kinderlieb, aber die Kinder mußten wohlerzogen sein. Ungezogene Kinder waren ihm zuwider, noch mehr allerdings deren Eltern, denen er mit Recht die Schuld beimaß. Wer seine Kinder nicht erziehen konnte, war ihm ein Hanswurst, mochte er ihn auch in anderer Beziehung schätzen. Waren die Kinder hübsch und niedlich, so gefielen sie seinem künstlerischen Auge besonders wohl.

Im Verkehr war er sehr wählerisch. Wohl ließ er sich mal vorübergehend durch eine hübsche Larve, durch sympathische erste Eindrücke bestechen. Wenn er aber merkte, daß nichts dahinter steckte, war's aus. Mit Menschen dagegen, die ihm einen unsympathischen Eindruck machten, so sagte er selbst, kam er nicht leicht in ein näheres Verhältnis, auch wenn er sich von der Grundlosigkeit seines Eindrucks überzeugte. Wenn ihm ein Verkehr nicht mehr paßte, brach er ihn kurzerhand ab, und zwar dauernd. Zudringlichen Besuchern, die den berühmten Mann gern einmal sehen wollten, ließ er die Tür weisen, in früheren Jahren unerbittlich; in den letzten



Zipp. (Ölbild.)

körperlichem oder geistigem Hilfloswerden. Der Humor erstarb ihm fast in trüben Gedanken und hinbrütendem Grübeln, und mit Freuden wurde dann der Gast begrüßt, der wenigstens vorübergehend frische Anregung brachte und ihn doch für kurze Zeit aus seiner, ihm und den Seinen unbehaglichen, drückenden Stimmung herausriß. Auch dieser Wechsel der Stimmungen spiegelt sich des öfteren in seinen Liedern und den veröffentlichten Briefen.

Es erübrigt nun noch, auf eine Seite im Charakter meines Onkels hinzuweisen, die ihm ein ganz besonderes eigenartiges Gepräge gab, mit der aber auch manche Wunderlichkeiten seines Wesens zusammenhängen. Das ist seine unbeugsame, in sich fest und geschlossen ruhende Selbständigkeit, sein stolzes, starkes Gefühl aufrechter Unabhängigkeit, stets und überall. Auch darin ist er ein ganzer, echter Niedersachse.

Hervorgewachsen aus der Tiefe seines Wesens war dieses Unabhängigkeitsgefühl, in dem er abschüttelte, was ihm nicht gemäß war und ihn hinderte, seinen angeborenen Richtungen und seiner Tätigkeit zu leben. Es konnte vorübergehend schroffe, gar verletzende Formen annehmen, aber nicht dauernd. Gewaltig zornig konnte der Onkel werden und dann loswettern, daß die „Lausbuben“ nur so hagelten.

Oder es war etwas mit ihm besprochen und danach geordnet. Nachher paßte es ihm nicht und erregte seinen Unwillen. Wies man ihn dann drauf hin: „Ja, Du hast es doch so gesagt", da konnte er bös aufbrausen: „Du bist ja wie der Teufel, der einen beim Worte nimmt". Fatal war das, wenn es sich um wichtige Dinge handelte. So bekam ich die Worte z. B. zu hören nach Abschluß meines ersten Studienjahres, in dem ich 1200 M. gebraucht hatte. Darüber machte er mir Vorhaltung. Daß ich ihn dann an unsre Abmachung erinnerte, er habe mir ja bis 1500 M. fürs Jahr bewilligt, konnte er nicht vertragen. Er fluchte nie, seit ich ihn kenne. Fluchen hielt er für ungebildet, ganz abgesehen von tieferen Beweggründen. Meistens war sein Zorn auch bald verraucht und ihm leid. Einst, als meine Brüder nicht zu der verabredeten Stunde, zu der mein Onkel und ich ihnen entgegengegangen waren, von der Bahn kamen, schimpfte er tüchtig. Als er sich beruhigt, bemerkte er, plötzlich das Stillschweigen brechend: „Ja, so geht's einem. — Na, da müßt Ihr halt denken: Laß den alten Esel reden!"

Besonders schroff und rücksichtslos konnte er sein in der Abwehr alles dessen, was er als Störung oder Unbequemlichkeit empfand. Das machte den Umgang mit ihm, namentlich in früheren Jahren oft recht schwer. Aber nie wurde er brutal, auch nicht, wie von seinen Freunden aus früheren Jahren versichert wird, im Rausche, der doch den Charakter enthüllt, in dem er aber stets „Direktion" behielt. Natürlich, wem er offen die Wahrheit verdientermaßen sagte, der mag das wohl als brutal empfunden haben. Der ungezogene Junge, der eine ordentliche Tracht Prügel bekommt, findet das Benehmen seines Vaters auch brutal. Das liegt aber nicht am Vater.

Verhärtung des Zornes zum Haß gegen den, der ihm vermeintlich oder wirklich Unrecht getan hatte, war ihm fremd, und nie ließ er nachtragende Rachsucht in sich aufkommen, wenigstens nicht in den letzten dreißig Jahren seines Lebens. Es war so, wie er selbst schreibt in „Von mir über mich": „in Bezug auf andere, die mir weniger sympathisch gewesen, halte ich ohnehin schon längst ein mildes, gemütliches Schweigen für gut."

Sein gewöhnliches Verhalten war von einer ernsten Freundlichkeit, die, frei von allen Höflichkeitsphrasen, jenachdem überging zu herzlicher Liebenswürdigkeit, nie Zärtlichkeit, und einer fröhlichen Heiterkeit im kleinen, vertrauten Kreise.

Er war sehr kinderlieb, aber die Kinder mußten wohlerzogen sein. Ungezogene Kinder waren ihm zuwider, noch mehr allerdings deren Eltern, denen er mit Recht die Schuld beimaß. Wer seine Kinder nicht erziehen konnte, war ihm ein Hanswurst, mochte er ihn auch in anderer Beziehung schätzen. Waren die Kinder hübsch und niedlich, so gefielen sie seinem künstlerischen Auge besonders wohl.

Im Verkehr war er sehr wählerisch. Wohl ließ er sich mal vorübergehend durch eine hübsche Larve, durch sympathische erste Eindrücke bestechen. Wenn er aber merkte, daß nichts dahinter steckte, war's aus. Mit Menschen dagegen, die ihm einen unsympathischen Eindruck machten, so sagte er selbst, kam er nicht leicht in ein näheres Verhältnis, auch wenn er sich von der Grundlosigkeit seines Eindrucks überzeugte. Wenn ihm ein Verkehr nicht mehr paßte, brach er ihn kurzerhand ab, und zwar dauernd. Zudringlichen Besuchern, die den berühmten Mann gern einmal sehen wollten, ließ er die Tür weisen, in früheren Jahren unerbittlich; in den letzten

Jahren war er weniger schroff auch hierin. Einem solchen Besucher in Wiedensahl, der die Tür verschlossen gefunden, hat einmal unser Nachbar dort die bezeichnende Auskunft gegeben: „Ja, mit sükken Lüen as Sä sind, da gift he sik nich af, awer mit useränen un mit jeden Pracher, da kört he geeren." Daß er mit der langen Pfeife bei den Bauern im Wirtshause gehockt und mit ihnen geklönt habe, ist aber Legende, wie so manches andere, was über ihn erzählt wird.

Gegen Menschen, die sozial unter ihm standen, Tagelöhner und Dienstboten, war er von einer ganz besonderen Höflichkeit. Dem Hausmädchen, das mit einem Präsentierbrett voll Geschirr aus dem Zimmer wollte, öffnete er mit größerer Zuvorkommenheit die Tür, als er solche Gefälligkeit einer Verwandten erwies. So trug er sein Teil bei zur Lösung der sozialen Frage nach ihrer einen, und nicht ihrer unwichtigsten Seite. Oft philosophierte er in Gesprächen über die unnötige und sinnlose Verschärfung dieser Frage infolge schlechter Behandlung der Untergebenen durch die Vorgesetzten, der Dienenden durch die Herrschenden. Er wies hin auf sein Elternhaus, wo noch „Herrschaft, Knecht und Mägde, wie es guten Freunden geziemt", am nämlichen Tische Platz nahmen, und bedauerte das Abkommen dieser guten Sitte in Bürgerkreisen und die Vergrößerung der Kluft zwischen den verschiedenen Ständen. Bei unsern alten sächsischen Vorfahren sei ja dieser Brauch auch in den Adelskreisen, bis zu den höchsten hinauf, in Übung gewesen.

Durch die schroffe Zurückweisung Fremder hatte er sich mit einem Zaun umgeben, den nur wenige zu übersteigen wagten. Taten sie es mit Witz und Verstand und trafen es sonst gut, dann konnten sie sehr gemütliche, unvergeßliche Stunden im Gespräch mit ihm verleben.

Mit zunehmendem Alter wurde es ihm immer unangenehmer, noch andere Menschen kennen zu lernen. „Halt mir die fremden Leute vom Leibe! Sag nur", so instruierte er mich mit seinem verschmitzten Lächeln, „dein Onkel wäre ein wunderlicher, alter Kerl, mit dem nun mal nichts anzufangen wäre! Na, ich vertraue dir, du wirst's schon machen." War eine Begrüßung Fremder nicht wohl zu umgehen, dann fand er sich ins Unvermeidliche, taute aber bald auf, wenn er jemand traf, mit dem er ein ernstes Gespräch führen konnte, ohne daß der Faden gleich abriß. Einst wurde er von jemand bei solcher Gelegenheit aufgefordert, ihn doch auch mal zu besuchen. Er lehnte ab mit der Bemerkung: „Ich gehe nicht gern unter Menschen." Auf die Erwiderung: „Bei uns sind auch keine Menschen", antwortete er lächelnd: „Dann will ich kommen." Er ging hin und wiederholte die Besuche öfter und gern. Bezeichnend war auch folgendes Erlebnis. In einer kleinen Gesellschaft bei Verwandten in G. wollte eine bei sich und andern für geistreich geltende, ihm fremde junge Dame gern neben dem Onkel sitzen. Es war auch so angeordnet. Er merkte es aber und setzte sich flink mit einem verständnisvoll lächelnden Blick auf die Hausfrau zwischen zwei frische, fröhliche, nicht „geistreiche" junge Mädchen, der andern geschickt ausweichend.

Der Menschenfeind und Menschenverächter, den die Legende aus ihm gemacht hatte, ist er wahrlich nicht gewesen. Auch kein Weiberfeind wie Schopenhauer, obwohl unvermählt geblieben wie dieser. Mit einer Reihe edler Frauen hat ihn eine reine, herzliche und dauernde Freundschaft verbunden. Geheiratet hätte er auch einmal gern, wie er gelegentlich vor einigen Jahren erzählte. Ein junges, schönes, liebenswür-

diges und reiches Mädchen in W. liebte er von Herzen. Er hatte aber damals nicht so viel Geld, um eine Familie begründen zu können, und heiratete deshalb nicht. Das junge Mädchen ist nicht gestorben, wie irrtümlich Frau Anderson in der Anmerkung 31 zu den siebzig Briefen schreibt. Das muß ein Mißverständnis sein. Es hat einen andern geheiratet. Mein Onkel ist deshalb unverheiratet geblieben. In der „Kritik des Herzens" steht ein Lied von dieser Liebe, aus dem der tiefe Schmerz des Onkels über den Verlust der Geliebten herausklingt:

„Sie war ein Blümlein hübsch und fein,
Hell aufgeblüht im Sonnenschein.
Er war ein junger Schmetterling,
Der selig an der Blume hing.
Oft kam ein Bienlein mit Gebrumm
Und nascht und säuselt da herum.
Oft kroch ein Käfer kribbelkrab
Am hübschen Blümlein auf und ab.
Ach Gott, wie das dem Schmetterling
So schmerzlich durch die Seele ging.
Doch was am meisten ihn entsetzt,
Das Allerschlimmste kam zuletzt.
Ein alter Esel fraß die ganze
Von ihm so heiß geliebte Pflanze."

(Das Gedicht auf Seite 80 der „Kritik des Herzens" ist dem Andenken einer früh gestorbenen Schwester des Dichters gewidmet.)

Auf Pflege der Gemeinschaft in weiterem Umfange war er allerdings nicht angelegt, und er lehnte immer mehr alles ab, was ihn in größere Gesellschaften oder andere, fremde Kreise hätte bringen können. Keine der Hochzeiten seiner Neffen hat er mitgemacht. Als meine Hochzeit war, sagte er mir: „Du weißt ja, wie mir solche größeren Feiern nicht passen. Es freut mich, wenn's den andern Spaß macht. Aber du verstehst mich, wenn ich nicht komme. Ich besuche euch dann sehr bald mal in Hattorf". So geschah es. Und damit war für diesen Fall und für spätere ähnliche die Sache erledigt.

Oder ein anderes. Bismarck wurde als Mensch und Staatsmann von meinem Onkel hoch verehrt. Tief erregte ihn die Entlassung des Gewaltigen mit ihren Begleiterscheinungen, den vergeblichen Versuchen des Kaisers, den Meister zum Handlanger zu stempeln und der ganzen Art, wie dann der Riese von den Zwergen und Kümmerlingen behandelt wurde. In „Eduard's Traum" schreibt er darüber: „Vor wenigen Tagen war der größte Mann seines Volkes vom Bocke gestiegen und hatte die Zügel der Welt aus den Händen gelegt. Nun, hätte man meinen sollen, gäb's ein Gerassel und Kopfüberkopfunter. Doch nein! Jeder schimpfte und schacherte und scharwenzelte so weiter und spielte Skat und Klavier oder sein Loos bei Kohn und leerte sein Schöppchen, genau wie vorher, und der große Allerweltskarren rollte die Straße entlang, ohne merklich zu knarren, als wär er mit Talg geschmiert. Die Welt ist wie Brei. Zieht man den Löffel heraus, und

wär's der größte, gleich klappt die Geschichte wieder zusammen, als wenn gar nichts passiert wäre".

Und doch ist mein Onkel niemals zu Bismarck gegangen, obwohl er schon in Frankfurt von ihm einmal eingeladen war und durch seinen Freund Lenbach wiederholt freundliche Einladungen nach Friedrichsruh erhalten hatte. Es war 1905, als einmal wieder das Gespräch auf Bismarck kam, daß ich die Frage riskierte, warum er eigentlich nie nach Friedrichsruh gegangen sei. Fast entrüstet antwortete er: „Daß ich doch so was nicht getan hätte. Auch nicht die geringste Neigung habe ich dazu gehabt, in das Getu's zu gehen, was sie da um ihn machten. Wer wird sich denn in solchen Zwang begeben?" Ich bemerkte, meines Wissens sei es bei Bismarck doch ganz zwanglos zugegangen. Darauf er: „Und wenn es noch so zwanglos und bummelig war! Da gehört eine andere Natur dazu. Ich habe vor Bismarck eine außerordentlich hohe Achtung und Bewunderung. Aber ich weiß, was er getan hat. Dazu brauchte ich ihn nicht zu sehen. Recht mit ihm reden hätte man doch nicht können. Er war ein ganz anderer Mann mit ganz anderen Interessen. Der Lenbach benutzte ihn auch sehr stark zu seinen Geschäftszwecken; er hat sich aber auch in Bismarcks schön was zurecht geschmiert. In Frankfurt hängt einer. Na. — Er hätte nur etwas eher damit aufhören sollen".

Oder ein drittes. Nach München ging er seit Mitte der Achtziger Jahre vorigen Jahrhunderts gar nicht mehr. Das Getriebe und Gesause der Großstadt stieß ihn ab mit ihrem unsinnig übertriebenen Luxus dicht neben dem größten Elend, mit ihrem nervenzerrüttenden Geschäftsleben und ihrer fortwährenden Unruhe. Wie Eduard in seinem Traume die „leichte heidnische Dunstwolke mit einem aromatischen Anhauch von Pomade und Koblauch, die über der christlichen Stadt schwebte", nicht gerade angenehm empfand, so behagte ihm die vorwiegend geschäftliche und ästhetische Kultur nicht, ebensowenig die allzuviele und oft oberflächliche Geselligkeit, der er sich aber nicht entziehen konnte, solange er dort war. Das alles zerstreute ihn mehr, als ihm lieb war, ohne ihm etwas Wertvolles zu bieten. Dazu kamen mancherlei Veränderungen in den vertrauten und liebgewordenen Verhältnissen bei seinen Freunden, Lenbachs Verheiratung und anderes. Mit dem Steigen ihres Ruhmes gingen ihre Verhältnisse immer mehr ins Große und nahmen ihre Zeit und Kraft völlig in Anspruch. Lenbachs Palast hat er nicht gesehen; er hatte auch gar kein Verlangen danach. Entscheidend wirkte auch der Tod Gedons im Dezember 1883, der ihm sehr nahe ging. Und gerade in München wurde ihm der Verlust des Freundes besonders fühlbar. Wollte er später die Freunde sehen, so verlegte er — wie oben schon bemerkt — die Zusammenkünfte „auf neutralen Boden". Gedon war auch mal kurz in Wiedensahl. Mit Lenbach ist er verschiedentlich in Holland zusammengewesen, mit Gedon in Detmold, Münster, Hildesheim, Göttingen, Kassel, mit Levi in Wolfenbüttel, mit Kaulbach in Frankfurt. Lenbach hat er im Frühjahr 1886 auf wiederholtes Bitten auch in Rom besucht, aber nur auf ganz kurze Zeit. Nach etwa vierzehn Tagen war er plötzlich wieder daheim, wo „seine ganze Kammer nicht so groß war wie das Bett bei Lenbach im Palazzo Borghese". In Florenz hatte er eigentlich schon umkehren wollen, weil er da schon zu viel gesehen habe. Mit dem vielbeschäftigten Freunde hat er nur wenig zusammen sein können, hatte aber unter der Führung des ihm befreundeten Kunsthändlers Günther aus Frankfurt,

eines gründlichen Kenners der ewigen Stadt, von Rom allerlei Interessantes gesehen. Wäre der Günther nicht dagewesen, meinte er, dann würde er noch früher zurückgekommen sein. Er atmete ordentlich auf, als er wieder in der Wiedensahler Stille und Einsamkeit saß.

Italien an und für sich lockte ihn kaum. Allerdings ist er zweimal dort gewesen, aber nur flüchtig auf wenige Tage. Und auch als er es kennen gelernt hatte, empfand er keine Sehnsucht danach. Die großen italienischen Künstler waren und blieben ihm bei aller Bewunderung, die er ihnen zollte, in ihrem Empfinden, Denken und Vermögen fremd. Sie verstehen zu lernen, meinte er, fehle es ihm an Zeit, denn er habe die Niederländer noch lange nicht ausgelernt. Es gebe ja unendlich viel Schönes in Italien, zu viel. Das würde ihn nur verwirren und ihm Unbehagen bereiten. In Venedig, dessen Reize ich einst mit ihm bewundern durfte, kam es ihm trotz all der wunderbaren Schönheit vor, „als säßen wir in einer großen Mistkuhle" (Kuhle = Grube). Als im März 1883 die Münchener Freunde nach Italien reisten, kam er in Versuchung mitzufahren, „aber dann fiel mir", so schreibt er, „gleich unser guter, angestammter, deutscher Frühling ein, den ich auch heuer mit Andacht zu genießen hoffe. Ich sah neulich einen Korb frisch aus Neapel angekommener Camelien neben unsern heimischen Schneerosen; diese wie vom lieben Gott gemacht, jene als hätte sie der Conditor mit Himbeersaft gefärbt". Und im Jahre 1886 schreibt er über seine Reise nach Rom: „Hier wohnt ich auf's Fürstlichste im Palazzo Borghese. Es war sehr kaltes und regnerisches Wetter, und wenn ich in Florenz eine Unmasse von Bildern in den Erinnerungskasten gepackt, so wurde nun hier auch noch eine Last von alten Steinen dazu geworfen. Herrlich, aber zu viel! Bin sehr befriedigt, aber reisemüde zurückgekehrt. So werde ich den Sommer hübsch zu Hause verbleiben."

Philisterhafte Geselligkeit liebte er nicht, Karten spielte er gleich seinem Vater nie; das alles galt ihm als ein unsinniges Zeittotschlagen. Dagegen war er im kleinen Freundeskreise in edler Geselligkeit ein froher Genosse. Ich habe nie einen Menschen besser und unterhaltlicher erzählen hören als ihn. Sein reiches Wissen auf dem Gebiete der Philosophie, Naturwissenschaft, Literatur und Kunst, auch der Geschichte einzelner Zeiträume, machte es ihm möglich, einen Gedanken von den verschiedensten Seiten zu beleuchten und nach allen möglichen Beziehungen hin auszuspinnen. Wer darauf einging, wer das mit ihm konnte, mit dem unterhielt er sich gern. Saß er so fest beim Gespräch daheim oder im Wirtshaus draußen in einer stillen Ecke, dann konnte es, auch noch bei dem Fünfundsiebzigjährigen, stundenlang dauern, von morgens bis abends, bis tief in die Nacht und noch länger. Gern trank er bei solchen Sitzungen einen guten oder recht guten Tropfen Rheinwein, früher auch gern Champagner, „en bischen Muschö"; zu Hause trank er in den letzten Jahren nur vormittags etwas. Er meinte, es sei ja ganz nett, so'n bissel duhn zu Bett zu gehen. Aber wenn man dann in der Nacht ernüchtert aufwache, so sei das doch sehr wenig angenehm. Bier hat er einst in München viel getrunken. Doch wurde er zu dick davon und lehnte es deshalb später immer mehr ab mit der scherzhaften Begründung, er habe sein Quantum davon weg. Zuletzt trank er nur nach dem Essen regelmäßig ein kleines Glas. Als ich mit ihm 1878 zuerst in München war, trank er schon regelmäßig Wein. Lustig war's immer, wenn er erzählte von den Sitzungen beim Letten-

bauer oder von den Schlachten auf dem Salvator-Keller und von der sonderbar versteifenden Wirkung dieses köstlichen Getränks.

Stets rauchte er dabei, vorwiegend Zigaretten, die er sich selbst anfertigte aus schwerem französischen Tabak in Papier Job. Er war ein starker Raucher. Für den Verbrauch wurde der Tabak in zwei Dosen getan, eine alte Zinndose, aus der schon die Drescher im elterlichen Hause sich ihre holländischen Thonpfeifen gestopft hatten, und eine Dose, die der Onkel in die Tasche stecken konnte. Die letztere Dose war von seinem Freunde Gedon, der ihm den alten hübschen Deckel dazu verschafft hatte, modelliert und von einem Münchener Goldschmied gefertigt. Meisterhaft drehte er die Zigaretten mit seinen hübschen, feinen Händen, in den letzten Jahren vierzig bis fünfzig Stück täglich, die er aber nur halb aufrauchte; in früheren Jahren waren es mehr. Zwischendurch rauchte er früher Pfeife, später Zigarren, aber eine ganz



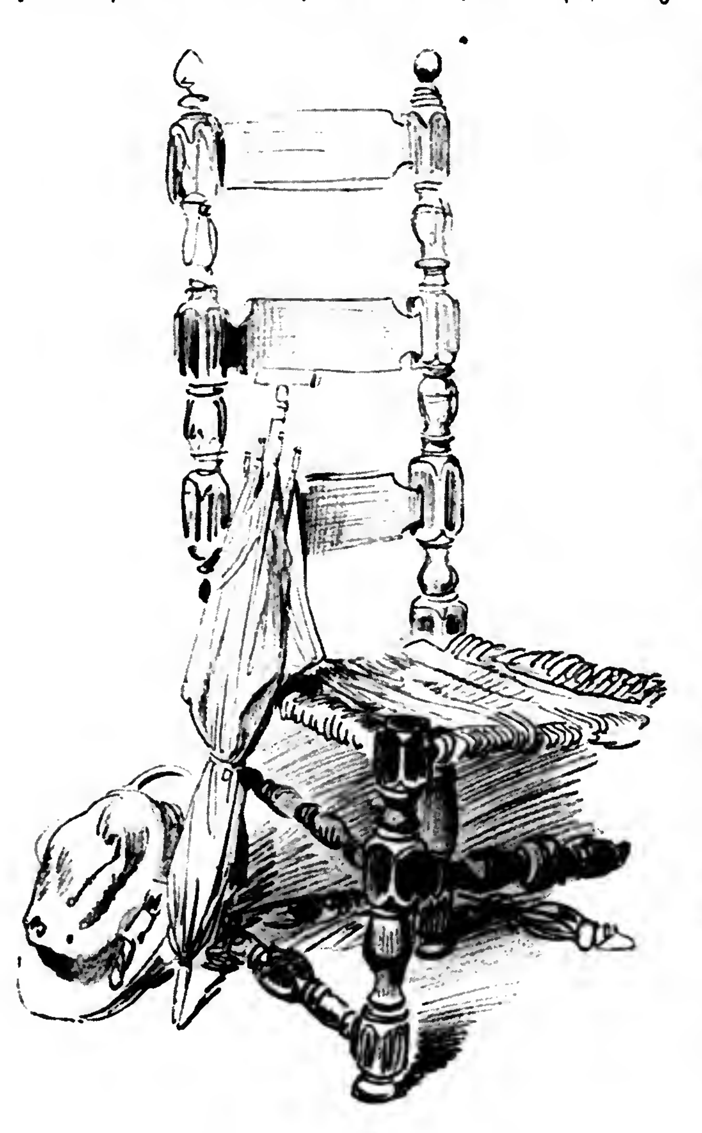
Tabaksdose, von Lorenz Gedon.

leichte, billige Sorte, die ihm gleichgültig war, wenn sie nur dampfte. Er tat das zur Unterbrechung des Zigarettenrauchens, das zu der schweren Nervenabspannung in den Achtziger Jahren auch sein Teil beigetragen hatte und deshalb seit jener Zeit von ihm eingeschränkt wurde. Er war ein so leidenschaftlicher Raucher, daß er z. B. im Familienkreise nach dem Essen, das er sehr rasch zu sich nahm, schon wieder rauchte, bevor die Tischgenossen mit Essen fertig waren. Rauchen und Biertrinken waren, wie er öfter erzählte und in „Von mir über mich" auch schreibt, zwei 1848 in der Wachtstube erkämpfte „Märzerrungenschaften, deren erste muthig bewahrt, deren zweite durch die Reaktion des Alters jetzt (1893) merklich verkümmert ist".

Die ganze Lebensweise meines Onkels war überaus einfach. Je einfacher, desto unabhängiger. Gewiß, wie er gern ein gutes Glas Wein trank, so aß er auch gern etwas Gutes, oder richtiger gesagt, etwas gut Zubereitetes, „mit Liebe" Gekochtes und Gebratenes. Wie das letztere gemeint ist, zeigt das reizende Gedicht in der „Kritik des Herzens". „Es wird mit Recht ein guter Braten Gerechnet zu den

guten Taten" mit dem Schluß: „Wer einen guten Braten macht, hat auch ein gutes Herz." Denn wenn er auch zufällige Leckerbissen nicht ablehnte, so bevorzugte er doch stets die schlichte, einfache, bürgerliche Kost, wie er sie aus dem Elternhause her gewohnt war. Als ich einmal die so wundervoll blühenden, aber grobfleischigen türkischen Bohnen nicht im Garten hatte, fiel ihm das auf. Ich sagte ihm, wir möchten die andern lieber. Da machte er seinem Unwillen Luft mit den Worten: „Diese Bengels tun, als ob sie Grafen und Barone wären." Und wenn Kinder allerlei, ihnen oft nicht dienliche Leckereien erhielten, grollte er darüber und erzählte, wie von ihm in der Kindheit trockene Weißbrotreste als besondere Delikatesse stets mit Dank genossen worden seien.

Seine Kleidung mußte gediegen und gut, aber auch ganz einfach sein. Er trug nur Jackett-Anzüge. Einen Gehrock, geschweige denn einen Frack hat er in den letzten dreißig Jahren nicht mehr besessen, auch keinen Zylinder; den Kopf bedeckte er mit dem von den Bildern bekannten schwarzen, weichen und leichten Schlapphute. Alle Schmuckgegenstände legte er schon vor vielen Jahren ab und verschenkte sie an Verwandte, einen Brillantring, eine wundervolle silberne Uhrkette u. a. Nur eine kleine, silberne Eichstätter Büchse, eine Erinnerung an Freund Gedon und den Münchener Kreis, trug er am schwarzen, seidenen Uhrbande bis zuletzt, und ein Paar silberner Schnallen auf den schwarzen Plüschpantoffeln. In Erinnerung an den Münchener Kreis trug er auch bis zuletzt die feinen Bindeschlipse aus weißem Crêpe de Chine, von denen er auch mir gelegentlich jedes neuen Ankaufs einige schenkte.



Bis auf das Äußerlichste, die tägliche Toilette, erstreckte sich sein Hang zur Einfachheit und Unabhängigkeit. Wie innerlich, so hielt er auch äußerlich auf peinlichste Sauberkeit. Von Kopf bis zu Fuß wusch er sich täglich mit kaltem Wasser, gebrauchte dazu aber immer nur Waschschale, Schwamm und Seife, niemals eine Badeeinrichtung, wenigstens seit dreißig Jahren bestimmt nicht, — auch wenn sie ihm zur Verfügung stand. Als mein Bruder Wasserleitung bekam und sich dann schleunigst eine Badeeinrichtung anschaffte, knurrte der Onkel über „moderne Fisematenten". Auch hier erzielte er stets mit den geringsten Mitteln die gewünschte Wirkung.

Und wie einfach waren sein Wohn- und Schlafzimmer! In Wiedensahl hatte er die Wände der kleinen niedrigen

bauer oder von den Schlachten auf dem Salvator-Keller und von der sonderbar versteifenden Wirkung dieses köstlichen Getränks.

Stets rauchte er dabei, vorwiegend Zigaretten, die er sich selbst anfertigte aus schwerem französischen Tabak in Papier Job. Er war ein starker Raucher. Für den Verbrauch wurde der Tabak in zwei Dosen getan, eine alte Zinndose, aus der schon die Drescher im elterlichen Hause sich ihre holländischen Thonpfeifen gestopft hatten, und eine Dose, die der Onkel in die Tasche stecken konnte. Die letztere Dose war von seinem Freunde Gedon, der ihm den alten hübschen Deckel dazu verschafft hatte, modelliert und von einem Münchener Goldschmied gefertigt. Meisterhaft drehte er die Zigaretten mit seinen hübschen, feinen Händen, in den letzten Jahren vierzig bis fünfzig Stück täglich, die er aber nur halb aufrauchte; in früheren Jahren waren es mehr. Zwischendurch rauchte er früher Pfeife, später Zigarren, aber eine ganz



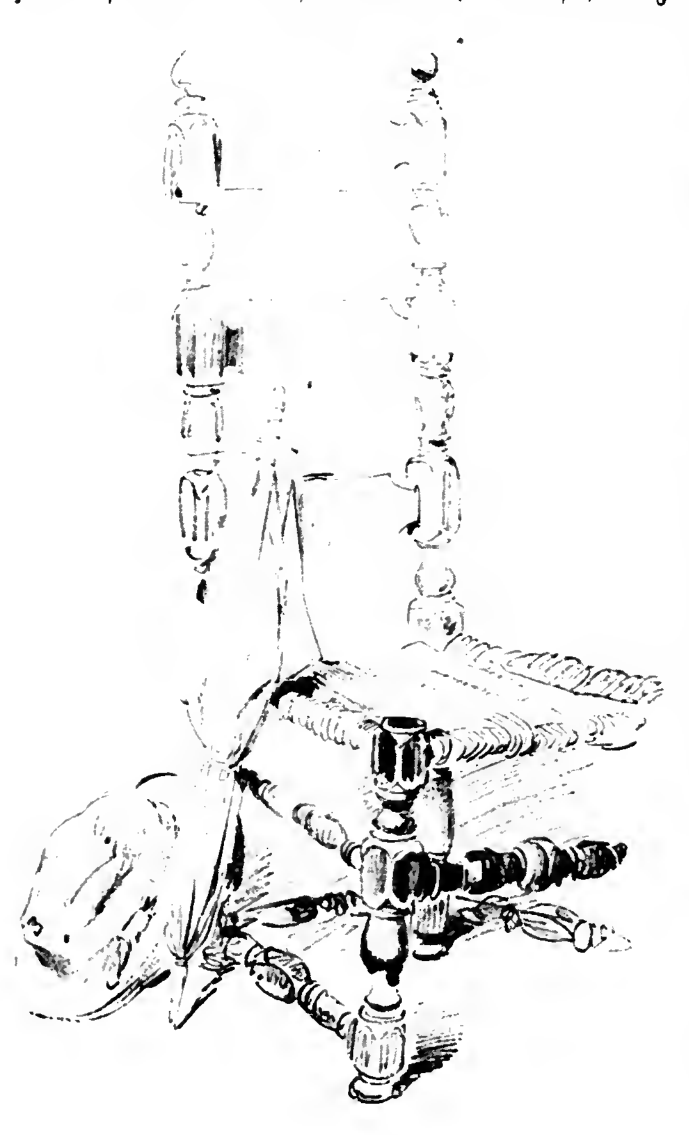
Tabaksdose, von Lorenz Gedon.

leichte, billige Sorte, die ihm gleichgültig war, wenn sie nur dampfte. Er tat das zur Unterbrechung des Zigarettenrauchens, das zu der schweren Nervenabspannung in den Achtziger Jahren auch sein Teil beigetragen hatte und deshalb seit jener Zeit von ihm eingeschränkt wurde. Er war ein so leidenschaftlicher Raucher, daß er z. B. im Familienkreise nach dem Essen, das er sehr rasch zu sich nahm, schon wieder rauchte, bevor die Tischgenossen mit Essen fertig waren. Rauchen und Biertrinken waren, wie er öfter erzählte und in „Von mir über mich" auch schreibt, zwei 1848 in der Wachtstube erkämpfte „Märzerrungenschaften, deren erste muthig bewahrt, deren zweite durch die Reaktion des Alters jetzt (1893) merklich verkümmert ist".

Die ganze Lebensweise meines Onkels war überaus einfach. Je einfacher, desto unabhängiger. Gewiß, wie er gern ein gutes Glas Wein trank, so aß er auch gern etwas Gutes, oder richtiger gesagt, etwas gut Zubereitetes, „mit Liebe" Gekochtes und Gebratenes. Wie das letztere gemeint ist, zeigt das reizende Gedicht in der „Kritik des Herzens". „Es wird mit Recht ein guter Braten Gerechnet zu den

guten Taten“ mit dem Schluß: „Wer einen guten Braten macht, hat auch ein gutes Herz.“ Denn wenn er auch zufällige Leckerbissen nicht ablehnte, so bevorzugte er doch stets die schlichte, einfache, bürgerliche Kost, wie er sie aus dem Elternhause her gewohnt war. Als ich einmal die so wundervoll blühenden, aber grobfleischigen türkischen Bohnen nicht im Garten hatte, fiel ihm das auf. Ich sagte ihm, wir möchten die andern lieber. Da machte er seinem Unwillen Luft mit den Worten: „Diese Bengels tun, als ob sie Grafen und Barone wären.“ Und wenn Kinder allerlei, ihnen oft nicht dienliche Leckereien erhielten, grollte er darüber und erzählte, wie von ihm in der Kindheit trockene Weißbrotreste als besondere Delikatesse stets mit Dank genossen worden seien.

Seine Kleidung mußte gediegen und gut, aber auch ganz einfach sein. Er trug nur Jackett-Anzüge. Einen Gehrock, geschweige denn einen Frack hat er in den letzten dreißig Jahren nicht mehr besessen, auch keinen Zylinder; den Kopf bedeckte er mit dem von den Bildern bekannten schwarzen, weichen und leichten Schlapphute. Alle Schmuckgegenstände legte er schon vor vielen Jahren ab und verschenkte sie an Verwandte, einen Brillantring, eine wundervolle silberne Uhrkette u. a. Nur eine kleine, silberne Eichstätter Büchse, eine Erinnerung an Freund Gedon und den Münchener Kreis, trug er am schwarzen, seidenen Uhrbande bis zuletzt, und ein Paar silberner Schnallen auf den schwarzen Plüschpantoffeln. In Erinnerung an den Münchener Kreis trug er auch bis zuletzt die feinen Bindeschlipse aus weißem Crêpe de Chine, von denen er auch mir gelegentlich jedes neuen Ankaufs einige schenkte.



Bis auf das Äußerlichste, die tägliche Toilette, erstreckte sich sein Hang zur Einfachheit und Unabhängigkeit. Wie innerlich, so hielt er auch äußerlich auf peinlichste Sauberkeit. Von Kopf bis zu Fuß wusch er sich täglich mit kaltem Wasser, gebrauchte dazu aber immer nur Waschschale, Schwamm und Seife, niemals eine Badeeinrichtung, wenigstens seit dreißig Jahren bestimmt nicht, — auch wenn sie ihm zur Verfügung stand. Als mein Bruder Wasserleitung bekam und sich dann schleunigst eine Badeeinrichtung anschaffte, knurrte der Onkel über „moderne Fisematenten“. Auch hier erzielte er stets mit den geringsten Mitteln die gewünschte Wirkung.

Und wie einfach waren sein Wohn- und Schlafzimmer! In Wiedensahl hatte er die Wände der kleinen niedrigen

Räume mit braun gebeiztem Tannenholz bis zu Dreiviertelhöhe täfeln lassen in ganz schlichter Ausführung. Darüber waren sie mit einfachen Holztapeten beklebt, und die Decke war weiß getüncht. Die Zimmerchen waren dadurch sehr behaglich. Die Behaglichkeit seiner Stube wurde noch erhöht durch einen mächtigen grünen Kachelofen, hinter dem sein steifer, alter Lehnstuhl stand. Ein sehr einfacher Schreibtisch, einige nette Stühle (s. S. 145) und ein kleines Bücherbört bildeten die übrige Ausstattung.



Feder und Petschaft des Onkels nach Photographien. Das Petschaft ist 1858 von ihm selbst geätzt. Den Griff, die Figur, hat ein Hütejunge auf der Pfarre in Wiedensahl geschnitzt um 1870.

An den Wänden hingen oder auf dem Gesimse der Täfelung standen einige hübsche alte Gläser und Krüge, einige Photographien und Stiche, und ein paar seiner Ölbilder, oder viele davon, wenn er grade eifrig malte. In Mechtshausen waren seine Zimmer größer, aber noch einfacher. Und doch dem Onkel nicht einfach genug. Im Frühjahr 1907 kam er dazu, als wir Tapeten aussuchten, und wurde nach seiner



Öllampe, Leuchter und Schere des Onkels.



Tasse, Glas, Messer und Feder des Onkels.

Ansicht gefragt. Er meinte: „Recht was ist's ja alles nicht. Es müßten in dem Zimmer für 100000 Mk. Gobelins hängen, könnten auch noch etwas mehr sein. Aber es wären nur Staubfänger. Am liebsten säße ich wie dein Vorgänger, der alte S., zwischen weißgetünchten Wänden", — mit dem bekannten schalkhaften Lächeln, — „da sieht man am schönsten drauf aus." Wieder ernst: „Solch ein Zimmer mit Tisch und Stuhl, ohne jeden weiteren Schmuck wäre mir gerade recht. Je mehr man in seiner Bildung fortschreitet, desto mehr ist man für das Einfache und Schlichte."

Lange hat es gedauert, bis er die alte Öllampe mit der Petroleumlampe vertauschte. Man hätte dabei so famos zeichnen können. Und immer noch rühmte er das poetisch Trauliche und malerisch Feine jener alten Beleuchtungsart.

Charakteristisch ist in dieser Beziehung auch die Feier, oder vielmehr Nichtfeier seines siebzigsten Geburtstages. Ganz Deutschland, ja weite Kreise auch jenseits der Reichsgrenzen waren darüber mehr begeistert als er selbst. Als ihm einige Tage später jemand noch gratulierte und von der allgemeinen Teilnahme sprach, meinte er lächelnd, vor vierzig Jahren hätte ihm die Sache mehr Spaß gemacht.

Am Nachmittag vor dem Geburtstage kam er unangemeldet von Ebergötzen her in Hattorf an. Am Geburtstagsmorgen gratulierten wir ihm. Die Kinder, zwei Mädel von zwölf und zehn Jahren, brachten ihm Veilchensträuße, die sie im Garten für ihn gesucht. Mittags gab's als Nachtisch eine einfache Apfeltorte, wie er sie gerne aß. Das war alles. Wein mittags, eine Bowle abends lehnte er ab und verlebte den Tag in völlig ruhigem Gleise wie jeden andern. Um 10 Uhr abends sah er vom Buche auf nach der Uhr, drehte sich eine Zigarette und meinte, jetzt sei die Gefahr ja wohl vorüber, es könne nun doch niemand mehr kommen. Ein Ständchen, das unser Männergesangverein ihm zugedacht hatte, konnte ich glücklicherweise noch rechtzeitig verhindern. Einige Glückwünsche, die aufs Geratewohl hierher geschickt waren, mußte ich gleich verbrennen. Das Telegramm des Kaisers, das mein Bruder hierher schickte, empfand er im ersten Augenblick als Störung, freute sich dann aber doch darüber und ließ sich auch bald überzeugen, daß er sich besonders bedanken müsse und diesen Fall nicht mit einem allgemeinen Danke erledigen könne. „Setze es mal auf. Das hat doch seine gewiesenen Wege, und ich habe in so was keine Übung", hieß es, „aber nicht byzantinisch!" Ich erfüllte seinen Wunsch; wir besprachen die Fassung, und er sprach dem Kaiser seinen Dank

Räume mit braun gebeiztem Tannenholz bis zu Dreiviertelhöhe täfeln lassen in ganz schlichter Ausführung. Darüber waren sie mit einfachen Holztapeten beklebt, und die Decke war weiß getüncht. Die Zimmerchen waren dadurch sehr behaglich. Die Behaglichkeit seiner Stube wurde noch erhöht durch einen mächtigen grünen Kachelofen, hinter dem sein steifer, alter Lehnstuhl stand. Ein sehr einfacher Schreibtisch, einige nette Stühle (s. S. 145) und ein kleines Bücherbört bildeten die übrige Ausstattung.





Feder und Petschaft des Onkels nach Photographien. Das Petschaft ist 1858 von ihm selbst geätzt. Den Griff, die Figur, hat ein Hütejunge auf der Pfarre in Wiedensahl geschnitzt um 1870.

An den Wänden hingen oder auf dem Gesimse der Täfelung standen einige hübsche alte Gläser und Krüge, einige Photographien und Stiche, und ein paar seiner Ölbilder, oder viele davon, wenn er grade eifrig malte. In Mechtshausen waren seine Zimmer größer, aber noch einfacher. Und doch dem Onkel nicht einfach genug. Im Frühjahr 1907 kam er dazu, als wir Tapeten aussuchten, und wurde nach seiner



Öllampe, Leuchter und Schere des Onkels.



Tasse, Glas, Messer und Feder des Onkels.

Ansicht gefragt. Er meinte: „Recht was ist's ja alles nicht. Es müßten in dem Zimmer für 100000 Mk. Gobelins hängen, könnten auch noch etwas mehr sein. Aber es wären nur Staubfänger. Am liebsten säße ich wie dein Vorgänger, der alte S., zwischen weißgetünchten Wänden", — mit dem bekannten schalkhaften Lächeln, — „da sieht man am schönsten drauf aus." Wieder ernst: „Solch ein Zimmer mit Tisch und Stuhl, ohne jeden weiteren Schmuck wäre mir gerade recht. Je mehr man in seiner Bildung fortschreitet, desto mehr ist man für das Einfache und Schlichte."

Lange hat es gedauert, bis er die alte Öllampe mit der Petroleumlampe vertauschte. Man hätte dabei so famos zeichnen können. Und immer noch rühmte er das poetisch Trauliche und malerisch Feine jener alten Beleuchtungsart.

Charakteristisch ist in dieser Beziehung auch die Feier, oder vielmehr Nichtfeier seines siebzigsten Geburtstages. Ganz Deutschland, ja weite Kreise auch jenseits der Reichsgrenzen waren darüber mehr begeistert als er selbst. Als ihm einige Tage später jemand noch gratulierte und von der allgemeinen Teilnahme sprach, meinte er lächelnd, vor vierzig Jahren hätte ihm die Sache mehr Spaß gemacht.

Am Nachmittag vor dem Geburtstage kam er unangemeldet von Ebergötzen her in Hattorf an. Am Geburtstagsmorgen gratulierten wir ihm. Die Kinder, zwei Mädel von zwölf und zehn Jahren, brachten ihm Veilchensträuße, die sie im Garten für ihn gesucht. Mittags gab's als Nachtisch eine einfache Apfeltorte, wie er sie gerne aß. Das war alles. Wein mittags, eine Bowle abends lehnte er ab und verlebte den Tag in völlig ruhigem Gleise wie jeden andern. Um 10 Uhr abends sah er vom Buche auf nach der Uhr, drehte sich eine Zigarette und meinte, jetzt sei die Gefahr ja wohl vorüber, es könne nun doch niemand mehr kommen. Ein Ständchen, das unser Männergesangverein ihm zugedacht hatte, konnte ich glücklicherweise noch rechtzeitig verhindern. Einige Glückwünsche, die aufs Geratewohl hierher geschickt waren, mußte ich gleich verbrennen. Das Telegramm des Kaisers, das mein Bruder hierher schickte, empfand er im ersten Augenblick als Störung, freute sich dann aber doch darüber und ließ sich auch bald überzeugen, daß er sich besonders bedanken müsse und diesen Fall nicht mit einem allgemeinen Danke erledigen könne. „Setze es mal auf. Das hat doch seine gewiesenen Wege, und ich habe in so was keine Übung", hieß es, „aber nicht byzantinisch!" Ich erfüllte seinen Wunsch; wir besprachen die Fassung, und er sprach dem Kaiser seinen Dank

aus mit ein paar schlichten Worten. Besonderen Spaß machte es dem Onkel, daß der alte Tagelöhner in Mechtshausen, wie mein Bruder schrieb, auf die Mitteilung, der Kaiser habe auch telegraphiert, seiner staunenden Bewunderung Luft gemacht hatte mit dem Ausrufe: „O wai, o wai!“ Darüber lachte er herzlich.

Von Braun & Schneider wurden ihm 20 000 M. als Geschenk angeboten. Doch ließ die Firma zunächst durch einen Verwandten sondieren, ob er das Geschenk annehmen oder im Groll alter Verstimmungen ablehnen würde. Ich erhielt den Brief von meinem Bruder, der Auftrag hatte, alle Sachen zu öffnen, und teilte dem Onkel die Absicht von Braun & Schneider mit. „Was soll ich mit dem vielen Gelde?!“ war seine Antwort. Und auf meine Frage wegen des alten Grolls entgegnete er mit einer abwehrenden Handbewegung: „Ach, das habe ich längst vergessen. Das liegt so weit hinter mir, als ob es nie wahr gewesen wäre.“ Ich überredete ihn dann nicht ohne Mühe, das Geschenk anzunehmen in freundlichem Sinne, wie es gemeint sei; die Summe sei ja doch immer gering im Verhältnis zu dem, was Braun & Schneider durch seine Sachen verdient hätten; und wenn er denn das „viele Geld“ nicht für sich haben wolle, dann möge er es zu milden Zwecken verwenden, es gäbe doch eine Menge Leute, die es wahrlich bittrer nötig hätten als die reichen Verlagsbuchhändler. Das leuchtete ihm schließlich ein. Aber eine neue Schwierigkeit erhob sich: Die Empfänger würden sich bei ihm bedanken, und seine Spende würde öffentlich bekannt werden. Nachdem ich ihn darüber beruhigt hatte, bestimmte er das Geld für zwei evangelische Krankenhäuser zu gleichen Teilen.

Bei seiner einfachen Lebensweise erfreute er sich, obwohl er in früheren Jahren zeitweise ein trunkfester, frischer, fröhlicher Zecher gewesen war, einer guten Gesundheit. Er ist abgesehen von einer Erkrankung in Antwerpen, dem Typhus in München und der nervösen, oben erwähnten Depression in den Achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nie krank gewesen. Sein gesunder, starker, edler Geist wohnte in einem gesunden Körper von vollendeter Mannesschönheit, die alle Bilder doch nur unvollkommen wiedergeben. Er war hoch gewachsen, 1,81 m hoch. Auffallend war sein mächtiger Charakterkopf. Stiefmütterlich behandelt war er nur mit dem Geruchsinn, worüber er sich immer freute, wenn andere durch unangenehme Gerüche belästigt wurden. Daß er Zähne gehabt, hätte er bis zum fünfzigsten Jahre gar nicht gemerkt. Dann mußte er allerdings viele nach und nach „den Mäusen schenken“ und sie ersetzen lassen, war aber ganz gelassen dabei. Brille und Kneifer hat er zum Zeichnen, Lesen und Schreiben seit 1884 gebraucht, wie es das Alter bei normaler Sehkraft mit sich bringt. Besonders schön waren seine eigentümlich glanzvollen, graubraunen Augen. Deren ernstes Sinnen und scharfes Beobachten hat Lenbachs Meisterhand ja vortrefflich auf verschiedenen Bildern dargestellt. Aber am schönsten waren sie, wenn ein schalkhaftes Lächeln sie umzuckte, oder liebevolle Freundlichkeit sie aufleuchten ließ. Unvergeßlich wird mir der Blick sein, mit dem er mich ansah beim letzten Lebewohl und Händedruck zu Mechtshausen, wenige Wochen vor seinem Tode, der ihn aus voller geistiger Frische und körperlicher Gesundheit sanft und leise abgerufen hat.

Verhaßt war dem aufrechten Niedersachsen alle Streberei, alles Buhlen um die Gunst der Mächtigen überall, verbunden mit dummstolzem Hochmut gegenüber den

andern, die keinen Einfluß haben, und gegenüber allen Untergebenen. Er hatte ein hohes Selbstgefühl. Sich ducken und Verbeugungen machen, um etwas zu erreichen, war seine Sache nicht. Wie verspottet er in „Eduard's Traum" die berühmten Künstler, die dem verachteten Schafskopf von Kritikus doch ihre ergebensten Bücklinge machen. Er hätte das nicht fertig gebracht. So ist ihm, dem berühmten Manne und großen Künstler denn auch die hohe Auszeichnung zuteil geworden, daß er ohne Orden und Titel gelebt hat und gestorben ist. Ein vorbildlicher Hinweis darauf, daß es auch im neuen Deutschland so noch geht. Und seine schwarzen Freunde in Bayern haben ihm, allerdings wohl sehr gegen ihre Absicht, einen Gefallen damit getan, daß sie ihm den Maximiliansorden nicht bewilligten. Er hätte ihn nur als eine überflüssige und lästige Störung empfunden.

Überhaupt war ihm das ganze Unwesen der Orden, Titel und Denkmäler, wie es sich mehr und mehr zu einer Gefahr für unser Volk und Vaterland ausgewachsen hat, in tiefster Seele zuwider, nicht nur vom künstlerischen, sondern auch wesentlich vom patriotischen und rein menschlichen Standpunkte aus. Er sah das Unwahre und Schwindelhafte, das meist mit solch einem „Endchen Ehr im Knopfloch" verbunden ist, wie mit hochtrabenden Titeln und der modernen Denkmalsseuche. Das alles, meinte er, diene zur Förderung des Knechts- und Bedientensinnes und damit der Reaktion, deren fatale Wirtschaft er noch in lebhafter Erinnerung hatte aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Andrerseits erzeuge es in der großen Masse auch wieder einen Haß, der dem Vaterlande doch einmal gefährlich werden könne, besonders wenn die unkluge und ungerechte Behandlung der Sozialdemokraten durch die Regierenden und die Gerichte so fortgehe, oder sich noch steigere; denn die Reaktion sei noch nicht auf ihrem Höhepunkte angelangt.

Als echter Patriot, erfüllt von Heimatliebe, aber ohne jeden Partikularismus, von Liebe zum großen Vaterlande, aber ohne eine Spur von Chauvinismus, sah er mit Besorgnis und Abscheu auf unser politisches, kirchliches und soziales Parteigetriebe, in dem so mancher Charakter verdorben werde. Die Leute machten im Dienste der Partei, so meinte er, doch oft Sachen, die sie im Privatleben als unanständig und unehrenhaft weit von sich weisen würden. Gewaltig wurmte ihn die Vorherrschaft des Zentrums und der römischen Kirche im Lande Luthers und Kants und Bismarcks, noch mehr aber, daß den letzteren die eigenen Glaubensgenossen im Kulturkampfe so schnöde im Stiche gelassen hätten; allerdings seien von denen die meisten auch mehr katholisch, als evangelisch. Es empörte ihn, daß noch immer „ein alter Italiener", der von deutschem Wesen keine Ahnung habe, sich erdreiste, uns in unsre Angelegenheiten reden zu wollen, die ihn gar nichts angingen. Er bedauerte die Kurzsichtigkeit der kaiserlichen Politik und der Parteipolitik gegenüber Rom und seinen Machinationen und begrüßte das Auftreten des Evangelischen Bundes, dessen Arbeit er durch jährliche Beiträge unterstützte. Das Zentrum hielt er für gefährlicher als die Sozialdemokratie. Ein Parteimann ist er nie gewesen.

Groß war des Onkels Abneigung gegen alles, was er „sinnloses Geräusch" nannte. Dazu gehörte Klappern mit Messer und Gabel oder mit dem Geschirr, Trommeln mit den Fingern auf der Tischplatte oder an den Fensterscheiben, Türenschlagen, stärkerer Lärm spielender Kinder u. dergl., aber auch Musik! Er war musikalisch sehr fein gebildet und hörte gern gutes Spiel. Der ihm befreundete Kapellmeister

Levi hatte ihm oft allein vorspielen müssen, wovon er manchmal mit Freuden erzählte. Er liebte vor allem Mozart. Aber auch Wagner brachte er Verständnis und eine gewisse Bewunderung entgegen. „Sah und hörte die Walküre", schreibt er am 14. November 1879, „war entzückt von dem, was ich hörte, und gelangweilt von dem, was ich sah. Ginge einer hinein, der taub wäre, dem müßte es vorkommen, wie eine peinlich in die Länge gezogene Parodie der nordischen Göttersage. Der II. Akt in „Tristan und Isolde" schien ihm „die wunderschönste Quintessenz aller liebenden Verhimmelung" zu sein. Jede ungerechte polemische Verkleinerung der Größe und Bedeutung Wagners war nicht nach seinem Sinne. Verkehrt hat er vorübergehend auch im Wagnerschen Hause, hatte aber das Gefühl, von der Frau Meisterin doch wesentlich als Staffage zur Verherrlichung des Meisters angesehen zu werden, und blieb weg.

Er spielte selbst auch Klavier, fein und ausdrucksvoll, in früheren Jahren mehrfach, letzthin nur gelegentlich und wenn er allein im Zimmer war. Ich habe nie das Lied: „Es ist bestimmt in Gottes Rat", mit so tiefem Gefühl spielen hören, wie von ihm, aber nur ein einziges Mal.

Alles, was seine Ruhe störte, konnte ihn sehr in Harnisch bringen. Das machte immer Eindruck und verfehlte seine Wirkung nicht. Zu seinen Arbeiten bedurfte er aber auch der Ruhe in hohem Maße. War er geistig tätig, dann war er so völlig bei der Sache, daß er die Außenwelt um sich her fast vergaß. Er sprach nichts als nur das Notwendigste. Er konnte dieselben Fragen gleichgültiger Art, z. B. ob der Briefträger schon dagewesen sei, in kurzen Zwischenräumen wiederholen, konnte verschiedentlich versuchen, aus seinem längst geleerten kleinen Kaffeetopfe sich einzuschenken, er behielt die halbfertige Zigarette lange in der Hand u. dergl. mehr. Das ging tage- und wochenlang so. Über das, was er arbeitete, sagte er nie ein Wort zu uns. Wir sahen das Ergebnis später in den Schaufenstern der Buchläden und kauften uns, wenn wir gerade so viel Geld hatten, des Onkels neuestes Buch. Das einzige seiner Bücher, das er mir geschenkt hat, ist „Zu guter Letzt". Als ich ihm freudig dankte, wehrte er halb unwirsch ab: „Ja, ja, schon gut. Eigentlich ist es meine Manier nicht, so meine eigenen Sachen zu kolportieren." Einmal mußte ich auch ihm selbst in Hannover eins seiner Bücher, die „Münchener Bilderbogen", kaufen. Als mein Bruder Adolf als Student ihn um ein broschiertes Exemplar von „Julchen" gebeten hatte, das zufällig in seinem Zimmer liegen geblieben war, hatte er es ihm gegeben, aber mit der Bemerkung: „Du hättest auch was Besseres zu tun, als so dummes Zeug unter die Nase zu nehmen."

Störend war es ihm, auf seine Sachen angeredet zu werden. Was er veröffentlicht hatte, war für ihn erledigt, wie wenn die Schlange sich gehäutet hat. Den Vergleich gebrauchte er selbst. Er lenkte das Gespräch meistens sofort in andere Bahnen. Nur einmal ging er in meinem Beisein kurz darauf ein. Es war 1878 in Borkum, als ein uns bekannt gewordener Herr die Meinung aussprach, die so leicht klingenden köstlichen Verse und „geflügelten Worte" seien ihm nur so zugefallen. „Aber erlauben Sie mal", — dieser Wendung bediente er sich wohl, und dann in sehr lebhaftem Tone, wenn er irgendwie chokiert war, — „die sind mit großem Fleiß erdacht und sorgsam gefeilt. Hinter einem Satze wie: „Das Gute, dieser Satz, steht fest, ist stets das Böse, was man läßt", steckt viel Überlegung und Arbeit."

Ganz besonders störend war dem Onkel aber die geschäftliche Ausnützung seiner Arbeiten im Verkehr mit seinen Verlegern. Als junger Mensch schon hatte er das Gefühl, es sei sonderbar, für Arbeiten, die ihm solchen Spaß gemacht, auch noch Geld zu nehmen. Aber die Not zwang ihn dazu: „Wovon soll der Dichter leben?" Er muß eben, wie der Bauer seine Ferkel zu Markte treibt, auch seine Werke auf den Markt bringen.

Nun hatte er später die Überzeugung, der Schriftsteller müsse mit dem Erzeugnis seines Geistes mehr verdienen als der Verleger. Gehandelt hat er nicht danach, denn er hatte absolut nichts vom Geschäftsmann, während die Verleger in erster Linie Geschäftsleute sind. Bei voller Anerkennung der Bedeutung des deutschen Buchhandels, bei aller Achtung vor bedeutenden und wackeren Männern, die es auch in diesem Stande gibt, hat er das immer unangenehm empfunden und dieser Empfindung verschiedentlich Ausdruck gegeben: „Die Verleger sind weiter nichts wie Krämer. Ob einer mit Büchern oder mit Heringen handelt, ist einerlei. Sie sind die Kapitalisten und beuten die andern aus und bauen sich Villen, haben auch die unangenehmen Eigenschaften der Ausbeuter." Es spricht aus diesen Worten das Gefühl eigener Geschäftsuntüchtigkeit, zugleich aber das andere des Unmuts, nie einem Manne begegnet zu sein, der zugleich mit der vollen Wahrung des eigenen auch das Interesse des Onkels gewahrt hätte, als wäre es sein eigenes. Allerdings war mit ihm in diesen ihm so widerwärtigen Dingen besonders schwer umzugehen. Er hat es verschiedentlich ausgesprochen, daß er mit Bassermann einen guten Kontrakt gehabt hätte, eine Gewinnbeteiligung von 45% am Brutto-Ertrag. Das Gefühl, die Geschäftslage nicht zu übersehen, und eine kleinliche Behandlung, der er nicht gewachsen war bei den Sachen, die nicht so brillant gingen, wie die meisten, war ihm immer drückend. Dazu kamen geschäftliche Pläne des Verlegers, billigere Ausgaben zu machen, Busch-Postkarten anzufertigen und dergleichen Neuerungen, die ihn belästigten. Zu einer Pein, die sich zu starker nervöser Erregung steigerte, wurde ihm aber der Zustand, als er im Jahre 1895 nach dem neuen Steuergesetze sich selbst einschätzen und dabei allerlei Anfragen der Steuerbehörde erledigen mußte. Derartige Anfragen und ihre Beantwortung waren ihm ein Greuel. Andrerseits war es ihm Ehrensache, mit peinlichster Gewissenhaftigkeit bis auf den Pfennig genau seine Angaben zu machen. Verschleierungen, wie sie sich gerade die Leute in großem Umfange als Staatsbetrüger zu Schulden kommen lassen, welche als die Vornehmen im Lande zu gelten beanspruchen, ohne es zu sein, hielt er für unehrenhaft. Eine Übergabe der Geldgeschäfte an einen Verwandten ließ sein Selbständigkeitsgefühl nicht zu. So blieb bei seiner starken Abneigung gegen diese Dinge und seiner geschäftlichen Unbeholfenheit nichts anders übrig als Lösung des Kontraktes, der doch nicht so günstig war, als es ihm selber schien, und einmalige Abfindung, wie er sie von Bassermann forderte im Jahre 1896. Der Verleger hatte meinem Onkel in den letzten Jahren durchschnittlich 10000 Mk. gezahlt. Er bot ihm nun für seine sämtlichen Rechte an dem bis dahin gemeinsamen Geschäfte 50000 Mk. zahlbar in drei Raten bis 1899. Mein Onkel nahm das Angebot ohne weiteres an. Die Sache war erledigt, und er hatte seine Ruhe wieder. Wir freuten uns, ihn nicht mehr leiden zu sehen.

Kurz darauf war er bei mir und fing von der Regelung der Sache an, die ihm

doch nie ganz nach dem Sinne gewesen ist. Nicht um des Geldes willen, das er verlor. Das schmerzte ihn gar nicht. Aber — ja weshalb? Wohl weil er das Gefühl hatte, etwas doch immerhin ganz Einfaches nicht gekonnt zu haben. Ganz erregt sagte er mir über die Steuererklärung: „Ich habe die Nächte durchgesessen und Zinseszinstabellen gerechnet, daß mir der Schweiß an den Ohren herunter-

Küster, der gern poussierte.



Kaspar Braun.

Brauns

gelaufen ist, und ich hab's doch nicht fertig gebracht. Jetzt ist's einfacher, nun ich mit dem Bassermann nichts mehr zu tun habe. Die Bank macht's und damit fertig. Ich will mit diesen Dingen nichts zu tun haben. Meine Welt ist die Welt der Phantasie, und darin will ich nicht gestört sein." Und noch bei unserm letzten Zusammensein im November 1907 sagte er mir im Gespräch über diese Dinge, von denen sehr selten geredet wurde: „Ja, ich habe die Dummheit gemacht, mich juristisch beraten zu lassen, statt kaufmännisch; aber praktisch bin ich nie gewesen."

Zu meinem lebhaften Bedauern hat der Onkel durch einen eigenhändigen Zusatz zu dem Abfindungsvertrage die Originale seiner Sachen an Bassermann geschenkt. Nötig war dies nicht. Den Grund habe ich zufällig später erfahren. Er war der Meinung, daß er dauernd haften müsse für die Herbeischaffung der Originale, wenn das behufs Herstellung neuer Druckplatten erforderlich sei. Von der leichten

Fritz Lossow, der keine Geräusche vertragen konnte. — Dernen



Ed. Ille, …s Privatsekretär. — Busch. — Krempelsetzer. — Heinrich Lossow.

Regelung dieses Punktes durch Herstellung galvanischer Platten wußte er nichts. Dieser Zwang aber war ihm peinlich. Darum weg mit den Originalen, die Bassermann stillschweigend angenommen hat, wenn auch unter der Bedingung, daß er oder seine Erben sie nur als Originale zur Herstellung neuer Klischees benutzen, sie nicht verkaufen, wohl aber an eine öffentliche Sammlung abtreten dürfen. „Du darfst dich nun aber nicht ärgern, wenn ich mit deinen Sachen viel verdiene“, hatte Bassermann gesagt nach Vollziehung des Vertrages. „Wenn ich's tue,

doch nie ganz nach dem Sinne gewesen ist. Nicht um des Geldes willen, das er verlor. Das schmerzte ihn gar nicht. Aber — ja weshalb? Wohl weil er das Gefühl hatte, etwas doch immerhin ganz Einfaches nicht gekonnt zu haben. Ganz erregt sagte er mir über die Steuererklärung: „Ich habe die Nächte durchgesessen und Zinseszinstabellen gerechnet, daß mir der Schweiß an den Ohren herunter-

Küster, der gern poussierte



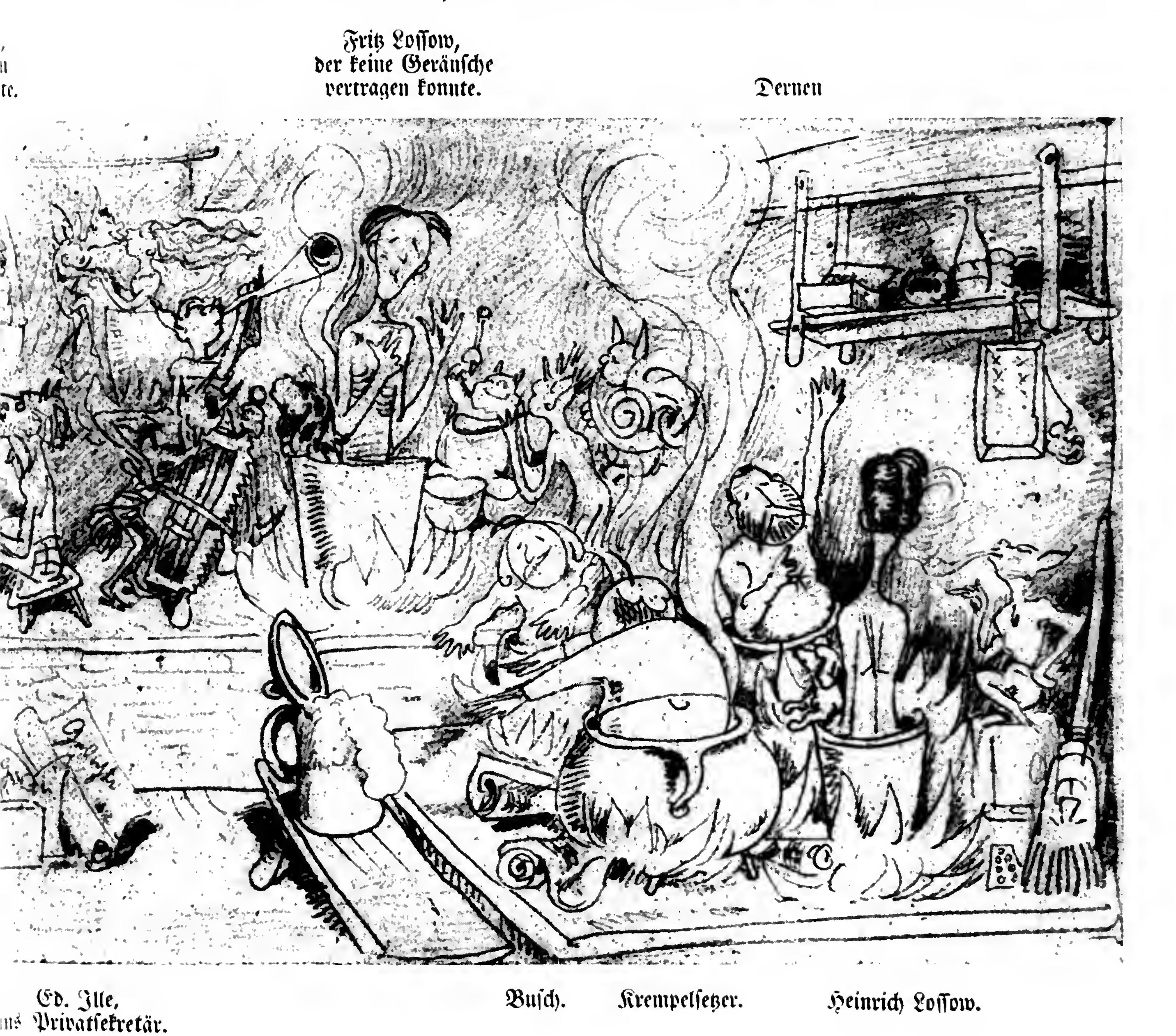
Kaspar Braun.

Brauns

gelaufen ist, und ich hab's doch nicht fertig gebracht. Jetzt ist's einfacher, nun ich mit dem Bassermann nichts mehr zu tun habe. Die Bank macht's und damit fertig. Ich will mit diesen Dingen nichts zu tun haben. Meine Welt ist die Welt der Phantasie, und darin will ich nicht gestört sein." Und noch bei unserm letzten Zusammensein im November 1907 sagte er mir im Gespräch über diese Dinge, von denen sehr selten geredet wurde: „Ja, ich habe die Dummheit gemacht, mich juristisch beraten zu lassen, statt kaufmännisch; aber praktisch bin ich nie gewesen."

Zu meinem lebhaften Bedauern hat der Onkel durch einen eigenhändigen Zusatz zu dem Abfindungsvertrage die Originale seiner Sachen an Bassermann geschenkt. Nötig war dies nicht. Den Grund habe ich zufällig später erfahren. Er war der Meinung, daß er dauernd haften müsse für die Herbeischaffung der Originale, wenn das behufs Herstellung neuer Druckplatten erforderlich sei. Von der leichten

Fritz Lossow, der keine Geräusche vertragen konnte. Dernen



Ed. Ille, Privatsekretär. Busch. Krempelsetzer. Heinrich Lossow.

Regelung dieses Punktes durch Herstellung galvanischer Platten wußte er nichts. Dieser Zwang aber war ihm peinlich. Darum weg mit den Originalen, die Bassermann stillschweigend angenommen hat, wenn auch unter der Bedingung, daß er oder seine Erben sie nur als Originale zur Herstellung neuer Klischees benutzen, sie nicht verkaufen, wohl aber an eine öffentliche Sammlung abtreten dürfen. „Du darfst dich nun aber nicht ärgern, wenn ich mit deinen Sachen viel verdiene", hatte Bassermann gesagt nach Vollziehung des Vertrages. „Wenn ich's tue,

sage ich dir's sicher nicht", war des Onkels Antwort. Wiedergesehen haben sich beide später nicht. Auf die Ausstattung der Sachen, die ihm früher in keiner Weise gleichgültig war, hatte mein Onkel nun keinen Einfluß mehr. Sonst wären das „geradezu scheußliche" Titelbild mit der Maske und die marktschreierischen Farben der Einbände der billigen Ausgaben nicht vorhanden, und auch anderes, wie die Wahl des Papiers, würde besser bestellt sein.

Charakeristisch wie die Lösung ist übrigens auch die Anknüpfung der Geschäftsverbindung mit Bassermann, mit dem mein Onkel von München her bekannt war. Mit seinem Bruder Otto und der „Frommen Helene" fuhr er nach Heidelberg i. J. 1871, um Bassermann „die Schose" anzubieten. Dieser wurde ins Hotel gerufen, mußte das Werk auf dem Zimmer der Brüder durchlesen, dann nach Hause gehen und einen Vertrag aufsetzen, den mein Onkel so, wie er aufgesetzt war, sofort unterschrieb.

Niemals hat er seit dieser Zeit für andre gegen Bezahlung etwas gearbeitet. Vor vielen Jahren war ich dabei, als ein Reisender der Liebig-Compagnie ihn um einige Bildchen zu Reklamezwecken bat und einen hohen Preis dafür bot; er lehnte es kurz ab mit der Begründung, daß er verpflichtet sei, nur bei Bassermann seine Sachen zu veröffentlichen. Und als in den letzten Jahren ein vielgelesenes Witzblatt ihn bat, gegen ein Entgelt von 200 M. monatlich und hohe Bezahlung jedes einzelnen Beitrages, den zu liefern er Lust habe, seinen Namen als Mitarbeiter zur Verfügung zu stellen, wies er das kurzerhand ebenso selbstverständlich zurück.

Mit dem Abfindungsvertrage von 1896 ist er wieder auf die Praxis seiner Anfangszeit zurückgekommen, sich seine Sachen einzeln bezahlen zu lassen. Für „Zu guter Letzt" hat er 5000 M. gefordert und erhalten. Zunächst hatte er noch weniger oder gar nichts dafür nehmen wollen. Auf die Bemerkung meines Bruders, er könne auch mehr dafür fordern, lautete die Antwort: „Das kann ich, das will ich aber nicht".

Man hat sich gewundert, daß „Hernach" nicht bei Bassermann erschienen ist. Mein Onkel hatte uns darin freie Hand gelassen, und wir haben vorgezogen, nicht in Geschäftsverbindung mit dem bisherigen Verleger seiner Sachen zu treten, obwohl dieser sich um „Hernach" dringend bewarb.

Die Markthalle für des Onkels erste Sachen war ganz von selbst die Redaktion der Fliegenden Blätter. Im Verlage von Braun & Schneider sind die ältesten Sachen alle erschienen, als die berühmteste „Max und Moritz", das in mehreren Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet ist. Mein Onkel hat 900 bis 1000 Gulden dafür bekommen. Für die früheren Beiträge zu den Fliegenden Blättern und den Münchener Bilderbogen war ihm natürlich ein Preis gesetzt, später hat er die Preise selbst bestimmt und anstandslos erhalten. Das geht aus einer Reihe von Briefen hervor, die im Besitz des Verlages sind und deren Einsicht mir freundlichst gestattet worden ist. Sie geben Zeugnis von dem freundschaftlichen Verhältnis zwischen meinem Onkel und den damaligen Leitern des Verlages. Auch die köstliche „Privathölle", die mit gütiger Erlaubnis der Besitzer Braun & Schneider hier zum Abdruck kommt (Seite 152, 153), ist ein Beweis dafür. Dieses lustige Blatt ist als Anhang zum Bilderbogen vom „Schmied und Teufel" gezeichnet. Dem Teufel wird vom Schmied der Schwanz abgekniffen. Mit dem Schmerzensschrei: „Das sag ich meiner Großmutter wieder", fährt er hinunter und klagt der alten Höllenfürstin seine Not. Und da sitzen sie in

den Kesseln, der Onkel selbst und die Freunde, und leiden Pein unerfüllter Wünsche nach Bier und Zigarren und Liebe, oder sie müssen hören, was sie nicht ausstehen können, der eine „sinnlose Geräusche", die ihn zur Verzweiflung treiben, der alte Braun schlechte Gedichte, die der Verfasser gern in den „Fliegenden" gedruckt sehen möchte. Ein derb-fröhlicher Spaß.

Im Jahre 1871 hat mein Onkel plötzlich mit Braun & Schneider gebrochen, äußerst schroff, und ebenso schroff verschiedene Versuche der Aufklärung und der Erhaltung des bisherigen guten Einvernehmens zurückgewiesen. Die Herren haben nie erfahren, was ihn zum Bruch mit ihnen bewogen hat. Es brauchte bei seinem Temperamente nur eine Kleinigkeit zu sein, keimendes Mißtrauen, vielleicht von andern gesät, oder ein aufsteigender Unwille über vermeintlich zu schlechte Bezahlung, also Ausbeutung der jungen Künstler, obwohl er zuletzt bekam, was er forderte. Bei Hallberger erhielt er übrigens nicht mehr, z. B. für den „Hans Huckebein" 500 Gulden. Und auch dies Buch ist doch sicher in vielen Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet. Jedenfalls ist beim siebzigsten Geburtstage des Onkels das frühere gute Einvernehmen wiederhergestellt worden. Am 26. April 1902 schreibt er an Herrn Schneider: ..... „Für dieses schöne Geschenk zu meinem siebzigsten Geburtstage, wie auch für den liebenswürdigen Brief sage Ihnen herzlichen Dank. Mit den besten Grüßen an Sie und die Ihrigen in alter Freundschaft Ihr Wilh. Busch".

Für meinen Onkel war es eine große Wohltat, daß er geschäftlich mit keinem Verleger mehr zu tun hatte.

In dieser starken Abneigung gegen alles Geschäftemachen liegt gewiß auch ein Grund, weshalb er seine Ölbilder nicht an die Öffentlichkeit gebracht hat. Alle Welt war darüber bei der Eröffnung der Busch-Ausstellung in München erstaunt. Der Onkel kannte den Wert seiner Bilder ganz genau. Er wußte, daß er nicht so gut malen konnte wie sein Ideal Franz Hals und die andern großen Niederländer, und bescheiden trat er gegenüber seinen unerreichbaren Vorbildern zurück.

Er hatte aber die selbstbewußte Überzeugung, daß seine Bilder sich ruhig neben den Werken der Zeitgenossen sehen lassen könnten. Sonst hätte er sie sicher nicht an Freunde und Verwandte geschenkt und nicht geduldet, daß sie irgendwo an die Wände gehängt wurden. Er verbrannte viele, er ließ viele wegpacken, er wollte sie nicht mehr sehen. Mit all seinen anderen Sachen machte er es genau so. Er besaß selbst kein Exemplar seiner Werke. Am Schaffen hatte er seine Freude, reine helle Freude. Dann war's erledigt. Nun mocht's andern Freude machen, wenn er nur nicht mehr damit behelligt wurde. So konnte er wohl sagen, wenn jemand seine Bilder in unsern Zimmern bewunderte: „Es freut mich nicht, daß die da hängen". So sagte er 1878 in München bei Lenbach, der damals noch mit seinen Schwestern auf der Etage wohnte und ein Bild des Onkels von der Wiedensahler alten Bockmühle im Zimmer hängen hatte. Ich freute mich über das Bild. Er verwies es mir mit der Bemerkung: „Ach, das ist ja nichts." Aber Lenbach fand es „sehr fein".

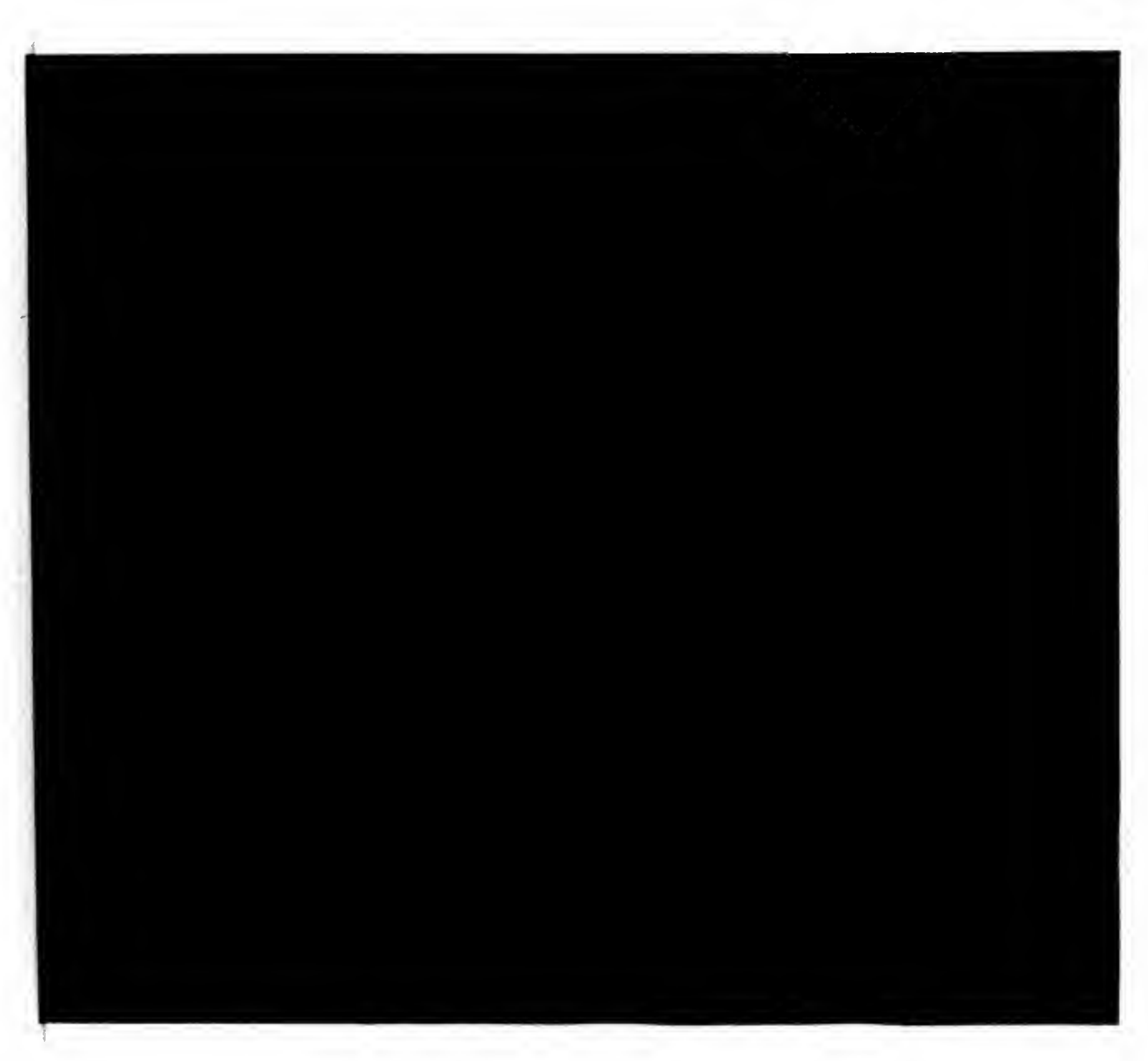
In seinem Zimmer in Wiedensahl waren ihm vor Jahren zwei Ölbilder vom Gesimse herunter und hinter die Täfelung gefallen. Zufällig im Winter 1907, als von Wandbekleidungen die Rede war, erzählte er es: „So Holzbekleidung hat ihre Mücken. Mir sind ein paar von meinen besten Skizzen dahinter gerutscht. Na, die Mäuse werden sie wohl gefressen haben; sind ja auch Kunstliebhaber." Ich fragte

noch etwas genauer nach und holte mir die Bilder sobald als möglich, eine kleine Landschaft und eine Tafel mit Krügen, Gläsern usw. Die Mäuse hatten sie glücklicherweise nicht gefressen, sondern sich mit einem Päckchen Papier Job begnügt, das zernagt neben den Bildern lag. Als der Onkel zu Besuch kam, hingen sie in meiner Stube. Ich zeigte sie ihm, sehr gespannt auf die höchst unberechenbare Wirkung, und bat ihn, sie zu signieren. Er sah sie an und sagte: „Sieh, das freut mich, daß sie wieder da sind. Da hast du noch ein paar gute erwischt. Die sind nach der Natur gemalt." Dann kratzte er mit dem Federmesser seinen Namen darauf.

Die Freude am Malen ist ihm nicht getrübt durch die Notwendigkeit, seine Bilder um des lieben Brotes willen auf den Markt bringen zu müssen, wie seine andern Sachen. Und aus freien Stücken auch noch mit Kunsthändlern in Geschäftsverbindung zu treten, entsprach seiner Neigung nicht.

Am Geldverdienen lag ihm nichts mehr, als er so viel hatte, um bei seinen geringen Ansprüchen bequem leben und für uns sorgen zu können. Nicht Reichtum galt ihm als die beste materielle Grundlage für das Lebensglück. „Das beste ist ein mäßiger Besitz und ordentliche Arbeit, wo einer sich selbst einsetzen muß. Das andere taugt nicht." Danach handelte er auch. Sein Vermögen ist stets von Verwandten und Fremden bedeutend überschätzt. Sie kannten eben seinen Charakter nicht. Ein durchaus sachverständiger, geschäftskundiger Herr meinte nach seinem Tode, so drei Millionen hätte er doch wohl hinterlassen. Als ich ihm sagte, er solle mal durch zehn dividieren, dann stimme es, war er starr vor Erstaunen. Die Differenz zwischen dem Taxat und der Wirklichkeit haben die Verleger bekommen, denen der Onkel das Verdienen so leicht gemacht hat, wie es wohl selten ein Schriftsteller tut. Er hat von seinen Verlegern sicher nicht mehr als höchstens 350 000 Mark erhalten. Die Verwaltung seines Vermögens belästigte ihn mehr als ihm lieb war. Bis 1878 hatte er es in einem einfachen Gelaß in seinem Schlafzimmer aufbewahrt, dann der Hannoverschen Bank in Hannover übergeben, wohin er zu Anfang jeden Vierteljahres fuhr zur Regelung des Geschäfts und Abholung der Summen, die er für das laufende Vierteljahr nötig zu haben meinte. Brauchte er dann einmal mehr, so war er unwillig, nun 6% Zinsen an die Bank zahlen zu müssen, ohne zu überlegen, um welch winzige Beträge es sich dabei handelte. Die Post zur Regelung dieser Angelegenheit zu benutzen, hat er sich nie entschließen können. Noch vier Tage vor seinem Tode hatte er diese Geschäftsreise nach Hannover anberaumt, an deren Ausführung er dann durch seine Erkrankung gehindert wurde.

Eine rechte Schätzung für den Wert des Geldes hatte der Onkel nicht. Im Ernst konnte er noch im hohen Alter meinen, falls er krank würde und in eine Anstalt müsse, ginge sein ganzes Vermögen dazu. Das machte ihn in den letzten Jahren etwas zurückhaltend und kleinlich im Ausgeben, und er philosophierte dann wohl im Gespräch, daß ein Geizhals immer noch besser sei als ein Verschwender. Jener hinterlasse doch etwas für die lachenden Erben. Nun, ein Geizhals ist er nie gewesen, wenn er auch die große Freigebigkeit früherer Jahre später vermissen ließ. Er hat selbst verschiedene Badereisen nach Borkum mit uns gemacht. Als ich im Frühjahr 1878 wegen eines Halsleidens der Erholung bedurfte, brachte er mich nach Südtirol, von wo wir auch auf einige Tage nach Venedig, Verona und an den Gardasee fuhren. Er hat uns Reisen an den Rhein und nach Italien machen lassen. Seit



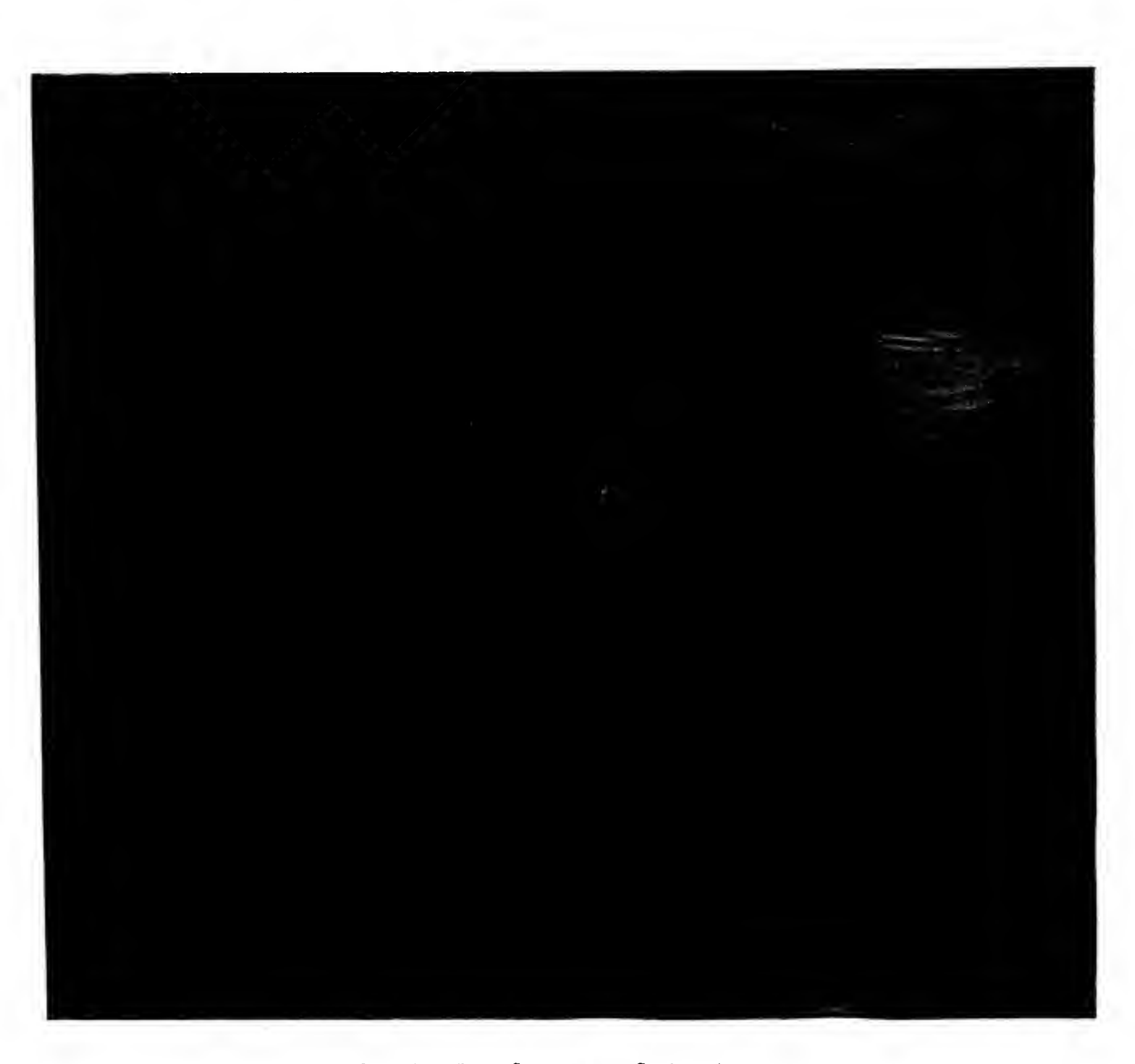
Im holländischen Dorfwirtshaus
(um 1895)

noch etwas genauer nach und holte mir die Bilder sobald als möglich, eine kleine Landschaft und eine Tafel mit Krügen, Gläsern usw. Die Mäuse hatten sie glücklicherweise nicht gefressen, sondern sich mit einem Päckchen Papier Job begnügt, das zernagt neben den Bildern lag. Als der Onkel zu Besuch kam, hingen sie in meiner Stube. Ich zeigte sie ihm, sehr gespannt auf die höchst unberechenbare Wirkung, und bat ihn, sie zu signieren. Er sah sie an und sagte: „Sieh, das freut mich, daß sie wieder da sind. Da hast du noch ein paar gute erwischt. Die sind nach der Natur gemalt." Dann kratzte er mit dem Federmesser seinen Namen darauf.

Die Freude am Malen ist ihm nicht getrübt durch die Notwendigkeit, seine Bilder um des lieben Brotes willen auf den Markt bringen zu müssen, wie seine andern Sachen. Und aus freien Stücken auch noch mit Kunsthändlern in Geschäftsverbindung zu treten, entsprach seiner Neigung nicht.

Am Geldverdienen lag ihm nichts mehr, als er so viel hatte, um bei seinen geringen Ansprüchen bequem leben und für uns sorgen zu können. Nicht Reichtum galt ihm als die beste materielle Grundlage für das Lebensglück. „Das beste ist ein mäßiger Besitz und ordentliche Arbeit, wo einer sich selbst einsetzen muß. Das andere taugt nicht." Danach handelte er auch. Sein Vermögen ist stets von Verwandten und Fremden bedeutend überschätzt. Sie kannten eben seinen Charakter nicht. Ein durchaus sachverständiger, geschäftskundiger Herr meinte nach seinem Tode, so drei Millionen hätte er doch wohl hinterlassen. Als ich ihm sagte, er solle mal durch zehn dividieren, dann stimme es, war er starr vor Erstaunen. Die Differenz zwischen dem Taxat und der Wirklichkeit haben die Verleger bekommen, denen der Onkel das Verdienen so leicht gemacht hat, wie es wohl selten ein Schriftsteller tut. Er hat von seinen Verlegern sicher nicht mehr als höchstens 350 000 Mark erhalten. Die Verwaltung seines Vermögens belästigte ihn mehr als ihm lieb war. Bis 1878 hatte er es in einem einfachen Gelaß in seinem Schlafzimmer aufbewahrt, dann der Hannoverschen Bank in Hannover übergeben, wohin er zu Anfang jeden Vierteljahres fuhr zur Regelung des Geschäfts und Abholung der Summen, die er für das laufende Vierteljahr nötig zu haben meinte. Brauchte er dann einmal mehr, so war er unwillig, nun 6% Zinsen an die Bank zahlen zu müssen, ohne zu überlegen, um welch winzige Beträge es sich dabei handelte. Die Post zur Regelung dieser Angelegenheit zu benutzen, hat er sich nie entschließen können. Noch vier Tage vor seinem Tode hatte er diese Geschäftsreise nach Hannover anberaumt, an deren Ausführung er dann durch seine Erkrankung gehindert wurde.

Eine rechte Schätzung für den Wert des Geldes hatte der Onkel nicht. Im Ernst konnte er noch im hohen Alter meinen, falls er krank würde und in eine Anstalt müsse, ginge sein ganzes Vermögen dazu. Das machte ihn in den letzten Jahren etwas zurückhaltend und kleinlich im Ausgeben, und er philosophierte dann wohl im Gespräch, daß ein Geizhals immer noch besser sei als ein Verschwender. Jener hinterlasse doch etwas für die lachenden Erben. Nun, ein Geizhals ist er nie gewesen, wenn er auch die große Freigebigkeit früherer Jahre später vermissen ließ. Er hat selbst verschiedene Badereisen nach Borkum mit uns gemacht. Als ich im Frühjahr 1878 wegen eines Halsleidens der Erholung bedurfte, brachte er mich nach Südtirol, von wo wir auch auf einige Tage nach Venedig, Verona und an den Gardasee fuhren. Er hat uns Reisen an den Rhein und nach Italien machen lassen. Seit



Im holländischen Dorfwirtshaus
(um 1895)



er selbst keine Lust mehr zu größeren Reisen hatte, und seit wir selbständig waren, gab er uns, von Notfällen und von Kleinigkeiten abgesehen, nichts mehr. Er überschätzte einmal den Wert unsres Gehalts sehr, denn er hielt einen Beamten mit seinem festen Einkommen, auch wenn es tatsächlich unzureichend war, für einen gemachten Mann. Andrerseits meinte er auch, wir hätten nun in der Sorge für Frau und Kinder unsre Lebensaufgabe und weitere Ansprüche an das Leben nicht mehr zu machen. Dabei war es ein stillschweigendes Übereinkommen zwischen ihm und uns, daß wir im Falle der Not uns auf ihn verlassen konnten; war er doch unser bester Freund!

Alles Schuldenmachen war ihm verhaßt. Aber dieses durchaus richtige Gefühl nahm doch manchmal wunderliche Formen an. Er bezahlte alles, was er kaufte, sofort; am liebsten im voraus. Paßten ihm Sachen, die er sich schicken ließ, nicht, so war er nicht zu bewegen, sie zurückzuschicken oder auch zurückschicken zu lassen. Ein Beispiel aus seinem letzten Lebensjahre. Seinen Zigarettentabak bezog er aus Metz, indem er 20 Mk. einschickte und dann die Sendung erhielt. Der Händler gab das Geschäft auf. Da war Holland in Not. Der Tabak wurde hier und dort gekauft, und aus Versehen bekam er einmal dieselbe Sorte, aber grob geschnitten für Pfeife. Wie hat er sich gequält, daraus Zigaretten zu machen, auch dann noch, als er wieder den richtigen Tabak hatte. Als ich ihm dabei zusah im Oktober 1907 und ihm scherzend meine Verwunderung darüber aussprach, sagte er: „Zuerst habe ich mich über den Tabak geärgert, hatte auch nicht gleich andern. Jetzt habe ich wieder den rechten, aber nun nehme ich's von der spaßhaften Seite. Ich weiß ja, daß ich den andern immer herkriegen kann; da geht's mir wie dem Bauern mit der Wurst. Ich hatte mir 'ne Pfeife gekauft, 'n nettes Ding, hübsch gebogen, nicht so gerade wie König Eduard seine. Aber ich konnte sie nicht vertragen, bekam Schluckup davon. Nun ist es mir ein Problem, den widerspenstigen Tabak zu Zigaretten zu verarbeiten, so 'n gewisser ärgerlicher Spaß. Hat was vom Flöhehüten; die Blätter und Stengel springen immer wieder heraus, wenn man meint, sie fest zu haben." Ich bemerkte, warum er den Tabak denn nicht zurückgeschickt hätte: „Daß ich doch so was nicht täte! Da will ich gar nicht drüber nachdenken. Das habe ich nur einmal getan mit einer verkehrten Hose, die mir mein Schneider aus Versehen geschickt hatte; die konnte ich nicht behalten, weil sie nicht paßte und auch anders aussah als das Jackett. — Jetzt wollte ich mir in Hannover ein Paar Schuhe kaufen, konnte aber die passenden nicht kriegen. Na, das Fräulein will mir welche besorgen, die ordentlich sitzen. Ich habe sie auch schon bezahlt; (lächelnd) das ging Else sehr gegen den Strich. Aber wenn sie nun nicht passen, werde ich sie doch nicht zurückschicken."

Mit diesen Schuhen kam es noch anders. Als ich im Dezember 1907 in Mechtshausen war, hörte ich, das Geschäft in Hannover hätte Pleite gemacht, und Onkel hätte die Schuhe überhaupt nicht erhalten. Ich neckte ihn mit der Bemerkung, diesmal sei er doch hineingefallen mit seinem voreiligen Bezahlen. Er antwortete: „Nein, da ist noch was dabei. Die Sache ist ganz in Ordnung. In Düsseldorf bin ich einem Schuster ein Paar Schuhe schuldig geblieben, die ich nicht sofort bezahlt hatte, weil ich seinen Namen vergessen hatte und ihn absolut nicht wieder finden konnte. Deshalb ist's mir so drollig und ist ganz recht so."

Jedes Anschreibenlassen, auch Subskribieren war ihm Schuldenmachen, wodurch

der Gläubiger einen „am Bändel" hätte und man seine Selbständigkeit verlöre. Ließ man sich Wein kommen, den man nicht mit wendender Post bezahlte, so machte man „Kneipschulden; und das sind die schlimmsten".

Gegen Leute, die ihn anpumpten, verhielt er sich meistens ablehnend. Ob es Fremde oder Verwandte waren, galt ihm gleich. „Was heißt Verwandte?! Ich habe keine Verwandte", konnte er wohl zürnend sagen bei solcher Gelegenheit. Infolge der Überschätzung seines Besitzes sind in der Beziehung oft unglaubliche Anforderungen an ihn gestellt worden. Dem Zurückgewiesenen erschien er dann leicht als „krasser Egoist, keines Opfers fähig". Und doch hat er Hunderte und Tausende hingegeben und verschenkt, wo er es für nötig und angebracht hielt. Aber durch Bitten „drängeln" ließ er sich nie.

Das tat er übrigens auch in anderer Beziehung nicht. Nur einmal ist er auf meine Bitte länger bei uns geblieben, als er gewollt und bestimmt hatte. Es war bei der Taufe unsres jüngsten Töchterchens, zu dem er Gevatter ist. Er war der einzige der Paten, der kommen konnte, und kam von Frankfurt her auf der Rückreise zu uns. Am Tage vor der Taufe wollte er fort. „Du weißt wohl, ich liebe so Gesellschaften nicht." Ich klärte ihn auf, daß es keinen Taufschmaus gebe, das liebten wir auch nicht; er müsse aber unbedingt dableiben. Da gab er nach. Und nie werde ich das Bild vergessen, wie wir an dem sonnigen Septembermittage zur Kirche durch den blühenden Garten hinübergingen, der greise Onkel mit unserm ältesten, damals zweijährigen Töchterchen an der Hand. Nachher freute er sich sehr, daß er geblieben war. — Einmal habe ich's auch erlebt, daß er aus eigenem Antriebe seine fest bestimmte Abreise verschob, als ein sehr niedliches Nichtchen, das er besonders gern hatte, sich zu Besuch anmeldete. Sonst war er darin von pedantischer Pünktlichkeit.

Sehr ungern zeichnete und dichtete er etwas auf Bitten anderer und tat es, von Jugend an schon, fast nie. Auf die Bitte, unsre Kinder doch mal zu zeichnen, erhielt ich die Antwort: „Die kannst du viel besser photographieren." Auf die wiederholte Bitte meiner Frau, doch etwas in unser Fremdenbuch zu schreiben, antwortete er, das könnten die andern viel besser, und wurde nicht mehr gebeten. Wie froh erstaunt waren wir daher, als wir eines Tages auf der letzten Seite des Buches von ihm die in „Schein und Sein" bereits veröffentlichten Worte eingeschrieben fanden:

„Haß, als minus und vergebens
Wird vom Leben abgeschrieben.
Positiv im Buch des Lebens
Steht verzeichnet nur das Lieben.
Ob ein Minus oder Plus
Uns verblieben, zeigt der Schluß."

Was unser Onkel uns gewesen, „in Liebe treu bewährt", wird ihm ohne Abzug eingetragen auf der Haben-Seite seines Lebensbuches. Aber hier steht unendlich viel mehr. Hier steht die treue Freundschaft, die ihn mit Geschwistern und anderen aus dem Kreise der Verwandten verband, hier die Freundschaft mit seinem Jugendfreunde Bachmann, mit der Familie Keßler in Frankfurt, mit den Münchener

Freunden Gedon, Lenbach, Kaulbach, Hanfstaengl u. a., mit allen, die ihm Verständnis und Liebe entgegenbrachten, und denen er dann wiederum ein aufrichtiger, zuverlässiger Freund war, herzlich teilnehmend an allem, was sie bewegte in Lust und Leid. Auf dieser Seite wird aber auch die tausendfache Freude gebucht, die er so vielen Menschen, groß und klein, jung und alt, bereitet hat und noch bereiten wird mit der Gottesgabe seines Humors, hier, als das letzte aber nicht geringste, der gute Dienst, den er Menschen leistet, die etwas Ähnliches suchen wie er und in ähnlichen Richtungen begriffen sind in den höchsten Fragen des Lebens.

Und mag Mancher zu dem, was er sich selbst als Schuld auf der Soll-Seite angerechnet hat im Leben, noch etwas hinzuzusetzen versuchen, es bleibt ihm doch ein gewaltiges Plus von Liebe. H. N.



Bei Wiedensahl (Federzeichnung).

„Spricker“

Von Wilhelm Busch.

III.

Ist Leidenschaft das Wesen der Welt, so werden Schläge wohl mehr wirken als Worte.

Wer kann behaupten, daß die Naturgesetze ewig sind? Wir kennen nur das eine Ende davon.

Glück, Freiheit sind Negationen der Wirklichkeit.

Mitunter sitzt die ganze Seele
In eines Zahnes dunkler Höhle.

Scheint die Welt so groß, weil der Kopf so klein?

Auch das kleinste Ding hat seine Wurzel in der Unendlichkeit, ist also nicht völlig zu ergründen.

Zahlen sind die Naturkräfte, belauscht in ihren Gewohnheiten.

An den alten Bäumen hämmert der Specht am meisten.

Die Frage ist oft eine Mutter der Lüge.

Der philosophische Ballon steigt nicht über die irdische Atmosphäre.

Der Philosoph wie der Hausbesitzer hat immer Reparaturen.

Ich nahm die Wahrheit mal aufs Korn
Und auch die Lügenfinten.
Die Lüge machte sich gut von vorn,
Die Wahrheit mehr von hinten.

Alle Worte scharwenzeln um die Wahrheit herum; sie ist keusch.

Beschluß einer Synode: Die Erde steht still! Die Heuschrecken haben (nach III. Buch. Mose) 4 Beine. — Bemerkung dazu: Pred. Salom., 10. Kap., V. 5.6. Es ist ein Unglück, das ich sehe unter der Sonne, nämlich Unverstand, daß ein Narr sitzet in großer Würde.

Giebt es eine Erbstrafe, so giebt es doch auch wohl Erbsünde.

Wenigstens Selbstironie sollte der Sünder haben, also Jedermann.

Die menschliche Sprache ist das „dunkle Wort“, wo Paulus von redet; das Gehirn der „dunkle Spiegel“.

Das Gebiet des Glaubens: Sobald Einer auf eigenem Lande ist, kann ihm der Wehrwolf nichts thun.

Wer sich aufs Gebiet des Verstandes begiebt, muß sich den Gesetzen des Landes fügen.

Wer in Glaubenssachen den Verstand befragt, kriegt unchristliche Antworten.

Glaube beruht auf Ursachen, nicht auf Gründen.

Glaubenssachen sind Liebessachen. Es giebt keine Gründe dafür oder dagegen.

„Mit Gewalt ins Himmelreich“: durch Wollen, nicht durch Grübeln.

Auszüge aus Briefen von Wilhelm Busch, seine Welt- und Lebens-Anschauung betreffend.

An Braun-München: Wiedensahl, 5. Febr. 65. Mein lieber Herr Braun! Wie sehr würde es mich freuen, einmal wieder von Ihnen zu hören!.... Zu einer weiten Reise konnte ich mich in dieser kalten Jahreszeit nicht entschließen und bin auch dazu nicht eingerichtet; sonst hätte ich wohl schon zu Weihnachten mein Bündel geschnürt, um Ihnen persönlich zu sagen, wie sehr ich wünsche, nun bald wieder recht fleißig für Sie zu arbeiten.

Abgesondert von allem Verkehr und eingeschneit bis über die Ohren, beschleicht Einen das Gefühl der gänzlichen Einsamkeit, und der Wunsch wird rege, diejenigen Bekanntschaften sich zu erhalten, welche durch die Jahre erprobt sind; das sind halt doch die besten! Mit freundlichem Gruß Ihr W. Busch.

Wiedensahl, 26. Febr. 65. Meinen besten Dank für Ihren freundlichen Brief, den ich gerade erhielt, als ich eben mein kleines Paket an Sie abgeschickt hatte. Ich habe mit Freuden gesehen, daß Sie mir Ihr früheres Wohlwollen und sich selber einen vortrefflichen Humor bewahrt haben. Da stehn Sie mir nun recht lebhaft vor Augen als ehrsam-heitrer Landmann, der, an der Spitze eines muntern Chors von Schnittern auf dem Felde mit der Erndte beschäftigt, einen vorüberschlendernden Strolchen betrachtet, der ich selber bin. Geben die Götter, daß Ihr freundlich-prophetischer Blick in die Zukunft sich bewahrheiten und dieser unruhvolle Dornen- und Wanderstab endlich abgelegt und ein stilles Eckchen finden möge!

Was passirt mir nun aber Merkwürdiges, daß ich es Ihnen mittheilen könnte? — Das Interessanteste, das ich hier sehe, ist der neunjährige Sohn meines Nachbars, der grad unter meinem Fenster den Tummelplatz seiner jugendlichen Spiele hat. Dieser junge Mensch macht sich in dem engen Kreise seiner Wirksamkeit das Leben so angenehm wie möglich. Ißt er sein Morgenbutterbrod, so versäumt er sicher nicht, einem hungrigen Hunde jeden Bissen erst vor die Nase zu halten, ehe er ihn selber in's Maul schiebt; wodurch er sich, nebst der Annehmlichkeit, die der Genuß eines Butterbrods schon an sich zu gewähren pflegt, auch noch das Vergnügen verschafft, einen Andern das entbehren zu sehn, was er selber genießt. — Sobald die Mistpfütze bis oben mit Jauche gefüllt ist, zieht er seine eigenen Stiefel aus

und seines Vaters Stiefel an, um darin herumzupatschen. — Muß er sich schneutzen, so schmiert er den Schleim ohne Frage auf den Thürdrücker oder an den Pflugstiel, denn dadurch verschafft er sich erstens Luft, und zweitens die Genugthuung zu sehen, wie ein Andrer hineintappt. — Gackelt irgendwo ein Huhn, gleich schleicht er hinterher, nimmt das warme, kaum zur Welt gebrachte Ei sofort in Empfang und vertauscht es im Laden des Krämers gegen die Süßigkeit des Candiszuckers. — Ja, sogar aus dem Bedürfnisse des Schiffens weiß sich dieser erfinderische Kopf eine Quelle des Vergnügens zu schaffen. Indem er nämlich den Schlauch vorne zusammenkneift, treibt er so den Strahl mit Heftigkeit bald steil in die Luft, bald in Parabeln und Hyperbeln und allen Curven der höheren Geometrie auf den Schnee oder in die Astlöcher der Balken und Bretter, und wehe der unglücklichen Spinne, die, durch den nahenden Frühling hervorgelockt, in irgend einer Spalte sich blicken läßt: Rückzug, schleunige Flucht, oder der bitterste Tod: das ist die Alternative.

Bei dem letzthinnigen (pardon für das Scheusal von Wort!), bei dem zuletzt gehabten starken Frostwetter flog auch ein kleiner Zaunkönig in mein Schlafzimmer. Ich nahm das kleine Thierchen in meine Stube, und hier hüpfte und schlüpfte er nun emsig überall herum; in Kisten, Kasten, Schubladen, Tabakskasten, Holzschuhe (o schöne Ordnung!), und bald waren alle alten Fliegenmumien radical aufgezehrt. Jetzt setzte ich ihm gekochte Kartoffeln vor, vergebens; jetzt Grütze, nicht rühr an; jetzt einen Talgstummel, ohne Erfolg; jetzt Mehlwürmer, das war getroffen! Aber war es nun der Verlust der Freiheit, oder die Stubenluft oder der Tabaksqualm — kurz — noch am selbigen Abend blusterte er die Federn auf, machte die Augen zu, wackelte vor- und rückwärts, kroch in die Nähe des Ofens und verschied. Dieser Trauerfall rührte meinen kleinen Neffen, einen Knaben von vier Jahren zu bitteren Thränen.

Und dies, mein lieber Herr Braun, wären die wichtigsten meiner gegenwärtigen Erlebnisse.

Wiedensahl, d. 1. Febr. 67. Schon längst würde ich Ihnen pflichtschuldigst die Stöcke zurückgeschickt und einige Zeilen geschrieben haben, wäre nicht in den langen, einsamen Winterabenden das Projekt einer kleinen Fest- und Freudenexcursion in mir aufgestiegen, welches ich denn im Verlaufe der drei Anfangswochen des neuen Jahres auch wirklich zu meiner vollen Zufriedenheit ausgeführt habe. Mein guter Onkel und Bienenfreund, der Pastor Kleine in Lüethorst, und mein Bruder in der einstmaligen Welfenstadt Wolfenbüttel waren die Gegenstände und Ziele meiner freundschaftlichen Sehnsucht, denen ich durch Sturm und Schneegestöber, theils in Grog durchwärmten Eisenbahnwaggons, theils in der bummelnden Postkutsche entgegeneilte. Nachdem ich die sanften Freuden im traulichen Familienkreise des Pfarrhauses in behaglicher Zurückgezogenheit und mit christlicher Ruhe genossen, schlängelte ich mich auf den Schienenwegen des Dampfes in einer schneedurchwobenen Winternacht meiner zweiten Station entgegen; wo mich einige tiefer eingreifende Vergnügungen erwarteten: Es war die Zeit der Schlachtefeste und guten, bürgerlichen Frühstücke. Doch auch der Abend hatte seine Licht- und Lustpunkte. An einem solchen Abende war es, wo ich mich Ihrer, Herr Braun, gar freundlich erinnern mußte.

Der Punsch war gut, die Stunden entschwanden, und lebhaft stand vor meiner Seele ein schönes Wort, das Sie einmal vor Zeiten zu mir gesprochen hatten: „Die individuelle Revolution ist zuweilen eine Sache der Nothwendigkeit.“ Ausgerüstet mit diesem guten Wahlspruche stürzte ich mich denn auch muthig und unverdrossen in den Kampf, um später die Wahrheit jener Worte einmal auf's Neue an mir bestätigt zu finden.

Die beifolgenden zwölf Stöcke zum Rendez-vous bitte ich mir mit 80 fl. gut zu schreiben. — Denken Sie doch gelegentlich einmal an den „kleinen Teufel und der Schmied“. — Bald hoffe ich Ihnen auch wieder etwas Neues zuschicken zu können. Mit herzlichem Gruß und aufrichtiger Freundschaft stets der Ihrige

W. Busch.

An Frau Anderson. Aus verschiedenen Briefen im Jahre 1875.

Ihre Mittheilungen aus dem Confucius habe ich mit großem Interesse gelesen. — Er dringt auf Tugend und Freiheit; er will, daß der Klügste und Beste auch zugleich der Mächtigste sei. Es hat allerdings etwas Drückendes, wenn man sieht, wie uralt dieser Gedanke und wie weit wir trotzdem noch entfernt sind von der guten und klugen Majorität, welche durchaus notwendig ist, um jenes Ideal zur Wirklichkeit zu machen. Andrerseits ist es ein Trost, daß das Streben dahin ganz unverwüstlich scheint.

Sie lieben Ihre Freunde und verzeihen Ihren Feinden. Ach, du lieber Himmel! Wenns mir doch auch so ginge! Aber mich, mich abscheulich verhärteten Sünder hat noch immer das alte Testament beim Frack; ob's regnet oder schneit oder die Sonne aus allen Löchern scheint; es bleibt dabei: So Dich Jemand auf den linken Backen schlägt, so reiße ihm das rechte Auge aus und wirf es von Dir.

Man sagt wohl so hin: Sei nur ein Mensch und Du bist gut! Oh lügenhafter Dünkel! Bei den besten Menschen, die mir begegnet, habe ich noch immer die Reißzähne von den Schneidezähnen ganz deutlich unterscheiden können. Aber ich hoffe! Ich bin Pessimist für die Gegenwart, aber Optimist für die Zukunft. Die Zucht und Züchtung im Verlauf einiger Milliarden von Jahren wird hoffentlich die Organe der Erkenntnis auf Kosten der Organe des Begehrens zu immer höherer Entwicklung bringen, bis endlich und zuletzt, aus freier Wahl, das Gegentheil von Etwas herauskommt. —

Doch weg mit dem Geklimper! Das schärfste Wort dringt solchen Dingen höchstens bis auf's Hemd.

Sie haben den guten Willen, die Welt zu erlösen? — Erst lösen Sie mir mal den Widerspruch, der in den zwei Worten „guter Wille“ sich findet — Keine hölzerne Gurke, kein bleierner Häring kann mich vom Katzenjammer erlösen.

Den Katzenjammer, diesen alten Bekannten, hab ich seit zehn Jahren nicht wiedergesehen. Der Katzenjammer, den ich neulich erwähnt, war natürlich allegorisch gemeint. Seine Heilung ist das große Mysterium. Der „gute Wille“ ist das Sujet der Geschichte.

Gewißheit giebt allein die Mathematik. Aber leider streift sie nur den Oberrock der Dinge. Wer je ein gründliches Erstaunen über die Welt empfunden, will mehr. Er philosophiert — und was er auch sagen mag — er glaubt. In meinem elften Jahr verblüffte mich der Widerspruch zwischen der Allwissenheit Gottes und dem freien Willen der Menschen; mit 15 Jahren zweifelte ich am ganzen Katechismus. Seit ich Kant in die Hände kriegte, scheint mir die Idealität von Zeit und Raum ein unwiderstehliches Axiom. Ich sehe die Glieder der Kette in Eins: Kinder, Eltern, Völker, Thiere, Pflanzen und Steine. Sind Berge, Wellen, Lüfte nicht ein Stück von mir? ꝛc. Drum gefällt mir Byron so sehr. — Wie könnte uns auch das Zeug nur so bedeutungsvoll erscheinen, wenn alles nicht aus einer Wurzel wüchse? Die ist, was Schopenhauer den Willen nennt: der allgegenwärtige Drang zum Leben; überall derselbe, der einzige; im Himmel und auf Erden; in Felsen, Wasser, Sternen, Schweinen, wie in unsrer Brust. Er schafft und fällt und drängt, was ist. Im Oberstübchen sitzt der Intellekt und schaut dem Treiben zu. Er sagt zum Willen: „Alter! laß sein! Es giebt Verdruß!" Aber er hört nicht. Enttäuschung; kurze Lust und lange Sorge; Alter, Krankheit, Tod, sie machen ihn nicht mürbe; er macht so fort. Und treibt er ihn auch tausendmal aus seiner Haut, er findet eine neue, die's büßen muß. — Und dieser Wille, das bin ich. Ich bin mein Vater, meine Mutter, ich bin Sie und Alles. Darum giebt es Mitleid, darum giebt's Gerechtigkeit. Natur und Lehre sind verschieden. Natur ist stärker als die Lehre — sagen Sie. Natürlich und gewiß! Der Wille ist der Starke, Böse, Wirkungsvolle, Erste; der Intellekt ist Nr. 2. Nichtwollen, Ruhe wär' das Beste. — Wie soll das kommen? — Da steckt's Mysterium.

Den Intellekt darf man nicht als etwas Apartes, Losgetrenntes ansehen, sondern als ein Produkt des Willens, dem es in seiner Dunkelheit unheimlich geworden. Der Intellekt ist ein Organ. Er bringt die Motive in Wechselwirkung; er schließt; aber der Wille beschließt..... Der Intellekt ist sterblich; der Wille lebt, so lang er will. — Der Gedanke an den Tod scheint mir deshalb meistens so verdrießlich, weil er Einem die Laterne auspustet und Einen in eine neue Haut steckt, von der man nicht weiß, ob sie besser ist als die, welche man ausgezogen. Der Glaube an Seelenwanderung kommt mir wirklich recht verständig vor und höchst erbaulich dazu."

Unser Dasein besteht aus Wollen. Wollen ist Wünschen. Wünschen setzt Mangel voraus. Mangel ist Schmerz. Wir leiden Schmerzen, weil wir so sind. Wir sind so, weil unsre Erzeuger so waren, und so zurück und immer zurück. Kinder, Eltern, Geschlechter, Familie, Volk, Menschheit sind intellektuelle Teilungen eines Ganzen; d. h. unser Intellekt sieht Alles durch das Medium von Raum und Zeit. In Wahrheit ist e i n Wille, e i n e Schuld, e i n Leiden. Ein Stück davon sitzt auch in meiner Brust. So nahe wie möglich. — Glaub ich an die alte, gute, ehrliche, biedermännische Lehre von der Seelenwanderung? So ganz doch nicht! Aber ich fühle, daß Wahrheit dahinter steckt, wie hinter andern Religionen und Mythologien. Ich sehe die „Wahrheit im Gewand der Dichtung".

Diese Welt, unser Werk, ist ohne Frage mangelhaft; sie besteht durch und durch aus einem unersättlichen Begehren, aus lauter Wünschen, welche niemals vollkommen

befriedigt werden können. Der Zustand vor jedem Dasein war besser, war unsre Heimat. Je nachdem die Ahnung davon einen Menschen mehr oder weniger durchdämmert, wird er seinem Wollen, welches ihn in die Fremde treibt, die Entsagung, die Umkehr entgegensetzen; hoffentlich wird dieser leise Zug nach Billionen von Jahren alles heimführen; vielleicht wird es mit einem Ruck geschehen. Dem Singen und Sagen vom goldenen Zeitalter, dem Glauben des Chiliasten, dem Streben der Internationalen — all diesen Träumen liegt jenes dunkle Heimweh zum Grunde. — Träume. Ja! — Denn der wird sich eklig täuschen, welcher Frieden und Ruhe in dieser Welt erhofft.

An Gedon. 3. Aug. 1877. Mit Anfang September gedenke ich Dich, mein Lieber, mal wieder in München zu sehen; und hoffentlich gelingt es mir dann, eine Art von Arbeitshöhle zu finden, um drinnen, wie mir's beliebt, bei leidlicher Beschäftigung einer ungestörten Einsamkeit fröhnen zu können. — Februar 1878. Einen Monat noch und die Welt wird wieder heller und wärmer; und dann schau' ich auch mal wieder 'naus; und dann wollen wir mal wieder kegeln, trinken, dischkurieren und sonst zusammenhocken — aber natürlich Alles in den Schranken der Tugend und Sittsamkeit. Also, lieber Freund, meine besten Grüße an Groß und Klein im Haus und die Freunde drum herum.

An Frau Gedon. 7. Januar 1884. Es ist mir eine Genugthuung, daß gerade Sie die Zeilen, die ich auf unsern lieben Lorenz geschrieben (vgl. S. 37) so wohlwollend aufgenommen haben. Gar oft in letzter Zeit, wo ich seine grausame Lage Tag und Nacht in Gedanken trug, hatte ich vor, Ihnen einige Worte der Teilnahme zu schreiben. Aber wie klein und gleichgültig erscheinen doch so ein paar armselige Menschenworte dem gegenüber, den Wachen verstört und furchtbares Leid umfangen hält. Da muß Trost wo anders herkommen.

An F. A. v. Kaulbach. 29. Oktober 1881. Ja, lieber Fritz, man wird mit dem Alter nicht leichter und die Wege werden nicht kürzer. Die Jahre vor den Vierzigen tragen uns, aber die hernach hocken auf in die Kiepe und wir müssen sie schleppen. Also laß mich hier nur noch so hin schwelen und schmurgeln; ich schnitzle an einem kleinen Buch herum.

Unser Herbst fährt uns derweil so recht mit dem naßkalten Lappen über den Buckel. Die Waldwege sind schmierig, doch besuch' ich hin und wieder unsern Eumäus bei seiner Heerde unter den Eichen.

Schönsten Dank für Deinen lieben Brief! und lieber Mensch, mach's recht bald wieder so und sei mir mit Deiner Frau recht herzlich gegrüßt, und denkt zuweilen mitsammen an Euren alten getreuen Murkepott Wilh. Busch.

20. Januar 1882. Über Deinen lustigen Brief hab' ich recht geschmunzelt; konnt's auch schon seit einigen Tagen. Kurzum, es geht wieder gut. — War auch zu scheußlich,

den Kopf alleweil voll Watte zu haben, daß kein lustiger Floh drin hupfen kunnt. — Jetzt heißt's kritze kratze und an die sogenannte Arbeit, daß nachgeholt wird, was seither verpaßt wurde. — Sonst käm ich wohl gleich und machte Dir das bekannte dreifache Pläsir.

Es ist halt schön
Wenn wir die Freunde kommen sehn. —
Schön ist es ferner, wenn sie bleiben
Und sich mit uns die Zeit vertreiben. —
Doch wenn sie schließlich wieder gehn,
Ist's auch recht schön.

Die Freuden Nr. 1 und 3 sollen aber, wie boshafte Leute behaupten, die eigentlich sicheren sein. —

14. Aug. 1883. Dich, Du Lieber, seh ich im Thatendrang vor dem Malgestell; natürlich aber auch im Abendschummer an der Waldesecke — fast hätte ich entrüstet Leider! gesagt, wenn mir nicht eben beifiele, daß ich kürzlich einen Rehbock, der von meinem leibhaftigen Bruder ermordet wurde, mit lasterhaftem Pläsir hätte verputzen helfen.

Von unserm lieben Gedon berichtet man mir das Schlimmste. Ich glaubte nur nicht dran; ich dachte die Ärzte müßten sich täuschen; er schien mir so unverwüstlich. Jetzt hab ich den gräßlichen Gedanken bei Tag und Nacht. Da siehst ihn gewiß oft; oder weißt des Genaueren. Bitte, schreib mir doch mal darüber.

24. Dec. 1883. Sei bedunkt für Deinen Brief, obwohl Du mir nur so Trauriges berichten konntest.

Sonderbare Menschheit! Ja sehr! — Daß dem Einen nicht erlaubt ist, die Schmerzen des Andern durch den Tod zu verkürzen, wie man's dem Thier zu tun kein Bedenken trägt, scheint mir doch nicht so verwunderlich. Der Gesetzgeber mußte die niederträchtige subjektive Willkür zu verhindern suchen; und wollte der Staat in solchem Falle selbst eintreten, so würde die wissenschaftliche Lebensverkürzungscommission vermuthlich vor dem Wer weiß? zurückschrecken. Ferner! Thier und Mensch sind dem Grade nach himmelweit verschieden. So ein Menschenschädel hat seine aparten Winkel. Nicht einmal zu der zweifelhaften Freiheit des gewöhnlichen Selbstmörders, der meint, daß er ewig weg ist, wenn er's Licht ausputzt, vermag sich unser Bruder Schlängel- oder Krabbel- oder Plätscher- oder Flattermann emporzuschwingen; ganz abgesehen von demjenigen, welcher untertaucht in der Hoffnung, an einer günstigeren Stelle wieder aufzutauchen, wobei er dann die Rechnung ohne den Wirth macht, indem kein altes Übel so groß ist, daß es nicht von einem neuen übertroffen werden könnte. Zu dem Gedanken aber, das Dasein überhaupt sei Irrthum oder Schuld, hat sich selbst der Intellekt des Menschen erst mühsam hindurchgearbeitet. Den Irrthum hebt die Erkenntnis auf, die Schuld wird getilgt durch freiwillig auferlegte Bußen. Das erstere versucht der große Weise in Indien mit der Versenkung in die vier heiligen Wahrheiten, das andere war von jeher die Aufgabe des Asketen. Beiden wäre der voreilige Schnitt durch

den Lebensfaden eine empörend zwecklose That. Eine Sekunde noch kann für ihr Heil entscheidend sein. — Ich schweige von der höchsten Auffassung. Der Christ betet bekanntlich um Abwendung eines plötzlichen Todes."

4. Nov. 84. Habe Dank, liebster Fritze, für Deinen hübschen Zettel aus der Almhütte, von wo Du nun vielleicht schon wieder „befriedigt" heruntergestiegen bist. Übrigens bin ich nicht so, daß ich den Kopf schüttle über andrer Leute Passionen; hab' genug zu schütteln über meine eigenen. Und was das Bedauern anbetrifft, so pflegt man ja den Mitmenschen wegen seiner Laster weniger zu bedauern als zu beneiden. Ich mache keine Ausnahme von dieser allgemein menschlichen Niederträchtigkeit, derentwegen ich mich selber zu bedauern habe. Eine Folge dieser Herzensschlechtigkeit ist natürlich die Freude an den Widerwärtigkeiten, welche demjenigen mitunter zu begegnen pflegen, der auf dem Pfade des Lasters wandelt. Wenn Du mir also einige recht unangenehme Jagd-Strapazen oder gar Enttäuschungen mitteilen könntest und wolltest, so würde mir das sehr erquickend sein. Aber ich fürchte, Du gönnst mir das Vergnügen nicht, sondern verschweigst die Verdrüsse und überstrahlst mich dagegen mit Deiner ungetrübtesten Herrlichkeit. — Nachdem wir allhier zu guter Letzt noch einige wundersam goldne Tage und silberne Nächte gehabt, sind wir nunmehro ringsum von Nebel umdünstet. Die löblichen Bäume, denen jüngst im Reife die Finger verklamten, lassen gedankenlos ihre Fächer fallen. Leb wohl! Dein Wilh. Busch.

28. Febr. 84. Es wäre hübsch von Dir, wenn Du mich „Dansigl" im Hinterwald demnächst mal wieder brieflich-gespensterhaft umsäuseln würdest. So ein Schriftstück ist ja allerdings nur wie ein Lüftchen aus der Gegend, wo der Liebste wohnt, oder wie's im Liede heißt: „Kommt ein Vöglein geflogen"; allein man spürt doch Was und freut sich halt. — Wo seid Ihr denn, was treibt Ihr denn, was malst Du denn?... Hoffentlich umspielen Dich samt Frauchen auch schon längst die anmuthigen, frühentwickelten Wunderkinder des heurigen Frühlings. Seit Neujahr pfeifen die Staare. In allen sonnigen Winkeln blüht's. Die Knospen zwängen sich rücksichtslos durch die harte Rinde der Bäume und Gesträuche. Muß man sich nicht darüber ergötzen? Sind's nicht Anverwandte? Darf der Gebildete nicht mehr unbefangen über's Wetter reden? Machen nicht Wind, Nebel, Schnee, Regen und Sonnenschein, so gut wie Lieb' und Haß, und Kunstgenüsse und Kunstverdrüsse, die Witterung unter der Haut eines gefühlvollen Menschenkindes.

An Frau Kaulbach. 25. April 1884. Wie lange ist's her, seit ich den hübschen Doppelbrief erhielt...? Sechs Wochen? 'n Datum steht nicht drauf; nur „Sonntag-Nachmittag"; als ob sonst gar keine Maschine erfunden wäre, womit der gewissenhafte Mensch die Zeit zerhackt. Ja, schnell geht's hin. Wie kurze und lange Aale glitschen Einem die Stunden und Tage durch die Hand; mit listiger Geschicklichkeit besonders die, welche man bei angenehmen Leuten verlebt. Ich weiß schon, Wen ich meine. — Und dann biegt dieser närrische Kerl auf den Seitenweg; weg von der fröhlichen Partie; flegelt sich ins Haidekraut und vertieft sich in alte,

ernsthafte Schmöcker. Mittlerweile nimmt das lustige Picknick ohne ihn seinen ungestörten Fortgang; er hört das Lachen von fern; er sieht mal nach; die Butterbröde sind alle."

An Frau H.... — München, 28. Oct. 78. So recht eingewöhnt bin ich hier noch nicht und werd es auch wohl nie. Mit der ländlichen Einsamkeit zu lange vertraut, kommt es mir nun so vor, als wär ich auf einmal zwischen die Buden eines recht unruhigen Jahrmarktes gekommen. Die Bekannten hab ich so ziemlich alle besucht und „durchgegessen" und bin nie vor Mitternacht zu Bett gekommen. Mein Trost ist mein trauliches Arbeitszimmer, was ich hinter mir zusperre."

Wiedensahl, 18. Januar 80. Ich sitze so still weg in unserm Hüttchen. Der grüne Kachelofen ist schön warm, die Zigarette dampft. Ihre hübsche Photographie steht vor mir auf dem Tisch. Nur vor Dämmerung schleiche ich ein Stündchen über das Feld und durch den Wald; heute wie gestern und morgen wieder so. — So lieb mir die Münchener Freunde sind — das Gewurl der Stadt, die Gesellschaften, Kneipereien, das nächtliche Hocken wurden mir zuletzt immer peinlich. Rück ich dann wieder in mein gutes einsames Wiedensahl, so fühl ich: nur hier ist meine angestammte und angewöhnte Heimstätte, — um die mich freilich wenige beneiden werden. Was schadt's? Reden nicht meine toten Freunde von den besten Dingen mit mir, wenn ich will? Darf ich nicht im Federkleide der Gedanken durch den Schornstein fliegen zu den lebendigen? oder hier und da auch in gewöhnlichen Civilkleidern per Post und Eisenbahn?

Wiedensahl, 5. Nov. 81. So ist es leider mit unsrer Lebenszeit. Erst trägt sie uns und spielt mit uns und deutet in die Hoffnungsferne; dann geht sie Arm in Arm mit uns und flüstert gar hübsche Dinge, aber so zwischen 40 und 50 da plötzlich hängt sie sich als Trud auf unsre Schultern, und wir müssen sie tragen. Auch mir fängt's an ungemütlich zu werden auf dieser Welt; Madam rosa Phantasie empfiehlt sich reisefertig durch die Vorderthür und herein durch die Hinterthür tritt Madam Schwarz. — Ich leide wieder wie im Frühjahr an Appetit- und Schlaflosigkeit. Wer die letztere kennt, weiß, was für ein böses, verdrießliches, endloses Chaos einen Menschenkopf beunruhigen kann. Meine alte Philosophie langt nicht mehr aus; ich sehe mich nach einer neuen um. Wäre dies wohl der Augenblick, all das Gute aus der Seele zu tilgen, was einem widerfahren? Die lieben, herzigen Menschen zu vergessen, die mir freundlich begegnet sind? Ich bin nicht so glücklich, daß ich die Liebe anderer entbehren könnte. Es tut mir herzlich leid, daß Sie in so trüber Stimmung sind. Schreiben Sie nur recht oft. Sie können meiner Teilnahme gewiß sein.

17. Januar 82. Mit meinen Pullen und Pillen komm ich mir oft recht absonderlich vor. Hab aber wieder Appetit. Nur Schlaf und die Heiterkeit, welche mein Handwerkszeug ist, hab ich noch nicht recht wieder.

4. April 82. Seit etwa vier Wochen bin ich wieder wohl. Eine Erinnerung dran, daß man nicht immer so umsonst durch die Welt reisen soll, hat, denk ich, ihr Gutes für mich gehabt.

12. Juni 82 (veranlaßt durch einen schmerzlichen Todesfall): Wie wenig aber, ja fast nichts, kann in solchen Fällen ein anderer uns sagen, was uns wirklichen Trost gewährt. Nur an einer Hand, welche durch alle Ewigkeit fest ist, können wir, scheint's, solche ängstliche Stellen unsrer Bahn mit Beruhigung überschreiten.

2. October 82. Ich lese zwischen Ihren Zeilen ein gewisses Unbehagen der Welt gegenüber. Wohl Wenige haben's nicht. In freudiger Eile strebt man zur Höhe hinan, um dann, oben angelangt, doch nicht das angenehme Panorama, den „reizenden Blick", wie die Damen sagen, zu finden, den man so sehnsüchtig erwartet hatte. Was mich betrifft, so kann ich leider nicht umhin, den größten Teil meiner Nichtbefriedigung auf das höchst lästige Gepäck der eignen Schuld zu schieben.

12. Juni 89. (Frau H. war, schwer erkrankt, in einer Klinik.) Geben Sie nur vor allem die Hoffnung nicht auf, wieder gesund zu werden. Haben Sie doch die passendste Verpflegung und die beste ärztliche Hülfe. Das Übrige steht in Gottes Hand. (Nach herzlichen Wünschen baldiger Genesung.) Im Übrigen sag ich mir täglich, daß ich alt geworden bin, daß ich hienieden nicht mehr viel zu erwarten habe; und kommt mir was in die Quer, dann nehme ich's mit möglichster Milde und Gelassenheit, wie Einer, der's eigentlich noch viel schlechter verdient hätte.

29. Juni 91. Es geht mir gut so weit, nur daß ich inzwischen so ungefähr tausend Jahre alt geworden bin, die Welt gelinde an mir vorbeisäuseln lasse und mehr auf das schaue, was grün ist und wächst, als auf mich selber, der ich dürr bin und abfalle.

26. August 1904. Sie haben recht. Wer längst Vergangenes in der Gegenwart aufsuchen möchte, setzt sich meist einer großen Enttäuschung aus.... Ja, in so was muß man sich, wenn man alt wird, eben finden und den unaufhaltsamen Lauf der Dinge betrachten, ohne entrüstet zu sein, daß alles vorübergeht. Noch immer seh ich gern den Wechsel der Jahreszeiten, besonders den werdenden Frühling, doch auch den fertigen Sommer, den sanft melancholischen Herbst und den frischen Winter im weißen Gewande.

3. Januar 06. .... Zwar Wünsche können den Lauf des Schicksals nicht ändern, aber ein guter Brauch sind sie doch, den ich nicht ändern möchte, so alt ich geworden bin. Mehr als mein Deputat an Jahren hab ich erhalten. So lang ich mich leidlich befinde dabei, will ich die Zulage dankbar entgegennehmen, ob ich gleich mit Walter v. d. Vogelweide oftmals frage: „Ist mir mein Leben getraumet, oder ist es wahr?"

An Erich Bachmann. Mechtsh., 30. Aug. 1900. (Auf eine Einladung zu des Sohnes Hochzeit): Mit der Zeit pflegt der Mensch etwas wunderlich zu werden, der eine so, der andere so. Du kennst mich ja und weißt, daß ich seit Jahren keine Gesellschaften und Festlichkeiten mehr besuche. Nicht mal bei den Hochzeiten meiner Neffen und Nichten bin ich zugegen gewesen. Trotzdem ist's gut gegangen; sie sind alle glücklich verheiratet.

4. März 06. (Bei einer Anmeldung zum Besuch.) Nur muß ich bestimmt wissen, daß ich nicht ungelegen erscheine. Freilich, ganz gelegen dürften so alte Leute, wie ich es bin, wohl überhaupt nicht mehr kommen.

29. März 06. Was ich neulich über alte Leute gesagt, war eine harmlose aber doch wohl richtige Bemerkung. Es ist mal so. Jugend sieht jedenfalls besser aus und ist willkommener als hohes Alter mit seinen natürlichen Schwächen und Eigenheiten. Was mich betrifft, so bin ich bescheiden und bewahre mir wenigstens eine heitere Gelassenheit, die jeden andern gewähren läßt in seiner Art. Für meinen Besuch bei Euch erwarte ich mehr Wärme, und daß die Vögel zu singen und die Bäume zu blühen beginnen.

An Bachmanns Sohn nach dem Tode des Vaters, der in Ems an einem Schlaganfall gestorben war — 15. Aug. 07. Der plötzliche Tod Deines Vaters hat mich tief schmerzlich ergriffen. Damit ist eine treue Freundschaft zu Ende gegangen, die seit dem Herbst 1842 ununterbrochen bestanden hat. Und wieviele in Ebergötzen glücklich verlebte Stunden fallen mir wieder ein!.... In seinem Briefe aus Ems sprach er mit großer Befriedigung von dem Zusammensein mit Kindern und Enkeln. So hat er nach langem Leben doch ein beneidenswertes Ende gehabt.

Antworten Wilhelm Buschs vom 22. Mai 1892 auf Anfragen einer Frau L. F. für ein Album.

---

1. Welche Eigenschaft schätzen Sie an dem Manne? „Hätt er etwa die Gewohnheit, möglichst häufig die Wahrheit zu sagen, wär's gewiß sehr schätzenswert."
2. Welche von der Frau? „Eine hübsche und gescheidte Frau, die ihre Dienstboten gut behandelt, müßte entzückend sein."
3. Was ist Ihre hervorstechendste Eigenschaft? „Reiselust nach der Grenze des Unfaßbaren."
4. Wie verstehen Sie das Glück? „Irrlicht } darüber der Nordstern."
5. Wie das Unglück ? „Sumpf }
6. Wo möchten Sie leben? „Wer wär nicht meist da am liebsten, wo er ungefähr denken kann, was er mag."
7. Was wünschen Sie am sehnlichsten? „Nein, nein! Das sagt er halt nicht."
8. Wer ist in Ihren Augen der erste Dichter, Schauspieler, Musiker und Maler? „Nebst andern vielleicht Homer, Rubens, Mozart. Unter Schauspielern gefälligst jeder."
9. Welches historische Ereignis mißfällt Ihnen am meisten? „Welches hat uns am meisten geschadet?"
10. Welche Fehler finden Sie am verzeihlichsten? — „Mitunter meine eigenen."
11. Lieben Sie das Ideale oder das Reale? „Man lebt und hofft."
12. Was ist am schwersten zu erreichen? „Daß man sich selbst hinter die Schliche kommt."
13. Welchen Rat würden Sie der Frau geben, die Sie lieben? „Mich auch."
14. Welches ist Ihre Lieblingsbeschäftigung? „Siehe oben: hervorstechende Eigenschaft."
15. Welche politische Richtung ist Ihnen am sympathischsten? „Keine."
16. Wie denken Sie über die Ehe? „Wenn alles ehrlich zugeht, sehr hoch."
17. Welches Vergnügen ist Ihnen das liebste? „z. B. rauchen tut er auch gern."
18. Welche Blume, welches Getränk und welche Farbe ziehen Sie vor? „Ja, wann?"
19. Definieren Sie die Liebe? — „Sehnsucht unbewußt zu Zweit ein Drittes zu bilden, was vielleicht besser ist, als man selbst."
20. Definieren Sie die Frau? — „Hauptlockvogel für diese Welt, günstigenfalls auch für die andere."

Aus Gesprächen mit Wilhelm Busch.

Was mein Onkel Wilhelm Busch im Gespräch äußerte, habe ich in vielen Fällen unmittelbar hinterher niedergeschrieben. Einiges von diesen, auch in ihrer Ausdrucksweise genau wiedergegebenen Gesprächen teile ich hier mit.

H. N.

„Wie viele von den internationalen reichen Leuten können uns nicht begreifen, die wir an einem Orte festsitzen und nicht bald hier, bald dort umhersausen. Örtler nennt man sie, glaub' ich, in Tirol. So hab' ich's, meine ich, mal in einer Novelle von Anzengruber gelesen. Sie haben die schönsten Häuser und Gärten daheim und drücken sich draußen in Hotels herum. Und zufrieden sind sie doch nicht. „Da, wo du nicht bist, da ist dein Glück." Es sind unglückliche Naturen."

Es wurde von den orthodoxen Pastoren in Mecklenburg erzählt, die meinen, durch Leichenverbrennung werde der Keim des Auferstehungsleibes vernichtet! — „Ja, das sind Glaubensfragen, die werden nach Neigung entschieden, nicht nach vernünftiger Überlegung." Ich erwähnte dann, sie forderten ein Gehalt von 3300 bis 6600 M. — „Da werden sie vernunftgläubig." —

Mein Töchterchen fand ein minderwertiges Bildchen sehr hübsch. — „Das ist deshalb noch nicht schön, weil du es leiden magst, aber (mit seinem freundlich-schalkhaften Lächeln) du beziehst alles auf dich, Bilder und Puppen und Pudding."

Die Zeitung kam und brachte die Rede des Kaisers mit dem bekannten Worte: „Mir ist mein Kurs vom Himmel vorgeschrieben." — Sinnend bemerkte der Onkel: „Das ist er jedem. Es kommt nur darauf an, ob ihn einer auch lesen kann."

„Die Sportsgeschichten nehmen bei uns rein überhand. Das Volk der Dichter und Denker wird immer mehr zu Spielratzen. Sie schimpfen auf die Engländer

und machen ihnen doch alles nach, wie früher den Franzosen, unter dem Vorwande, daß es die Gesundheit und Kraft fördern solle. Als ob sie sie früher nicht immer alle verhauen hätten. Das meiste ist nur ein Deckmantel für die Vergnügungssucht und zum Saufen. Und so ist's mit den Jubiläen auch; jeder Bauermeister und Flurschütz muß heute sein Jubiläum feiern."

Ich fragte den Onkel, ob er die Gesetze Hammurabis lesen wolle. „Ach nein. Ich habe Delitzsch gelesen. Das interessiert mich aber nicht recht. Ja, vor dreißig Jahren — da wohl. Ich habe übrigens die Geschichte vom Paradiese und der Schöpfung nie anders genommen. Ob die nun von Babel stammen und soundso viele Jahrhunderte alt sind, ist mir ganz wurscht. Es ist jetzt eine Manie, alles geschichtlich und wissenschaftlich zu erklären. Das muß ja wohl sein, hat auch sein Gutes. Die Geschichte ist dazu da, daß wir daraus lernen, und daß sie uns die großen Vorbilder giebt. Aber wie unsicher ist doch vieles, wie unsicher oft schon die Feststellung der Tatsachen. Es kommt mehr auf die innere Wahrheit an, als auf die äußerlich geschichtliche; und die werden sie wohl stehen lassen. Sie versuchen's ja immer wieder auf andre Weise. Aber über die innere Wahrheit des Christentums werden sie nicht hinauskommen. Ob die Jugendgeschichte Jesu nun historisch oder Legende ist, bleibt sich ganz gleich. Sie ist gar nicht auszurotten und in dem Sinne so wahr, wie sie dasteht in der Geschichte des Christentums. Alle Glaubenssachen sind Liebessachen; die kann man keinem anreden und keinem ausreden. 'S ist wie bei der irdischen Liebe auch. Wenn ein Kerl in ein Weibsbild verliebt ist, so mögen die andern reden, was sie wollen, er bleibt dabei. Glaube ist Vertrauen und Liebe.

Solche Sachen wie die von Delitzsch sind ja auch nicht von heute, sondern alt. Auch beim Darwin ist's so. Die Gedanken sind schon vorher da, z. B. beim Goethe. Aber Darwin hatte das riesige Einzelwissen. Das ist imponierend bei ihm. Sonst ist er ein ziemlich langweiliger Kerl. Ebenso der Haeckel. Aber die Orthodoxen sind Bönhasen auf naturwissenschaftlichem Gebiete, wie z. B. der Blumhardt, der seine Naturwissenschaft aus der Bibel nimmt, die ihm das „inspirierte" Buch ist.

Die Inspirationstheorie ist sehr bequem; nicht naiv, wie es scheint, sondern gerade Rationalismus; sie ist etwas für Fauläxe, die nicht nachdenken mögen, sondern eine feste Unterlage für ihre Faulheit haben wollen und sie um jeden Preis verteidigen; was für Starrköpfe, die dann aber auch Flachköpfe sind! Ebenso ist's mit den Dogmen. Da ist die Geschichte und geschichtliche Betrachtung doch von Segen und wird befreiend wirken; wenn es auch noch eine Zeit dauert. Durchdringen muß das gewiß."

Ich erzählte von einer Konferenzverhandlung über den „freien Willen". — „Die Fragestellung enthält schon einen Widerspruch. Niemand ist frei.

Ich hatte mal ein Gespräch mit B. (ein streng orthodoxer Geistlicher) über den freien Willen. Er meinte, es sei wie wenn ein Hauptmann seiner Kompagnie Freiheit gebe, irgend etwas zu tun. Wenn sie es dann gut machten, so sei das

doppelt wertvoll. Ich sagte ihm: Ja, wenn sie es nun aber schlecht machen und er sie bestraft, wie ist das dann?! Doch im höchsten Maße ungerecht. Das verstand er nicht. —

Ja, über den freien Willen haben die Menschen sich von jeher was zurechtgegrübelt. Da hat der Kant recht. Vor der Vernunft ist er nicht zu erweisen. Aber doch muß man ihn fordern. Sonst hört alle Selbstverantwortung auf. Es ist eine Glaubensnotwendigkeit. Auch Chamberlain betont das. Er stützt sich überhaupt viel auf Kant, aber von den ethischen und theosophischen Gesellschaften mit ihrem oberflächlichen Geschwätz will er nichts wissen. Und mit Recht. Aber auch der Goethe sagt mit Recht, das allzu lebhafte, — 's steckt so 'ne kleine Heimtückerei in dem Worte, — das allzu lebhafte Suchen nach den Ursachen sei schädlich.

Ich habe die Lust verloren, darüber zu spintisieren. Wunderlich, daß es die Menschen immer noch wieder mögen und tun! Man kommt dem Dinge doch nicht an die Knochen. Deshalb sind alle Worte darüber Paradoxa, d. i. ein Drumherumreden, das aber zum Nachdenken anregt. So machen es die Mystiker, z. B. der Angelus Silesius: „Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben; sterb ich, so stirbt auch er" usw. Das ist ja nicht wahr. Aber die Welt der Erscheinungen ist doch nicht mehr da, wenn das letzte Gehirn weg ist. Damit ist Gott nicht weg, oder der Wille in der Welt. So hat's der Schopenhauer gedeutet, der in seiner ernsten Forderung der Askese, der Entsagung, dem Christentum nahe steht, wenn er auch kein Christ war. Jetzt kommt der Nietzsche mit seinem Egoismus. Das leuchtet den Leuten mächtig ein, wenn so der krasse Egoismus begründet wird, noch dazu mit solch blendenden Schlagworten und Parodoxien. 'S ist eine rechte Bauernphilosophie, was für Agrarier und Socialdemokraten. Sein Ideal ist Napoleon, der Übermensch — der Überschleef. Dahinter kommt gleich der Teufel.

Augustin und Luther und Thomas a Kempis haben die rechte Lösung dieser Frage durch den Glauben an Gottes Gnade. Will man das „herrliche Freiheit der Kinder Gottes" nennen, gut. Viele haben es gefühlt. In wirklichem, aufrichtigen Gebete fühlt man es. Das ist eine Vertiefung in eine andere Welt hinein und hilft auch. Im Reiche der Natur giebt's keine Freiheit, aber im Reiche der Gnade. Und diese Freiheit ist eine gelinde Knechtschaft."

Es war von allerlei Rückständigkeit auf kirchlichem Gebiet die Rede. — „Ja es ist erstaunlich, wie langsam die Welt vorwärts kommt. Aber unser Herrgott hat ja auch Zeit."

Der „Volkswille", die sozialdemokr. Zeitung, blieb aus. — „Na, er ist doch nicht konfisziert, und sie sind in ihrem Vergnügen gestört?! Aber wenn man so Blätter wie den „Vorwärts" und „Volkswille" liest, sieht man doch, daß wir Preßfreiheit haben im Deutschen Vaterlande." —

Mit Bezug auf die geradezu unkluge Bekämpfung der Sozialdemokratie und die kluge Ausnutzung aller törichten Angriffe durch dieselbe: „Ja, es ist arg; das Recht ist halb und die Gescheitheit ganz auf ihrer Seite."

Ich erzählte von einer Jubiläumsfeier. — „Diese Jubiläen- und Denkmäler-Wirtschaft ist förmlich widerwärtig. Wir stecken in einem geradezu ekelhaften Byzantinismus. Es ist aber schwer für den einzelnen, sich dem Schwindel zu entziehen. — Die ganze Vereinswohltätigkeit ist auch nicht das Rechte, diese Lotterien und Bazare, wo die Frauenzimmer sich selbst zur Schau stellen und den Leuten das Geld abschwindeln. Man kann ja sagen: wenn das Geld nur zusammenkommt, ist's recht, non olet. Aber diese ganze Art Wohltätigkeit wird mal verschwinden. Es wird eine Zeit kommen, wo alle einfacher leben und gleichmäßiger. Der übertriebene Luxus ist nur von Übel und erzeugt nur Gier auf der andern Seite bei denen, die ihn sehen und nicht mitmachen können."

Über die polizeiliche Verfolgung der Darstellung des Nackten. — „Zu dumm, sie meinen immer, das mit Gewalt unterdrücken zu können, als ob's dann nicht mehr da wäre. Das muß von innen heraus kommen. Mit Polizeigewalt erziehen sie nicht zu rechter Sittlichkeit. Das Reich Gottes ist inwendig. Natürlich darf die öffentliche Schaustellung obszöner Sachen nicht geduldet werden. Das erfordert schon der Anstand. Aber die Pfaffen und die ihnen nachlaufen, die nicht einmal mehr nackte Kinder auf Bildern sehen wollen, sind mir in hohem Maße verdächtig."

Lichtenbergs Erklärung der Hogarthschen Kupfer — „ist viel Literatengeschwätz, wie das immer kommt, wenn Leute über Dinge reden oder schreiben, die zum Sehen da sind."

Das Gespräch wandte sich den Ausgrabungen in Babylon zu. — „Gelungen ist's, wie man da auf den alten Ziegelsteinen ganze Briefwechsel gefunden hat. So einer zwischen Vater und Sohn ist besonders drollig, wo der Vater Geld schicken soll, weil der Sohn schon lange nicht mehr für ihn habe beten können. Durch den Wechsel wollte er sich wieder in Gebetsstimmung bringen."

1905, bei der Fleischnot. — „Ja, läßt der Podbielski die Leute da in Berlin zusammenkommen, wo sie ordentlich essen und trinken und dann sagen, es gäbe keine Fleischnot. Was sind das für Bengels! — Im Kladderadatsch wird er als Hauptschlingel behandelt. Das ist aber auch recht so, das stimmt."

„Fischen und Vogelstellen haben Bachmann und ich in Ebergötzen mit großer Leidenschaft betrieben, wir wußten alle Vogelnester ringsherum. Bei der Vogelfängerei mit Leimruten, Schlingen und Fallen hatte Onkel (sein Erzieher Pastor Kleine) nichts. Das ist jetzt doch besser geworden durch die Arbeit der Tierschutzvereine und der Schulen. Die gestohlenen Forellen verzehrten wir bei B.'s und zwar gebacken. Deshalb frage ich heute noch nichts nach gekochten Forellen."

Ein Verehrer des Onkels hatte einen Aufsatz über ihn geschrieben und bat ihn gelegentlich eines Besuches um sein Urteil. Onkel hatte den Aufsatz natürlich nicht gelesen und sagte freundlich: „Ich habe das beste Vertrauen, daß alles nicht richtig ist."

Es war von einer Geldheirat die Rede. — „Ich hörte mal: Er hat von seinem Schwiegervater ein gutes Stück Brot gekriegt, aber ein schlechtes Stück Fleisch hat er dazu nehmen müssen."

Im Gespräch über Öfen. „Mir gefällt mein „Germane" sehr. Er hat den ganzen Winter durchgebrannt. Sehr angenehm ist's mir, daß ich mich gar nicht mehr um den Ofen zu kümmern brauche. Ich ließ das Feuer sonst immer ausgehen. Da bin ich wie ein Affe. Die wilden Affen wärmen sich am verlassenen Feuer der Reisenden sehr gern. Aber sie verstehen nicht, es zu unterhalten und sind dann sehr traurig, wenn es verlöscht. Holz haben sie ja in Fülle und könnten es sich bei ihrer Fixigkeit im Klettern auch leicht holen. Aber soweit langt es doch nicht mit ihrem Verstande. Einen zahmen Affen würde man gewiß bald drauf dressieren können, das Feuer zu unterhalten. Aber die wilden können es nicht. (Zu den Kindern gewandt) Seht, und so einer bin ich nu."

Ich erzählte von Bauern, die ihre kranke Kuh für behext hielten. Das Gespräch kam auf Spiritismus. „Der C. hatte als Medium ein junges Mädchen, das mit Draht gefesselt und mit elektrischen Leitungen verbunden wurde und doch mit Geschwindigkeit als Geist hinter dem Vorhange hervortrat. Nachher als Frau wurde sie entlarvt. Der „Geist" wurde festgehalten, und hinter dem Vorhange lagen ihre Kleider.

Es hat dem Mädel gewiß unsägliches Vergnügen gemacht, die gelehrten Leute und weisen Professoren zu nasführen. Abends zu Hause wird sie wohl verschmitzt genug gelacht haben über die alten Troddel. So Mädel in den Jahren haben eine große Neigung zu solchen Lumpereien. Nach der Verheiratung (lächelnd zu meiner Frau und einem jungen Mädchen gewandt) haben dann die Verstandeskräfte nachgelassen. Wie die Sache gemacht wird mit den Knoten und Ringen — wer weiß das? Jedenfalls ist die spiritistische Erklärung nicht haltbar. Da ist mir doch der Taschenspieler lieber, der sich offen für einen Zauberer ausgibt."

Es war Geschirr zerworfen, aber niemand wollte es getan haben. „Ja, es ist ganz eigentümlich, daß es auch unter den Töpfen Selbstmörder giebt."

Eins der Kinder wollte eine Birne ungeschält essen und sollte es nicht. „Ach, laß doch! Wer schält den Affen die Birnen?"

„Augustin hat recht, wenn er sagt, die Wunder streiten nicht gegen die Naturgesetze, sondern nur gegen die, welche wir kennen. — Die „ewigen Naturgesetze“ dauern etwa 30 Jahre. Dann kommt eine andere Theorie. Am Darwinismus wird jetzt schon sehr gerüttelt durch Annahme von raschem, plötzlichen Entstehen. So ist eine berühmte Birne, die Herzogin von Angoulême, einem Bauern aus der Hecke gewachsen. Und der alte Probst in Mechtshausen hat einen Apfelbaum mit aus dem Heber (dem Walde) gebracht und gar nicht veredelt. Das ist eine famose Sorte; jetzt im Mai hatten die Kinder noch Äpfel davon. Es mag sein, daß er durch die Versetzung in den besseren Boden so gut geworden ist. Aber es kann auch innerer Herzensdrang gewesen sein. Wenn so 'n wilder Baum seine Saat ausstreut, werden die meisten wohl die Eigenschaft des Stammes wieder erhalten. Aber mit einem Male ist einer drunter, der weiter will, so 'n Streber, und es gelingt ihm.“

Eine Ansichtskarte aus Braunschweig zeigte das Denkmal des letzten Herzogs mit der Inschrift: Dem Herzog Wilhelm sein dankbares Volk. „Das ist doch nun die reine Lügerei. Das Volk hat ihn verachtet und er das Volk. Er hat sich nie gezeigt. Als sein Jubiläum war, ist er in einer geschlossenen Kutsche durch die Stadt gefahren, um möglichst wenig in Berührung mit den Leuten zu kommen. Und dann seine Maitressenwirtschaft. Und da wird ihm jetzt solch ein Denkmal gesetzt. Das wird wohl von einer welfischen Clique ausgehen. Es ist unglaublich, was das Menschenvieh für Instinkte hat. Der Herzog Karl war auch ein Lump. Aber das gestohlene Onyx-Gefäß haben sie doch wieder gekriegt. Ich sah es gerade beim Museumsdirektor, als es wieder gekommen war. Es war noch in einen Ärmel von einer rosafarbenen Jacke gewickelt, in dem er es mitgenommen hatte bei seiner Flucht. 'S ist ein feines Ding.“

Über die geistliche Schulaufsicht, zu Geistlichen gesprochen. — „Das ist doch nur eine Frage der Zeit, daß die Fachaufsicht eingeführt wird. Es ist doch auch 'ne starke Zumutung für die Geistlichen, diese Arbeit zu machen. Und so 'ne Dummheit, zu meinen, daß sie dadurch mehr Einfluß hätten. Ein Kalb ist immer ins Auge geschlagen. Entweder verderbt Ihr's mit den Lehrern oder mit den Leuten, oder gar mit beiden. Und ist was los, läßt Euch die hohe Obrigkeit sicher im Stiche.“

„Bei Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen wird noch viel überflüssiger Unfug getrieben. Beim Tode herrscht immer noch die Vorstellung, als wenn er etwas Verderbliches wäre.“

„Musäus Volksmärchen sind ganz vorzüglich. So eine Geschichte wie „Stumme Liebe“ wird noch gelesen, wenn die Heiterethei (von Ludwig) längst vergessen ist. Das ist ein Vexierbuch; ich habe mich mühsam hindurchgelesen. Das Motiv, daß ein Frauenzimmer so 'n wüsten Kerl kriegt, habe ich öfter, auch bei den Neueren gefun-

den. Aber hier kommt die Geschichte gar nicht vorwärts. Daß der Musäus unter die Klassiker aufgenommen ist, kann man verstehen. Er hat ja viele eigentümliche Fremdwörter. Aber das gehört dazu, wie zu einem reizenden Zopfbilde die Perücke und die Schnallenschuhe und die gestickte Weste. 'S sind ja keine Volks- sondern Kunst-Märchen, aber famos erzählt, voll Überraschungen, spannend bis zuletzt. Und welch prächtige Kerle zeichnet er. Der Richter hat sie vorzüglich illustriert, besonders die Geschichte von Rübezahl."

Auf die Frage, was ich zu lesen habe, bot ich dem Onkel Frenssens Jörn Uhl. — „Die drei Getreuen habe ich nicht gelesen, weil mich der Eingang abschreckte. Solche Gespräche führen Kinder nicht, wie F. es da schildert. Das beruht auf ungenauer Beobachtung." — Später: „Auch im Jörn Uhl sind die Partien, wo Kinder behandelt werden, die schwächsten. Aber ich habe das Buch mit Spannung gelesen. Es erinnert an David Copperfield auch in der Fabel. Das soll aber nicht als Tadel gemeint sein. Das Buch ist durchaus eigenartig und selbständig. Es berührt auch wohltuend, daß nicht ein so furchtbarer Hallunke drin vorkommt wie in der englischen Geschichte. Der ist mir auch stets übertrieben erschienen. — Es ist doch eine Freude, daß mal wieder ein Deutscher solch ein durchschlagendes Buch geschrieben hat."

Über Hilligenlei von Frenssen. — „Es beruht auf guter Beobachtung. Nur das Suchen des Kai Jans ist Phantasterei; das hat er mir nicht wahrscheinlich gemacht. Bei den Kritiken ist viel Neid. Wir sollten uns freuen, daß wir einen Mann haben, der solche Bücher schreibt. 'S ist sicher keine verbuhlte Sinnlichkeit, wie so 'n Zuchthauspastor im Türmer sagt." — Ich erzählte von einer Kritik, die ich gehört: I, gittegitt — 'n Schweinebuch. — „Nun ja, erlaube mal, die Welt ist 'n Schwein. — Na, alles Schreiben dagegen hilft nicht. Johnson sagt mal, es sei noch keiner totgeschrieben, eigentlich nieder — down — außer durch sich selber."

Frenssens Peter Moors Fahrt nach Südwest. — „Das ist sehr gut und ein Buch im richtigen Augenblick. Na, diesmal ist ja auch nichts Anstößiges (mit Betonung) drin." —

In der Zeitung stand, Behring bekomme für sein Serum monatlich 70000 M.; jemand sprach den Wunsch aus, das für einen Monat auch mal zu haben. „Ach, was! Was hat er von dem vielen Gelde, wenn er nicht zu Stuhle kann?!"

„Die Angst vor dem Gewitter ist gewiß berechtigt, auch verstandesmäßig genommen. Aber man soll sich zusammennehmen können und sich nicht albern anstellen. Es ist unglaublich, was es da für Dröppinnen gibt. Elise N. war so eine.

Die hielt sich bei jedem Blitz und Donner an der Tischplatte fest. Auch die Frau von dem Mückenförster am Ugleisee stellte sich furchtbar an. Drollig war's, wie die Störche auf dem Scheunendache jedesmal klapperten, wenn es blitzte. Man konnte sie, vom Blitz erhellt, auf einem Beine oben stehen sehen. In München hatte ich einen Bekannten, einen Musikanten, einen talentvollen Kerl, der leider durch Suff zugrunde gegangen ist, der war auch furchtbar angst. Es hatte mal in ein Salettl eingeschlagen, in dem er mit Bekannten saß. Wenn sich die leisesten Gewitterwolken zeigten, blieb er nicht zu Hause, sondern ging meistens zum Bahnhofe, weil da Blitzableiter waren. Wenn ihn nachts ein Gewitter zu Hause überraschte, mußte seine Frau an der einen Seite, das Mädchen an der andern knien und beten. Er meinte wohl, unser Herrgott fände ihn da nicht zwischen heraus. Das Mädchen hatte dann gesagt: „Gelt, gnä Herr, jetzt können S' beta." — Sonst konnte er's auch wohl nicht."

Die Kinder kamen lachend herein und erzählten, der Tagelöhner habe ein Stück Holz losreißen wollen, das habe plötzlich nachgegeben, und er sei hingefallen. — „Das ist noch nicht so schlimm, wie es dem alten Probst und mir vorigen Herbst in Mechtshausen ging. Wir wollten einen Zwetschenbaum fällen und ihn mit 'nem Strick umreißen. Der Strick riß, und wir lagen beide da. Das Dumme war, daß auch Publikum im Garten war, die Mädchen und Frau Probst." Die Kinder fragten, ob die denn auch gelacht hätten. — „Ja, das wollten sie wohl, wenn so ein paar alte Schafsköpfe hinpurzelten. Wir taten aber, als bemerkten wir sie nicht. Der alte P. knotete den Strick wieder an. Ich zog aber nicht wieder mit. Wer denkt auch so was, daß wir mit unsrer Kraft den Strick durchreissen konnten. Man brauchte auch nur den einen Hinterfuß etwas zurückzustellen, dann wär's nicht passiert."

Das Gespräch kam auf Sprachliches, besonders Englisch. — „Weltsprache wird das wohl nicht werden. Denn der Zusammenkrach Englands kann nicht mehr fern sein. Dieser Polyp, der die ganze Welt umspannt und aussaugt, muß zugrunde gehen. Mit welcher Roheit und Ungerechtigkeit hat Lord Clive ihre Macht in Indien begründet, und mit den Buren ist's dasselbe wieder. Aber über 1000 Jahre vielleicht gibt's eine Weltsprache, in die das Englische aufgesogen ist wie das Lateinische im Französischen und dadurch im Englischen. Chaucer in seinen Canterbury-Tales hat den Mischmasch zwischen Latein, Französisch und Angelsächsisch in die Schriftsprache eingeführt. Ein Buch, das für Philologen wohl interessant ist. Aber die Art, wie Chaucer die Geschichten erzählt, ist entsetzlich langweilig. Ein Reim jagt den andern, aber es steht nichts drin, und die Sache kommt nicht weiter. Dagegen ist doch der Decamerone von Boccaccio, den Chaucer auch gekannt hat, ein Meisterwerk der Erzählung, abgesehen von dem zweideutigen Inhalt, den Ch. auch hat, der aber für jene Zeit nicht so auffällig ist. Auch beim Luther findet sich das, ja noch beim Goethe und Schiller. Jetzt ist die Welt zwar nicht besser, aber prüder geworden. Die Modernen suchen sich ja davon frei zu machen. Aber

an die Klassiker kommen sie doch nicht heran. Was für gewaltige Sachen hat doch der Schiller geschrieben, und wie ist beim Goethe alles an der Natur gewärmt. Mir genügen sie immer noch. Den Schiller habe ich jetzt mal wieder ganz durchgelesen. Ein paar Tanten aus H. baten mich neulich um ein Autogramm mit einem Wort aus Schiller. Ich fand gleich eins, las dann aber weiter. Wie viel Bekanntes habe ich da gefunden, dessen Herkunft ich ganz vergessen. — Wie hat er im Tell den gewaltigen Stoff famos zusammengehalten bis zu Ende. So was konnte doch der Goethe nicht."

Über deutsche Mythologie. — „Simrock hatte die Arroganz, alles schon genau zu wissen, und hat so seine Mythologie geschrieben. Nachher war alles verkehrt. Die ursprünglichen Quellen sind Traum und Tod."

Auf Wanderungen kam das Gespräch. — „Ich freue mich, wenn andere sie machen. Früher, als ich noch Lust dazu hatte, fehlt's mir an Geld, an Pinke-Pinke. So bin ich von Antwerpen und Düsseldorf aus nie in die weitere Umgebung gekommen, nicht nach Brüssel und nicht ins Siebengebirge. Nachmittags machten wir öfter weite Spaziergänge, waren dann aber abends immer wieder zu Hause. Aber ich weiß nicht, ich hatte nicht viel dabei; ich nahm's als ganz selbstverständlich hin, daß es nicht ging.

Von München aus gingen wir ins Gebirge, weil es da billiger war als in M. Da bin ich mal auf den Wendelstein gestiegen und auf die nächsten Almen. Aber ein Bergkraxler bin ich nie gewesen. Im Wesertal bin ich in meiner Jugend viel gewandert. Später, als mir's an Geld nicht fehlte, hatte ich keine Lust mehr. Man wird halt Pedant. Auch wenn ich noch so gut zu Fuße wäre wie früher, würde ich nie solche Touren machen. Der Gedanke ist mir höchst peinlich, so auf gut Glück logieren zu müssen und vom Wetter abhängig zu sein. Ja, früher hatte ich dabei nichts. Was waren das für unbequeme Reisen nach München mit dem Übernachten hier und da. Wie mußte man sich da drücken und schicken. Das machte mir aber nichts aus. 'S war mir mehr komisch. Jetzt wär's mir sehr zuwider.

In München besorgte die Haustochter das Abwischen in meinem Atelier und auf meinem Schreibtische. Sie war im Kloster erzogen und pedantisch ordentlich; die Bleifedern legte sie immer ganz genau nebeneinander. Ich weiß noch, wie pein-lich mir das war. Und jetzt muß ich meine Bleifedern morgens zurechtlegen auf meinem Tische, wenn sie mal nicht ganz genau so liegen, wie ich's gewohnt bin.

In der Jugend, da lebt man so mehr aufs Geratewohl. Ja, ich hatte mein bischen Geld meist in Talerrollen. Wenn es dann ins Gebirge ging, wußte man nicht, wohin damit. Einmal gab ich's einem Bekannten zum Aufbewahren. Ein andermal legte ich's in den Ofen. Ich wohnte bei ganz armen Leuten. Die waren ehrlich. Aber wenn irgend etwas im Zimmer oder am Ofen zu kramen gewesen wäre, konnt 's auch von einem Unrechten gefunden werden und weg sein. Zu dumm, so was! Aber ich weiß nicht, man hatte weiter kein Arg draus."

Es wurde erzählt, wir hätten in Arendsee mal gesegelt. — „Das würde ich nie tun. Es gibt zu leicht Malheur. Wie oft liest man's, besonders von den Seen." — Ich sagte, wir hätten zwei Schiffer mitgehabt, und es sei ganz ungefährlich gewesen. — „Ja, meistens haben Unkundige und Wagehalsige Malheur. Wenn man jung ist, hat man auch nichts dabei. Ich fuhr mal im Sturm über den Starnberger See, noch dazu mit 'nem Jungen, der nichts verstand. Das merkte ich aber erst unterwegs. Wir kriegten Wasser ins Boot, und ich hatte mich schon drein gegeben, wir müßten versaufen, war aber ganz gleichmütig dabei. Hernach war der Wirt in Ammerland, als er von der Fahrt hörte, ganz erschrocken und meinte, da könnten wir von Glück sagen, daß wir nicht ersoffen wären."

„Frans Hals ist in der Malerei das Unbefangenste, was es gibt. Es ist unglaublich, wie das gemalt ist. Er geht mir doch noch über Rubens und Rembrandt und van Dyck."

Es war dunkles kühles Wetter nach einem Gewitter im September. Ich fragte den Onkel, ob es ihm nicht zu kühl sei. „Ach zu kühl ist's mir nicht. Aber das Dunkle wirkt deprimierend. Wenn die Sonne scheint ist mir gleich ganz anders zu Sinne."

Jemand wollte ein Kali-Bergwerk ansehen. — „Ach was! Laß doch das. Da ist ja nichts zu sehen. Ich war mal im Salzbergwerk zu Berchtesgaden. Da kriegte man so 'n Kittel an und fuhr ein. Aber es war nichts zu sehen. Zu kümmerlich war's, wie sie ihre Krystalle aufgestellt hatten mit Licht dahinter. Beim Herauskommen hatte ich so 'n Gefühl, als wie ich aus dem Panoptikum kam. Ich schämte mich ordentlich."

„Ich möchte am liebsten in einem ganz einfachen, weißgetünchten Zimmer sitzen, — auch ohne Bilder, die sieht man ja doch bald nicht mehr. 'S gibt ja so Fexe, die sich ihr Zimmer einrichten mit allem Möglichen, aber mehr nach außen, um sich dann für die Woche photographieren zu lassen."

Es war ein Selbstmord passiert. — „Die Chinesen hängen sich ihrem Feinde vor der Tür auf. Da hat er die Bescherung und kann sich nicht einmal rächen. Das ist außerordentlich neckisch. — In Berlin ist's jetzt an der Tagesordnung, daß sich die Leute mit Lysol vergiften. Gestern allein waren's vier Fälle, nicht nur Frauenzimmer, auch Kerle darunter. 'S ist scharfes Zeug, mit dem sie sich so wegdesinfizieren."

Über eine Reise im D.-Zug. — „Man wird rein zum Sklaven gemacht in diesen

Wagen. Das Hin- und Herlaufen ist mir höchst zuwider. Da bei der Marienburg wurde auch das Rauchen verboten, obwohl das Coupé bis Hannover Rauchcoupé war und lauter Raucher drin saßen. Es wurde das dem Schaffner auch gesagt; er ließ sich aber auf nichts ein. Ja, als Raucher wird man als Schweinigel angesehen, der keine Rücksicht verdient. Neulich, als ich von Göttingen kam, ging's mir auch so. Ich konnte kein Rauchcoupé kriegen und konnte nur beim Aufenthalt in Kreiensen ein paar Zigaretten rauchen.

Dann mit einmal kam ein Bengel und fragte, ob man mit essen wolle. Dann kam der Kerl und forderte wieder Geld für den Platz. So ist man immer geniert und gestört. Sowie ich in einen solchen Kasten eingestiegen bin, komme ich mir wie gefangen vor. Da hing auch so 'n Kasten mit Beil und Säge, damit man immer daran erinnert wird, man könne mal so eingeklemmt werden, daß man sich mit den Dingern losarbeiten müßte. Diese Wagen sind höchst widerwärtig. Das Coupé von Northeim bis hier kam mir ordentlich traulich vor."

„Die modernen Galerien mit ihrem Oberlicht und ihren großen Wandflächen sind mir sehr zuwider. In Antwerpen hingen meiner Zeit die Bilder in einem alten Kloster; wo auch die Malakademie war. Da habe ich sie jeden Tag gesehen. Die Sache war viel traulicher. Ich war ordentlich ärgerlich, als ich sie an den Museumswänden wiederfand. Sie geben sich ja alle mögliche Mühe, hervorragende Bilder an gute Plätze zu hängen. Aber die Bilder sind doch alle mit links einfallendem Lichte gemalt und sehen in der Beleuchtung von oben ganz anders aus, oft ganz verquer. Das werden sie auch noch wieder anders machen."

Vom gehinderten Heine-Denkmal war die Rede. — „Der Heine braucht kein Denkmal. Überhaupt diese steinernen und eisernen Männer überall sind förmlich ekelhaft. Aber ich denke, sie werden sie noch einmal alle zu Kalk brennen oder einschmelzen, daß die Welt wieder sauber wird und diese Geschwüre von der Erdenruste verschwinden. Ich sehe es schon in meinem prophetischen Sinne, — 's gehört ka nicht viel dazu, — wenn es in Berlin mal 'n ordentlichen Putsch gibt, dann werden sie die Stadt von den Denkmälern gründlich säubern. In München waren sie ja schon früher. König Ludwig macht's da schon. Der Lossow sagte, das beste wäre, die Kerle von hinten auszuhöhlen und Pissoirs daraus zu machen. Dann wären sie doch zu etwas nütze. In Hannover sah ich neulich das Bennigsen-Denkmal. Das ist das abscheulichste und langweiligste, was ich in der Art gesehen habe. Wie der da auf seiner Trommel sitzt. Und was soll das andere? Man weiß es nicht. So sonderbar stumpfe Formen ohne jeden Schwung. Wenn einer so dasitzt und hat ein Dach über sich, wie der L. da am Waterloo-Platze, das hat Sinn. Aber dies?! Es ist so frappant unästhetisch und sonderbar, daß man einen eigenen Ausdruck dafür erfinden müßte. — Da hinten im Georgengarten haben sie einen gewaltigen Steinblock, aus der Heide her, hingelegt. Es stehen hübsche Bäume darüber; und Rosenberg steht daran; das konnte ich im Vorbeifahren lesen. Otto sagte, es sei ein Reitergeneral gewesen. Das ist ein Denkmal. Nicht weit davon

liegt noch ein kleinerer Stein, den kannte ich schon von früher her. Da liegt ein Hund begraben. Ist aber auch ein Denkmal. —

„Lichtenberg, der Göttinger Satyriker, ist mir besonders interessant durch den Einblick in seine Zeit, den er gewährt. Er steckt tief im Rationalismus und schreibt zum Teil recht geschachteltes Zeug. Aber vieles ist auch überraschend scharf und gut gesagt. Er ist auf die Engländer gerichtet. Sterne ist sein Mann. Der schreibt auch so, hat auch so einen verquälten Witz ohne den rechten Humor, wie ihn die späteren Engländer haben. Und in seinen Kritiken setzt er sich mit Leuten auseinander, die längst nicht mehr gelten. Nicolais Sebaldus Notanker preist er. Den Werther erwähnt er ja auch anerkennend. Schiller finde ich bis jetzt gar nicht erwähnt. Es ist erstaunlich zwischen 1780 und 90. Von Götz und den Räubern weiß er nichts. Er merkt gar nicht, wie schon eine neue Zeit heraufkommt. Er ist vollständig hingenommen von seinen Verstandessachen. Wie der Goethe sich wärmt an der Natur, dafür hat er kein Verständnis. Er hat ja famose Sachen geschrieben, aber er war doch zu alt geworden, um für das aufstrebende Geschlecht den rechten Blick zu haben. Es geht mir ja auch so, die Neueren sind für mich ein Kuddelmuddel. Was darin bleibend Gutes steckt, kann ich nicht recht beurteilen. Aber das wirklich Wertvolle bleibt doch. Am liebsten sind mir die Norweger und Russen. Bei letzteren kommt ja auch das Interesse dazu, daß ich gern etwas über Rußland wissen möchte. Aber auch abgesehen davon sind sie mir interessant. Sie haben beobachtet. Und was auf Beobachtung beruht, ist immer interessant, ob's sich um Grafen oder Lumpen handelt. Die Lumpen sind mir fast noch lieber als die andern, die konventionellen Menschen."

In Göttingen, so erzählte jemand, habe ein Student auf einen Sitz im „Bären" 26 Glas Dunkles getrunken und den Bärenorden erhalten. — „Das ist jedenfalls nicht nachahmenswert und auch nicht besonders ehrenwert. Aber manche Orden sind ebenso wenig verdient. In München war ein Bäckermeister, der über Tag schon bei seinen Kunden herumtrinken mußte. Der kam dann auch zum Lettenbauer und trank abends seine 20 bis 22 Maß. Er hatte aber auch den Korpus danach. Auch der Bismarck hatte einen langen Leib und konnte mächtig was vertragen. Ebenso hat der Goethe viel getrunken, auch im Alter noch. So drei Flaschen Rheinwein mittags zu Tisch. Und dabei war er kränklich. In Leipzig hatte er schon einen Blutsturz, und später mußte er immer nach Karlsbad. Aber das war der Goethe. — In München habe ich auch zeitweise viel getrunken, ich wog mal 180 Pfund. Ich möchte und könnte jetzt (1904) so viel nicht trinken, höchstens eine halbe Flasche guten Wein, aber mehr nicht. Und dann trinke ich ihn nie mehr allein. Früher in Wiedensahl, wenn ich einen tüchtigen Spaziergang gemacht hatte, holte ich mir gern 'ne Flasche herauf und trank sie. Das tue ich schon lange nicht mehr. Aber in Gesellschaft recht gern mal." —

Es wurde behauptet, Alkohol rege zur Arbeit an, und dies von anderer Seite bestritten. — „Ja, Leute, die ihre Phantasie zu ihrer Arbeit gebrauchen und damit etwas schaffen, die können wohl mal besser arbeiten, wenn sie sich durch Alkohol anfeuern. Aber wer sich was einpauken muß, sicher nicht. — Natürlich, der Alkoholiker muß trinken, um nicht unter sein Niveau zu kommen. Wird dem Säufer der Alkohol entzogen, dann kriegt er das Delirium. Und die andern merken das immer eher, als er selbst. Der alte L. war ein arger Süffel. Als er krank wurde und der Arzt ihm sagte, er müsse weniger trinken, war er höchst verwundert. Also (scherzhaft zu einem aus der Gesellschaft) hüte dich! Wenn du die Ferkel Seil tanzen siehst, dann merkst du es schon. Da war in Wiedensahl ein alter Knecht, der als Säufer zugrunde ging; der sah die Ferkel Seil tanzen und meinte, wenn es noch die alten Schweine wären; aber daß die Ferkel das schon könnten, das sei doch ganz wunderlich. Und was für Nasen giebt's durch den Suff. Daran kann man's auch merken. Der alte B., ein Kognaksäufer, hatte eine Nase, die hatte ordentlich Junge. Gewiß, manche Nasen können es auch von selbst, so aus innerem Drange, ohne Nachhilfe. — Ja, es gibt Nasen, die sind schlimm."

Von den vielen Versetzungen der Beamten, besonders der Offiziere wurde gesprochen: „Es muß doch auch für Verbreitung der Wanzen gesorgt werden."

Jemand bemerkte, er habe jetzt schön Zeit zum Arbeiten. — „Na, auf die Zeit kommt's aber nicht allein an."

Ich bemerkte, da ich zur Fettleibigkeit neige, müsse ich Milch meiden. — „Ja, da kann man schon ein Schwein mit mästen." Auf die Bemerkung, die Konstitution von Mensch und Schwein weise auch viel Ähnliches auf, nach der Erklärung unsres Schlächters: „Ja, Onkel Doktor (in Wiedensahl) mußte mal einen sezieren. Ich war dabei und der Bürgermeister. Die einzige Bemerkung, welche der machte, war auch die: Szüh, dat is jüst anse bi en Swiene." Auf den Hinweis, daß ein Mensch mit Milch allein nicht auskomme, außer der Säugling. — „Ja, für den Säufling reicht sie nicht mehr allein."

„Wat is doch de Minsche! — Das sagen die Bauern viel. 'S ist ihre Philosophie, wo es für sie aufhört; sie stehen ja auch den elementaren Gewalten, wo es mit Menschenkunst zu Ende ist, am nächsten."

Die Gefahr der Cholera besonders für Fremde wurde erwähnt. — „In München war sie 58 auch. Ich kam hin, wie es schon bald vorbei war; d. h. da nach dem Kirchhofe hinaus war noch immer ein Verkehr, als ob da der Bahnhof läge. Aber ich weiß nicht, ich hatte nichts dabei."

Wir sprachen von dem Kampfe der römischen Bischöfe, der „Schwarzen" gegen den Modernismus, unsrer Orthodoxen gegen die moderne Theologie. — „Ja, unsere sind blauschwarz. Bei uns machen sie es gerade so im Ministerium und in den Konsistorien mit den Strafprofessoren. Mich soll wundern, ob sie nicht dem Harnack nächstens auch 'nen Orthodoxen hinsetzen unter dem Vorwande, er hätte Hilfe nötig. Und was das Konsistorium in Münster mit dem Pastor im vorigen Jahre machte (Fall Cesar), ist ganz dasselbe. Früher wurden die „Modernisten" verbrannt, jetzt stellt man sie kalt. In der Politik ist's auch so. Sie haben nichts dagegen, daß einer Welfe ist, aber sie befördern ihn nicht. Da ist auch vieles faul."

Von den Gebetsmühlen in den buddhistischen Klöstern war die Rede. — „Die meisten Gebete sind nichts anderes. Die Mönche sind ganz schlau, daß sie die Wasserkraft benutzen und die Sache durch Mühlen abmachen."

„Dem Goethe gehen sie ja auch nach bis in die intimsten Winkel. Widerwärtig, diese Goethe-Schwärmer und Philologen! 'S ist nicht das Rechte. Wie langweilig ist der Briefwechsel mit Frau v. Stein, wo es sich immer ums Essen und Trinken handelt.

Von Shakespeare weiß man recht nichts, ebenso von Homer nicht; Mozarts Grab ist unbekannt. So ist's gerade recht. Das Gute und Bedeutende von ihnen ist in ihren Werken da. Das andere Minderwertige und weniger Liebenswürdige soll verschwinden."





Pfarrhaus in Mechtshausen nach Photographie von H. Breuer in Hamburg.

IV.

Im Sommer 1898 wurde ich von meiner ersten Pfarrstelle Hunteburg im Osnabrückschen nach Mechtshausen am Harz versetzt; dieser Ort, 500 Einwohner zählend, liegt im südlichsten Zipfel des alten Amtes Bockenem, im Regierungsbezirk Hildesheim, am Ostabhang des bewaldeten Heberberges. Nach Südosten zu erheben sich die Harzberge bei Seesen und Grund. Das Pfarrgehöft mit dem Ende der Achtziger Jahre erbauten nüchternen Fachwerkhaus und einem großen Garten liegt oben im Dorf nach dem freien Felde und dem Walde zu. Da das Haus für unsere kleine Familie zu geräumig war, schlugen wir den im Wiedensahler Pfarrwitwenhaus immer mehr vereinsamten beiden Alten, meinem Onkel und meiner Mutter, vor, mit nach Mechtshausen zu ziehen und ihren Lebensabend bei uns zuzubringen. Bei einem ersten kurzen Besuch in Mechtshausen gefiel dem Onkel alles so sehr, daß der Umzug schon für den Herbst beschlossen wurde. Im August waren wir eingezogen, im November kamen die Sachen aus Wiedensahl. Unsere Zimmer füllten sich und waren bald gemütlich eingerichtet. Der Onkel hatte gleich im Sommer die für einen Hauslehrer der Pastorenfamilie vorgesehenen zwei Zimmer oben im Hause nach hinten

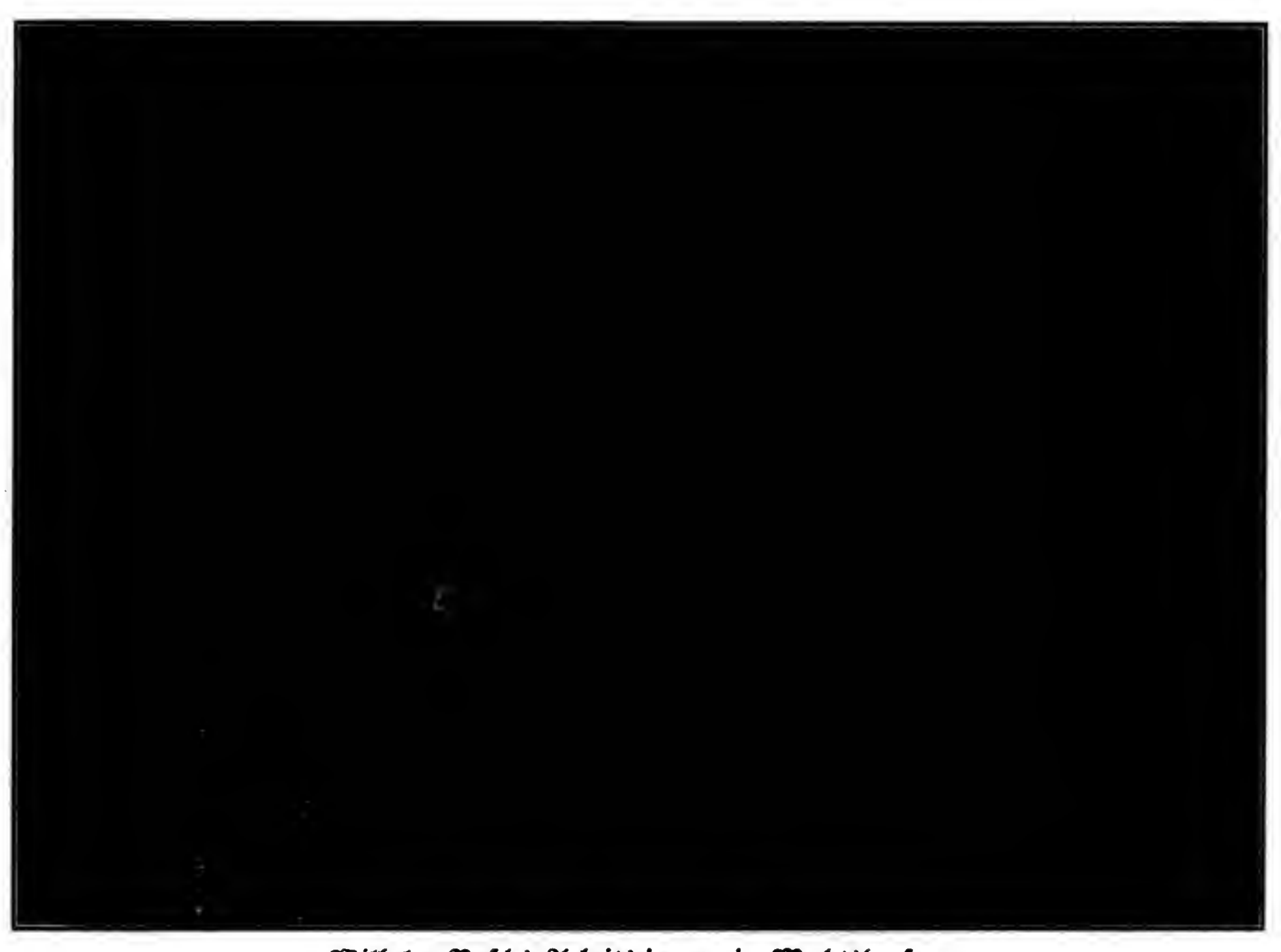




Pfarrhaus in Mechtshausen nach Photographie von H. Breuer in Hamburg.

IV.

Im Sommer 1898 wurde ich von meiner ersten Pfarrstelle Hunteburg im Osnabrückschen nach Mechtshausen am Harz versetzt; dieser Ort, 500 Einwohner zählend, liegt im südlichsten Zipfel des alten Amtes Bockenem, im Regierungsbezirk Hildesheim, am Ostabhang des bewaldeten Heberberges. Nach Südosten zu erheben sich die Harzberge bei Seesen und Grund. Das Pfarrgehöft mit dem Ende der Achtziger Jahre erbauten nüchternen Fachwerkhaus und einem großen Garten liegt oben im Dorf nach dem freien Felde und dem Walde zu. Da das Haus für unsere kleine Familie zu geräumig war, schlugen wir den im Wiedensahler Pfarrwitwenhaus immer mehr vereinsamten beiden Alten, meinem Onkel und meiner Mutter, vor, mit nach Mechtshausen zu ziehen und ihren Lebensabend bei uns zuzubringen. Bei einem ersten kurzen Besuch in Mechtshausen gefiel dem Onkel alles so sehr, daß der Umzug schon für den Herbst beschlossen wurde. Im August waren wir eingezogen, im November kamen die Sachen aus Wiedensahl. Unsere Zimmer füllten sich und waren bald gemütlich eingerichtet. Der Onkel hatte gleich im Sommer die für einen Hauslehrer der Pastorenfamilie vorgesehenen zwei Zimmer oben im Hause nach hinten



Wilhelm Buschs Arbeitszimmer in Mechtshausen.

hinaus mit der Aussicht auf den Heber gewählt. Sie wurden mit den alten schlichten Möbeln einfach ausgestattet; ein Lehnstuhl, der dem des Vaters (S. 7) in seinem Elternhause ähnlich war, und ein Sofa waren gegenüber seinem Zimmer in Wiedensahl die einzige Verbesserung zu seiner Bequemlichkeit. Im Lehnstuhl, der neben dem Ofen stand, saß er viel, lesend und sinnend; nur sehr selten, wenn ich zu ihm hineinkam, fand ich ihn auf dem Sofa liegend. Ein Sichgehen- und Sichverwöhnen-Lassen hat mein Onkel bis zuletzt nicht gekannt; auch im Wohnzimmer saß er, so spät es auch Abends oft wurde, auf seinem gewöhnlichen geradlehnigen Stuhl am Tisch. So wars die zehn Jahre, die wir in Mechtshausen noch mit ihm verlebten.

Es war zuerst nicht leicht, daß wir uns miteinander eingewöhnten. Denn die beiden Alten hatten in Wiedensahl in größter Einsamkeit und Stille gesessen, und unsere beiden Kinder brachten, ohne wild zu sein, doch oft zu viel Leben ins Haus. Aber von Jahr zu Jahr wurde es schöner und behaglicher in unserem kleinen Kreise. Die Kinder, vor allem ein Kleinstes, das unter den Augen des Onkels vom ersten Augenblicke an heranwuchs, wurden immer mehr seine Freude und brachten ihm viel Liebe und kindliches Zutrauen entgegen. Gleich, wenn er morgens beim Kaffeetische saß und sie ihm Guten Morgen sagten, ging es wie Sonnenschein über sein Gesicht; die geliebte Zigarette wurde beiseite gelegt und die Kleinste unter beiderseitigem Halloh! in der Luft geschwenkt. Wie er Kinder studierte, zeigt sich in den Worten eines Briefes an seinen Freund Bachmann vom Februar 1903: „Auch ich habe hier ja Gelegenheit, kleine Menschen zu beobachten; besonders unser Kleinstes

macht mir täglich Vergnügen. Mit immer neuem Erstaunen seh ich zu, wie so ein Würmchen in der Geschwindigkeit vieles begreift, wie es versteht, was man sagt, wie es verständig zu essen und zu trinken lernt, wie es läuft und herum hantiert, wie es die Dinge seiner Umgebung bei Namen nennt. Vielleicht in keiner späteren Zeit seines Lebens macht es solch auffällige Fortschritte." Hatte sich der Onkel in der ersten Zeit oft über die kindlichen Unarten und Gewohnheiten geärgert — wenn im Garten Blumen abgepflückt und hernach weggeworfen waren, hielt er den Kindern vor: die Blumen hätten auch Leben und Gefühl; wenn Beete vertreten waren, verdroß ihn die Unordnung — später nahm er dies alles ruhig mit in Kauf und ertrug es mit größter Gelassenheit. Aber auch die Kinder kannten und beachteten jetzt mehr seine Eigenart und Liebhaberei, und es wurde solch inniges Verhältnis, daß zu Besuch kommende Kinder ohne weiteres die beiden Alten als Großvater und Großmutter ansahen, und wirklich wars auch für uns bald nicht anders mehr.

An allem in Haus und Garten, in Familie und Gemeinde nahm der Onkel lebhaftesten Anteil. Manche schwere Stunde, die öftere Krankheiten und allerlei Aufregungen im Amt uns brachten, hat er in seiner abgeklärten Ruhe uns erleichtert. Bei solch einer Gelegenheit war's, daß er gegenüber der Klage über die ewigen Nöte und der Sorge, was immer noch kommen könnte, meine Frau daran erinnerte: „du betest doch im Vaterunser: Unser täglich Brot gib uns heute — und nicht: gib es uns morgen, übermorgen und übers Jahr auch noch."

Seine ganz besondere Freude wurde, wie es in Wiedensahl gewesen war, auch in Mechtshausen bald der Garten. Als ich ihn übernahm, war er arg verwildert und verwahrlost. Die zuerst nötigen gründlichen Eingriffe, Umhauen alter Bäume, Ausroden, Kappen und Beschneiden zu wild gewachsener Büsche, waren nicht nach des Onkels Sinn. Unser Garten gliche einem Schlachtfeld mit lauter Baumleichen, so klagte er da. Aber als die Neuanlage fertig wurde, als mancher junge Obstbaum gepflanzt war und der Ertrag von Jahr zu Jahr sich hob, da hatte er seine helle Freude daran. Wie manchen Schnitt hat der Onkel im Mechtshäuser Pfarrgarten getan, in den ersten Jahren auch noch manchen Handschlag mit Unkrautausjäten und Anbinden der Rosen, die, zum größten Teil von Wiedensahl mitgebracht, seine besonderen Lieblinge und Pfleglinge waren. Wenn ich nebenan seine Stubentür gehen hörte, wohl zwanzigmal am Tage, erschien er gleich darauf unter meinem Fenster mit einer Feld-, Wald- und Wiesenzigarre, wie er diese gewöhnliche Sorte titulierte, bei der es genügte, wenn sie nur brannte; und nun sah ich, wie er alles untersuchte und gründlich in Augenschein nahm. War unser alter Tagelöhner schon tätig, so begrüßte er ihn, redete mit ihm von Wind und Wetter, ließ sich alte Ortsgeschichten erzählen oder fragte, wie dies und das im Mechtshäuser Plattdeutsch gesprochen würde. Niemals verfehlte der Onkel am Schluß dieser Unterhaltung die Zigarrentasche zu ziehen mit den Worten: „Ist Ihnen eine Zigarre gefällig?", was mit der regelmäßig wiederkehrenden Wendung „No, warume denn nich" — dankend angenommen wurde. Dann setzte er seine Wanderung weiter fort; hier stand er still, dort bückte er sich, um keimenden Samen genauer zu sehen, bis er auf einer Bank unter alten Linden oder auf einem der abgesägten Obstbaumstümpfe oder auf dem eigentlichen Stammplatz in der Kirschbaumallee an dem runden steinernen Tisch sich niederließ, wo er bei schönem Wetter oft lange Zeit beobachtend, sinnend saß.



Wilhelm Buschs Arbeitszimmer in Mechtshausen.

hinaus mit der Aussicht auf den Heber gewählt. Sie wurden mit den alten schlichten Möbeln einfach ausgestattet; ein Lehnstuhl, der dem des Vaters (S. 7) in seinem Elternhause ähnlich war, und ein Sofa waren gegenüber seinem Zimmer in Wiedensahl die einzige Verbesserung zu seiner Bequemlichkeit. Im Lehnstuhl, der neben dem Ofen stand, saß er viel, lesend und sinnend; nur sehr selten, wenn ich zu ihm hineinkam, fand ich ihn auf dem Sofa liegend. Ein Sichgehen- und Sichverwöhnen-Lassen hat mein Onkel bis zuletzt nicht gekannt; auch im Wohnzimmer saß er, so spät es auch Abends oft wurde, auf seinem gewöhnlichen geradlehnigen Stuhl am Tisch. So wars die zehn Jahre, die wir in Mechtshausen noch mit ihm verlebten.

Es war zuerst nicht leicht, daß wir uns miteinander eingewöhnten. Denn die beiden Alten hatten in Wiedensahl in größter Einsamkeit und Stille gesessen, und unsere beiden Kinder brachten, ohne wild zu sein, doch oft zu viel Leben ins Haus. Aber von Jahr zu Jahr wurde es schöner und behaglicher in unserem kleinen Kreise. Die Kinder, vor allem ein Kleinstes, das unter den Augen des Onkels vom ersten Augenblicke an heranwuchs, wurden immer mehr seine Freude und brachten ihm viel Liebe und kindliches Zutrauen entgegen. Gleich, wenn er morgens beim Kaffeetische saß und sie ihm Guten Morgen sagten, ging es wie Sonnenschein über sein Gesicht; die geliebte Zigarette wurde beiseite gelegt und die Kleinste unter beiderseitigem Halloh! in der Luft geschwenkt. Wie er Kinder studierte, zeigt sich in den Worten eines Briefes an seinen Freund Bachmann vom Februar 1903: „Auch ich habe hier ja Gelegenheit, kleine Menschen zu beobachten; besonders unser Kleinstes

macht mir täglich Vergnügen. Mit immer neuem Erstaunen seh ich zu, wie so ein Würmchen in der Geschwindigkeit vieles begreift, wie es versteht, was man sagt, wie es verständig zu essen und zu trinken lernt, wie es läuft und herum hantiert, wie es die Dinge seiner Umgebung bei Namen nennt. Vielleicht in keiner späteren Zeit seines Lebens macht es solch auffällige Fortschritte." Hatte sich der Onkel in der ersten Zeit oft über die kindlichen Unarten und Gewohnheiten geärgert — wenn im Garten Blumen abgepflückt und hernach weggeworfen waren, hielt er den Kindern vor: die Blumen hätten auch Leben und Gefühl; wenn Beete vertreten waren, verdroß ihn die Unordnung — später nahm er dies alles ruhig mit in Kauf und ertrug es mit größter Gelassenheit. Aber auch die Kinder kannten und beachteten jetzt mehr seine Eigenart und Liebhaberei, und es wurde solch inniges Verhältnis, daß zu Besuch kommende Kinder ohne weiteres die beiden Alten als Großvater und Großmutter ansahen, und wirklich wars auch für uns bald nicht anders mehr.

An allem in Haus und Garten, in Familie und Gemeinde nahm der Onkel lebhaftesten Anteil. Manche schwere Stunde, die öftere Krankheiten und allerlei Aufregungen im Amt uns brachten, hat er in seiner abgeklärten Ruhe uns erleichtert. Bei solch einer Gelegenheit war's, daß er gegenüber der Klage über die ewigen Nöte und der Sorge, was immer noch kommen könnte, meine Frau daran erinnerte: „du betest doch im Vaterunser: Unser täglich Brot gib uns heute — und nicht: gib es uns morgen, übermorgen und übers Jahr auch noch."

Seine ganz besondere Freude wurde, wie es in Wiedensahl gewesen war, auch in Mechtshausen bald der Garten. Als ich ihn übernahm, war er arg verwildert und verwahrlost. Die zuerst nötigen gründlichen Eingriffe, Umhauen alter Bäume, Ausroden, Kappen und Beschneiden zu wild gewachsener Büsche, waren nicht nach des Onkels Sinn. Unser Garten gliche einem Schlachtfeld mit lauter Baumleichen, so klagte er da. Aber als die Neuanlage fertig wurde, als mancher junge Obstbaum gepflanzt war und der Ertrag von Jahr zu Jahr sich hob, da hatte er seine helle Freude daran. Wie manchen Schnitt hat der Onkel im Mechtshäuser Pfarrgarten getan, in den ersten Jahren auch noch manchen Handschlag mit Unkrautausjäten und Anbinden der Rosen, die, zum größten Teil von Wiedensahl mitgebracht, seine besonderen Lieblinge und Pfleglinge waren. Wenn ich nebenan seine Stubentür gehen hörte, wohl zwanzigmal am Tage, erschien er gleich darauf unter meinem Fenster mit einer Feld-, Wald- und Wiesenzigarre, wie er diese gewöhnliche Sorte titulierte, bei der es genügte, wenn sie nur brannte; und nun sah ich, wie er alles untersuchte und gründlich in Augenschein nahm. War unser alter Tagelöhner schon tätig, so begrüßte er ihn, redete mit ihm von Wind und Wetter, ließ sich alte Ortsgeschichten erzählen oder fragte, wie dies und das im Mechtshäuser Plattdeutsch gesprochen würde. Niemals verfehlte der Onkel am Schluß dieser Unterhaltung die Zigarrentasche zu ziehen mit den Worten: „Ist Ihnen eine Zigarre gefällig?", was mit der regelmäßig wiederkehrenden Wendung „No, warume denn nich" — dankend angenommen wurde. Dann setzte er seine Wanderung weiter fort; hier stand er still, dort bückte er sich, um keimenden Samen genauer zu sehen, bis er auf einer Bank unter alten Linden oder auf einem der abgesägten Obstbaumstümpfe oder auf dem eigentlichen Stammplatz in der Kirschbaumallee an dem runden steinernen Tisch sich niederließ, wo er bei schönem Wetter oft lange Zeit beobachtend, sinnend saß.



Mechtshausen 1899 (nach Photographie).



Im Pfarrgarten. 1904 (nach Photographie von R. Dührkoop, aufgenommen für Illustr. Zeitung, Berlin).



Mechtshausen 1899 (nach Photographie).

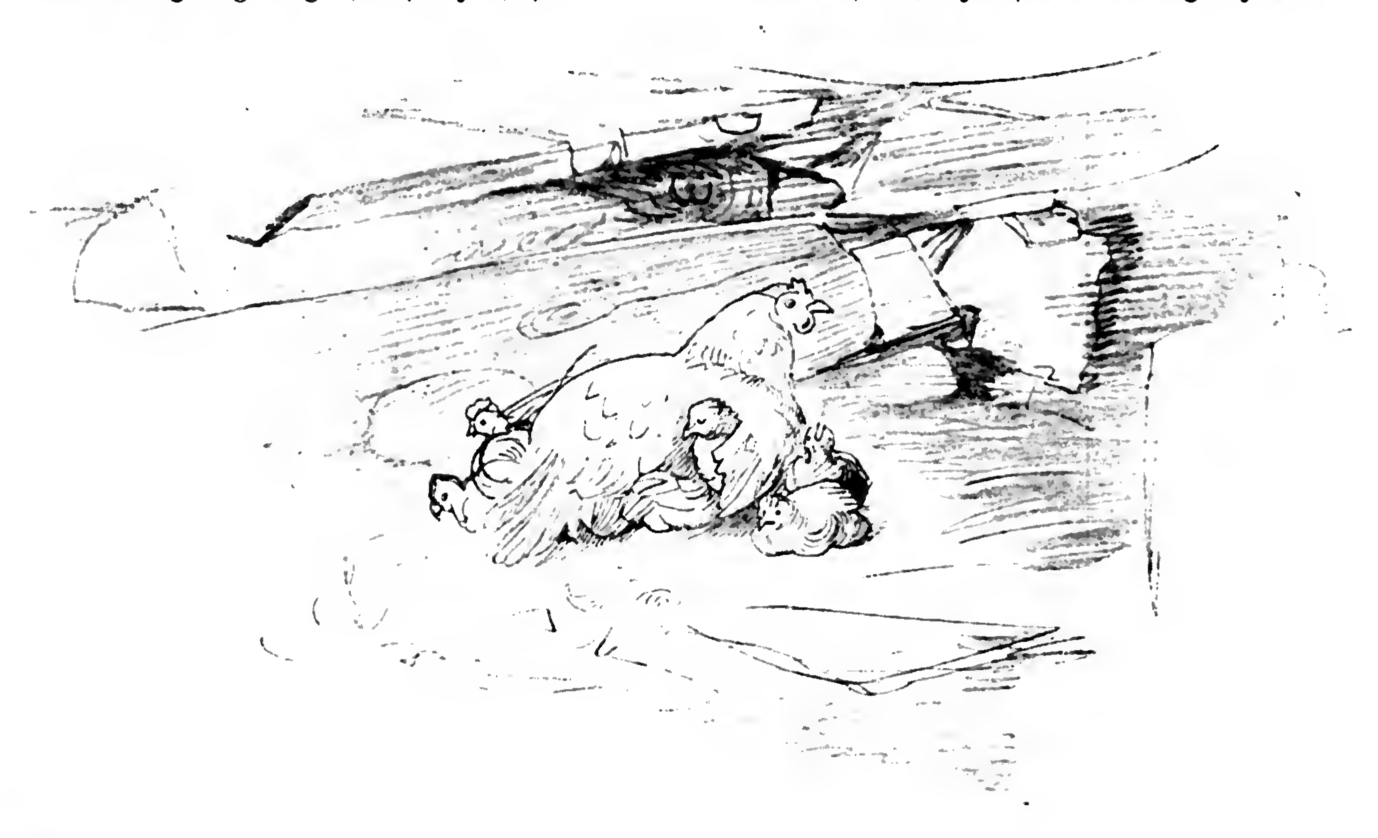


Im Pfarrgarten. 1901 (nach Photographie von R. Dührkoop, aufgenommen für Illustr. Zeitung, Berlin).

Morgens nach dem ersten Gartenspaziergang meldete er dies und das in Unordnung vorgefundene, wenn ein Maulwurf an verkehrter Stelle gewühlt, wenn eine Erdratte sich unliebsam bemerkbar gemacht, und er sah es gern, wenn man da gleich Abhilfe schaffte. Denn peinliche Ordnung liebte er auch im Garten über alles. — Wie scharf beobachtete er, was da um ihn her sich regte. Einmal hatte er, der aus dem gründlichen Studium Brehms und aus eigener Anschauung von der Kinderzeit her die heimische Vogelwelt genau kannte, einen unbekannten kleinen Vogel gesehen und war erfreut, als wir feststellten, daß es der Trauerfliegenschnäpper war. Als abends eine langbeinige Mücke an der Lampe tanzte, beschrieb er mir, wie er zweimal in seinem Leben solch einem Tierchen zugesehen, das gerade aus der Erde kroch, wohin das Weibchen mit seiner langen Legröhre die Eier legte. — Wenn das



Wetter es irgend erlaubte, machte der Onkel regelmäßig seine Gartenwanderungen; über den Garten hinaus ging er in den letzten Jahren so gut wie gar nicht mehr. Das Bergsteigen griff ihn zu sehr an und brachte ihm Herzklopfen. Bei ganz un-



gestümer Witterung pilgerte er wenigstens eine Zeitlang auf dem Steinwege hin und her, der vom Hause zur Dorfstraße führte. Aber schlechtes Wetter, andauernder Landregen, auch zu lange Schneezeit im Winter machte ihn verdrießlich und verstimmt, wohl auch weil ihm da die gewohnte körperliche Bewegung und frische Luft fehlte.

Die Tage verliefen in altgewohnter Ordnung, wie es in Wiedensahl gewesen war. Wie dort saß er gern nach den schnell erledigten Mahlzeiten noch längere Zeit mit einem von uns zusammen; er drehte sich eine Zigarette nach der andern; er freute sich über die Blumen am Fenster — die roten liebte er besonders, das war ein „Licht", während eine weiße Blüte nur ein „Fleck" war; er sprach oder schwieg, wie es ihm zu Sinne war. Abends nach dem Essen wurde die Zeitung gelesen; besonders den „Vorwärts", den wir neben anderen Tagesblättern und Wochenzeitschriften hielten, studierte er mit größtem Interesse durch; die Leitartikel freilich machten ihm bald keine Freude mehr; aber die kleinere Chronik umsomehr; da fand er „Tatsachen" erzählt, Menschen und menschliche Schicksale geschildert. — Artikel über Kunst las er nur aus psychologischem Interesse an den Kunstkritikern. „Wenn man so einen Artikel durchgelesen hat, versteht man am Ende gar nichts mehr; man ist bedusselt wie von starkem Wein. Das ist auch der Zweck solcher Schreiber, die in „andern Zungen" über das reden, was man doch mit der Sprache nicht fassen und nicht erklären kann. Denen ist Nietzsche mit seinem Wortschatz und der Umwertung aller Werte gelegen gekommen." — An der Politik nahm der Onkel in bewegten Zeiten lebhaften Anteil, im nationalen und liberalen Sinne, während ihm die nationalliberale Partei zu schwankend und zu reaktionär geworden war. Die Reaktion sah er überall im öffentlichen Leben, in Staat und Kirche, wachsen. Das müßte erst noch viel ärger kommen, ehe die freieren und wirklich liberalen Geister sich zusammentäten und sich zu Taten aufrafften. Bei den Reichstagswahlen, die wir in Mechtshausen erlebten, gingen wir gewissenhaft zur Urne, und das war auch die einzige Gelegenheit, daß ich mit dem Onkel einmal im Wirtshaus einen Frühschoppen machte. Sonst ging er nie mehr dorthin. — War am Abend die Zeitung erledigt, wurde ein Buch vorgenommen, auch wohl mal eins, das gerade aktuell war. Frenssens Hilligenlei gefiel ihm trotz der Anklänge des Anfangs an David Copperfield sehr. Oft aber kehrte er zu den alten Freunden, zu englischer Literatur, zu unsern Klassikern, besonders Goethe, zu Brehm u. a. zurück. Was mich besonders erfreute, war des Onkels eingehende Beschäftigung mit der Bibel, mit theologischen und religiösen Fragen. Darüber ist schon anderweit Näheres gesagt. —

War's über dem Lesen später und später geworden, so wurden erst noch wieder ein paar Zigaretten geraucht, und dabei kam der Onkel ins Plaudern und Erzählen so anschaulich, daß man mit dabei war. Als kleiner Junge hatte er in Ebergötzen hinter dem Ofen gesessen und war unfreiwilliger und unbemerkter Zuhörer geworden, wie eine aus der Nachbarschaft zu Besuch Anwesende von dem Verlust eines falschen Zahns erzählt, den sie hinuntergeschluckt und der auf Umwegen wieder ans Tageslicht und an seinen alten Platz gekommen war. Manche Leute sah der Onkel, wenn er von ihnen erzählte, noch förmlich vor sich sitzen als wär's gestern gewesen; so den alten Bauern in Lüethorst, der den Tod seiner Frau anmeldete und auf die teilnehmende Frage, was ihr gefehlt, antwortete: „Ja, sä harre den Gichtfluß und den Krampemfluß. Dä wrangen seck in'n Liwe und dao was sä daoute"; oder

jenen glücklichen Bräutigam, der das Aufgebot bestellte und auf die Frage, wie seine Braut ihm gefiele, nur die lakonische Bemerkung hatte, die eine glückliche Ehe verbürgte: „Sie heißt Amalia. Weiter weiß ich 'r nichts von." Wie oft hat der Onkel sich an diesen und ähnlichen Geschichten und Schnäcken, auch derben Bauernspäßen ergötzt. — Oder er kam auf seine Wanderjahre und seine alten Freunde und Bekannten zu sprechen; wie er mit dem einen dessen Elternhaus besucht; der Vater sah aus wie ein Gebhardtscher Christus, so mager und mit solchem dürftigen Bart. — Im Verein hätte ein Kaplan mit verkehrt, ein intelligenter und in allerlei technischen Fertigkeiten geschickter Mensch, der davon lebte, daß er stille Messen nach frommen Stiftungen las, der auch wacker mitzechte. Als ihn aber spät abends die Bekannten einmal auf der Kneipe im Schwein-Brenntrog herumgetragen, müßte das höheren Orts ruchbar geworden und unliebsam bemerkt sein; denn er wäre eingeheimst und forthin nicht mehr gesehen worden. — Oder die „Woche" bot Anlaß zur Unterhaltung; als das Bild eines berühmten Mannes auf dem Totenbette drin zu sehen war, sagte der Onkel: „Da haben die Reporter wieder einen Leichnam, über den sie herfallen können." Die meisten Personenaufnahmen, in Positur und bei Blitzlicht geknipst fand er greulich. Dagegen der Kaffernhäuptling Morenga, der gefiel ihm; hätte keine Nase für einen Zwicker, meinte er, und so ähnliche Kerle hätte er auch bei uns schon gesehen. — Oder wir kamen auf ernstere Fragen: Luther war sein Mann! Selten hätte es solch einen Menschen wie den gegeben, der ein Stück Poesie im Leibe gehabt und so durch und durch deutsch gewesen und deshalb gegen alles Römische und alle Römischen, weil die nur antideutsch sein könnten.

Unter solchen Gesprächen, ernsten und heiteren, schloß für gewöhnlich ein Tag wie der andere; manchmal war der Onkel aber auch teilnahmlos und wie abwesend, wenn wir uns unterhielten. Er konnte wohl eine Viertelstunde an einer Zigarette drehen; man merkte, wie er etwas zergrübelte, einen Stoff inhaltlich verarbeitete oder an der Form eines Gedichts feilte. — Wenn Hausbesuch da war, so bedeutete das für des Onkels Gewohnheiten keine Veränderung, nur daß er sich wohl lebhafter unterhielt. In seiner stillen beschaulichen Ruhe ließ er sich auch dann nicht stören. Das war nach wie vor ein Hauptgrund, weshalb er die Gesellschaft Fremder möglichst zu vermeiden suchte. Geradezu verhaßt war ihm auch in Mechtshausen, wo später viele gekommen sind, ein Besuch, bei dem er das Gefühl hatte, interviewt, „ausgeholt" zu werden. Immer wieder bestärkte ihn in der Abneigung gegen solche Besucher die Erfahrung, daß sie ihr Erlebnis in der Zeitung mitteilen mußten; auch allerlei Mißverständnisse fürchtete er. So war bei einem Besuch von ihm das Wort gesprochen, Böcklin hätte ein „stählernes", scharfes Auge gehabt; daraus war gemacht, ein „stehlendes" Auge. „Na ja", meinte er, „das hat ja etwa auch den Sinn." — Ein Besucher, der seine flüchtigen Gespräche mit Wilhelm Busch und seine angeblichen Beziehungen zu ihm geschäftlich ausnutzen wollte, erregte seinen ganzen Zorn. „Hätten wir doch solch eine Zecke gleich ablaufen lassen."

In kluger Überlegung hatte mein Onkel es in den ersten Jahren in Mechtshausen einzurichten gewußt, daß alle Welt ihn noch in Wiedensahl vermutete, wie ihn noch bei seinem 70. und 75. Geburtstag viele Berichterstatter in seinem Geburtsorte leben ließen. Wenn er über Wiedensahl Briefe erhielt, so schrieb er in

jenen Jahren nie den Ort der Absendung in die Antwort hinein. Auch die Mechtshäuser Dorfbewohner kamen erst spät dahinter, wer in ihrer Mitte lebte. Darüber war es Anfang des Jahres 1902 geworden, als ein Feuilleton-Redakteur des Berliner Tageblatts anfragte, ob er einmal kommen dürfte; er erhielt zusagenden Bescheid und berichtete hernach über seinen Besuch bei dem „Einsiedler von Mechtshausen". Bald danach kam der Kladderadatsch-Redakteur Trojan, der über Naturbeobachtung, über Botanik u. dgl. viel zu erzählen wußte, was auch den Onkel sehr interessierte. Die „Jugend" bat um einen Beitrag für eine Festnummer und erhielt das Gedicht:

Wie Andre, ohne viel zu fragen,
Ob man hier oben mich gebraucht,
So bin auch ich zu Lust und Plagen
Im Strom der Dinge aufgetaucht.
Geduld! Nach wenigen Minuten
Versink ich wieder in den Fluten.

Damit und mit dem Erscheinen des ersten Photographen wurde der 70. Geburtstag eingeläutet, der über hundert Telegramme, über tausend andere Glückwünsche, Adressen, auch viele materielle Grüße aus aller Welt in unser stilles Harzdorf brachte; dazu eine Unmenge von Zeitungen mit vielfach unzutreffenden Angaben. Eine eigenartige Geburtstags-Ehrung hatten die Alldeutschen Österreichs im Reichsrat in Wien ausgeführt; sie brachten eine Interpellation über das Verbot des heiligen Antonius ein und lasen dabei das ganze Werk vor, legten auch ein Exemplar auf den Tisch des Hauses nieder, während sie ein zweites in genau derselben Ausführung nach Mechtshausen sandten. Der Verlag Schauenburg in Lahr versieht seitdem die für Österreich bestimmten Exemplare mit der Vorbemerkung, daß sie wiederabgedruckt sind aus dem stenographischen Protokoll der 122. Sitzung des Hauses der Abgeordneten vom 16. April 1902. Der Onkel war allen diesen Ehrungen und Grüßen schon acht Tage vorher durch eine Reise nach Ebergötzen und Hattorf aus dem Wege gegangen. Als er zurückkehrte, ließ er sich über alles von mir berichten und erledigte nur das Wichtigste selbst durch besondere Antwort. Seinen allgemeinen Dank sandten wir zum Abdruck an eine Berliner Zeitung; er lautet so:

Mein Dank.

Für die vielen Zeichen der Theilnahme bei Gelegenheit meines siebzigsten Geburtstages sprech ich hier meinen verbindlichsten Dank aus — nicht ohne Verlegenheit; denn, wenn ich zurück denke an das, was ich war, so kommt es mir fast vor, als ob ich es gar nicht gewesen wäre.

Die Art, wie ich über die Peinlichkeiten der Welt ein wenig zu triumphieren versuchte, ist nicht durchweg gebilligt worden. Von Leuten, die den prüfenden Tugendblick lieber nach außen als innen richten, bin ich strengstens verurtheilt. Man hat mich sogar, freilich ohne daß ich bis jetzt was davon merke, zur Verbüßung meiner zahlreichen Fehler ins Kloster geschickt. Manche dagegen wollten behaupten, ich sei zu schwach, um die bösen Geschichten allein zu machen. Solche aber, denen ich längst zu lange lebte, haben mich stoßweise seit fünfundzwanzig Jahren bereits todt gesagt.

Wer mit seinen Kunstkindern bei Sonnenschein im Freien spazieren geht, muß eben erwarten, daß ihm allerlei neckisches Zeug um die Ohren schwirrt. —

Fortuna lächelt, doch sie mag
Nur ungern voll beglücken;
Schenkt sie uns einen Sommertag,
So schenkt sie uns auch Mücken.

Was thut's? Mir wenigstens hat die Verfertigung meiner Sachen nicht bloß an sich schon Vergnügen bereitet, sondern ich fand mehr als genug Beifall obendrein." —

Ähnlich verlief der 75. Geburtstag. Auch da hatte der Onkel sich wieder rechtzeitig fortbegeben, diesmal nach Münster i. Westf., wo meine jüngste Schwägerin, eine Großtochter des Pastors Kleine in Lüethorst, sich inzwischen mit dem Universitätsprofessor Thomsen verheiratet hatte und in einer alten Ordenskommende mit einem großen verwunschenen Garten an der Stadtmauer dem Onkel ein behagliches und verborgenes Stillesitzen bieten konnte. Dort verlebte er ohne viel Aufhebens seinen Geburtstag; er freute sich an dem Erwachen des Frühlings, der in Münster früher als bei uns am Harz einkehrte; er freute sich an dem anregenden Verkehr mit der ihm seit Jahren innig befreundeten Hausfrau und mit den Ihrigen und kehrte befriedigt ins alte Nest wieder heim. Diesmal bestimmten wir ihn, auf die wieder zahlreich eingelaufenen Glückwünsche von Kindern und Kranken eine besondere Antwort zu senden. Er tat's und schrieb an über hundert dieser Gratulanten eine Ansichtskarte, die ihn vor einem großen Rosenstrauch im Pfarrgarten darstellt. Durch weiteres Zureden erreichten wir's, daß er auch einen öffentlichen Dank nachfolgen ließ in nebenstehendem formvollendeten Gedicht.

Ehe ich nun zum Schlußabschnitt meiner Schilderung komme, möchte ich über die Veröffentlichung der letzten Werke von Wilhelm Busch hier ein Wort sagen: Noch in Wiedensahl, besonders aber in den ersten Jahren in Mechtshausen, hatte er ältern und neuern Stoff in Gedichten verarbeitet, zum Teil wieder überarbeitet, ähnlich denen, wie sie in der Kritik des Herzens sich finden. Eines Tages sagte er mir, er wollte hundert dieser Gedichte aussuchen und sie an Bassermann schicken, der früher einmal den Wunsch geäußert, die Kritik des Herzens etwas umfangreicher zu gestalten. Die hundert Gedichte wurden ausgewählt und erschienen zum Geburtstag 1904 unter dem von meinem Onkel bestimmten Titel „Zu guter Letzt". Das erste Originalmanuskript, in dem die Gedichte mit Überschriften versehen sind, gab er mir; für den Druck ließ er die Überschriften fort, weil er das Buch äußerlich der Kritik des Herzens gleich gestalten wollte. Seit 1908 hat die Verlagsbuchhandlung die für den Sinn der Gedichte oft nicht unwichtigen Überschriften hinzugefügt. — In der letzten Wiedensahler Zeit hatte der Onkel noch viel in Öl gemalt und vor allem viel gezeichnet, einzelne Blätter oder kleinere Bilderreihen. Auf sechzig Kartons hatte er eine große Anzahl dieser sorgfältig ausgewählten und meist mit seinen charakteristischen Versen versehenen Zeichnungen aufgeklebt und übergab mir 1905 dieses druckfertige Manuskript zur Aufbewahrung als ein Geschenk für meine Mutter. Wir könnten es nach seinem Tode herausgeben. „Hernach", so hatte er es selbst betitelt, so ist es Herbst 1908 erschienen. Mit welcher Liebe und Sorgfalt der Onkel gerade die Zeichnungen zu diesem letzten seiner zeichnerischen Werke entworfen, ausgeführt und ausgewählt hat, dafür sind die zahlreichen Studien und Versuche, die er mir seiner Zeit mit übergab, der beste Beweis. Wie viele Totenschädel hat er erst gezeichnet, wie hat er's mit einer Maus, die in die Augenhöhle hinein-

Dank und Gruß.

Ich weiß nicht mehr genau, wie es gekommen.
Kurzum! Nach längerem Verborgensein
Hab ich dereinst auf Erden Platz genommen,
Um auch einmal am Licht mich zu erfreun.
Und alsogleich faßte mich die Zeit beim Kragen
Und hat mich weidlich, ohne viel zu fragen,
Bald geradeaus, bald wiederum im Bogen,
Durch diese bunte Welt hindurch gezogen.
Inzwischen pflückt ich an des Weges Rand
Mir dies und das, was ich ergötzlich fand.
Auch leert ich manchesmal meinen vollen Krug
Mit guten Freunden, bis es hieß: Genug!
Nur eins versucht ich oftmals recht und fleißig:
Besah ich was genau, so fand ich schließlich,
Daß hinter jedem Dinge höchst verschmitzt
Im Dunkel noch das wahre Leben sitzt.
Allein wozu das peinliche Gegrübel?
Was sichtbar bleibt, ist immerhin nicht übel.
Nun kommt die Nacht. Ich bin bereits am Ziele.
Ganz nahe hör ich schon die Lethe fließen.
Und sieh! Am Ufer stehen ihrer viele,
Mich, da ich scheide, freundlich zu begrüßen.
Nicht Allen kann ich sagen: Das thut gut!
Der Fährmann ruft. Ich schwenke nur den Hut.

Wilhelm Busch.

Mechtshausen, April 1907.

Fortuna lächelt, doch sie mag
Nur ungern voll beglücken;
Schenkt sie uns einen Sommertag,
So schenkt sie uns auch Mücken.

Was thut's? Mir wenigstens hat die Verfertigung meiner Sachen nicht bloß an sich schon Vergnügen bereitet, sondern ich fand mehr als genug Beifall obendrein." —

Ähnlich verlief der 75. Geburtstag. Auch da hatte der Onkel sich wieder rechtzeitig fortbegeben, diesmal nach Münster i. Westf., wo meine jüngste Schwägerin, eine Großtochter des Pastors Kleine in Lüethorst, sich inzwischen mit dem Universitätsprofessor Thomsen verheiratet hatte und in einer alten Ordenskommende mit einem großen verwunschenen Garten an der Stadtmauer dem Onkel ein behagliches und verborgenes Stillesitzen bieten konnte. Dort verlebte er ohne viel Aufhebens seinen Geburtstag; er freute sich an dem Erwachen des Frühlings, der in Münster früher als bei uns am Harz einkehrte; er freute sich an dem anregenden Verkehr mit der ihm seit Jahren innig befreundeten Hausfrau und mit den Ihrigen und kehrte befriedigt ins alte Nest wieder heim. Diesmal bestimmten wir ihn, auf die wieder zahlreich eingelaufenen Glückwünsche von Kindern und Kranken eine besondere Antwort zu senden. Er tat's und schrieb an über hundert dieser Gratulanten eine Ansichtskarte, die ihn vor einem großen Rosenstrauch im Pfarrgarten darstellt. Durch weiteres Zureden erreichten wir's, daß er auch einen öffentlichen Dank nachfolgen ließ in nebenstehendem formvollendeten Gedicht.

Ehe ich nun zum Schlußabschnitt meiner Schilderung komme, möchte ich über die Veröffentlichung der letzten Werke von Wilhelm Busch hier ein Wort sagen: Noch in Wiedensahl, besonders aber in den ersten Jahren in Mechtshausen, hatte er ältern und neuern Stoff in Gedichten verarbeitet, zum Teil wieder überarbeitet, ähnlich denen, wie sie in der Kritik des Herzens sich finden. Eines Tages sagte er mir, er wollte hundert dieser Gedichte aussuchen und sie an Bassermann schicken, der früher einmal den Wunsch geäußert, die Kritik des Herzens etwas umfangreicher zu gestalten. Die hundert Gedichte wurden ausgewählt und erschienen zum Geburtstag 1904 unter dem von meinem Onkel bestimmten Titel „Zu guter Letzt". Das erste Originalmanuskript, in dem die Gedichte mit Überschriften versehen sind, gab er mir; für den Druck ließ er die Überschriften fort, weil er das Buch äußerlich der Kritik des Herzens gleich gestalten wollte. Seit 1908 hat die Verlagsbuchhandlung die für den Sinn der Gedichte oft nicht unwichtigen Überschriften hinzugefügt. — In der letzten Wiedensahler Zeit hatte der Onkel noch viel in Öl gemalt und vor allem viel gezeichnet, einzelne Blätter oder kleinere Bilderreihen. Auf sechzig Kartons hatte er eine große Anzahl dieser sorgfältig ausgewählten und meist mit seinen charakteristischen Versen versehenen Zeichnungen aufgeklebt und übergab mir 1905 dieses druckfertige Manuskript zur Aufbewahrung als ein Geschenk für meine Mutter. Wir könnten es nach seinem Tode herausgeben. „Hernach", so hatte er es selbst betitelt, so ist es Herbst 1908 erschienen. Mit welcher Liebe und Sorgfalt der Onkel gerade die Zeichnungen zu diesem letzten seiner zeichnerischen Werke entworfen, ausgeführt und ausgewählt hat, dafür sind die zahlreichen Studien und Versuche, die er mir seiner Zeit mit übergab, der beste Beweis. Wie viele Totenschädel hat er erst gezeichnet, wie hat er's mit einer Maus, die in die Augenhöhle hinein-

Dank und Gruß.

Ich weiß nicht mehr genau, wie es gekommen.
Kurzum! Nach längerem Vorbereitungssein
Hab ich dereinst auf Erden Platz genommen,
Um auch einmal am Lichte mich zu erfreun.
Und allsogleich faßte mich die Zeit beim Kragen
Und hat mich unterdeß, ohne viel zu fragen,
Bald geradeaus, bald wiederum im Bogen,
Durch diese bunte Welt hindurch gezogen.
Inzwischen pflückt' ich an des Weges Rand
Mir dies und das, was ich ergötzlich fand.
Auch leert' ich manchesmal manchen vollen Krug
Mit guten Freunden, bis es hieß: Genug!
Nur Eins verdroß mich oftmals recht eindringlich:
Besah ich was genau, so fand ich schließlich,
Daß hinter jedem Dinge höchst verschmitzt
Im Dunkel noch das wahre Leben sitzt.
Allein wozu das peinliche Gegrübel?
Was sichtbar bleibt, ist immerhin nicht übel.
Nun kommt die Nacht. Ich bin bereits am Ziele.
Ganz nahe hör ich schon die Lethe fließen.
Und sieh! Am Ufer stehen ihrer Viele,
Mich, da ich scheide, freundlich zu begrüßen.
Nicht Allen kann ich sagen: Das thut gut!
Der Fährmann ruft. Ich schwenke nur den Hut.

Wilhelm Busch.

Mechtshausen, April 1907.

schlüpft, erst versucht, bis endlich das Schlußblatt „Sorglos" (S. 60) in Hernach dastand! Wie er den „Fliegenden Frosch" (Hernach, S. 52 ff.) dichterisch und zeichnerisch in Hernach auf den besten Ausdruck gebracht hat, zeigt ein Vergleich mit früheren Behandlungen desselben Gegenstandes (vgl. „Zu guter Letzt", S. 28, 29 und S. 59—61 dieses Buches). — Der Negerknabe am Nil (Hernach, S. 50) liegt in farbigen Studien, in grüner Bleifeder und in Sepia vor; zur Veröffentlichung wurde die schwarze Federzeichnung ausgewählt. Ähnlich ist es bei all den andern Blättern bis zu den kleinen Schnitzeln. Als weitere Proben mögen hier zum Vergleich noch dienen die Entwürfe zum „Ständchen" (Hernach, S. 4) sowie zur „Rast im Walde", die man, was die Innigkeit der Auffassung und Darstellung betrifft, neben die deutsche Flucht nach Ägypten von Wilhelm Steinhausen stellen kann. (S. 201.)



Zum 75. Geburtstage wollte Bassermann eine Festausgabe der Frommen Helene veranstalten und erbat dafür einen Beitrag, worauf mein Onkel ihm das einleitende Gedicht „An Helene" Januar 1907 sandte. Eine Prosaerzählung, „Meiers Hinnerk", die den Nachmittag eines Hütejungen in Wiedensahl schildert, und eigene Jugenderlebnisse des Verfassers, zum Teil in dem geliebten heimischen Plattdeutsch mit verarbeitet, hatte er schon länger vorher „zum eigenen Pläsir" aufgeschrieben; er gab sie zu einer ersten Veröffentlichung an den niedersächsischen Heidjer-Kalender 1907 (Verlag Jänecke in Hannover).

Als „Zu guter Letzt" erschien, äußerte der Onkel, daß er die besten der Gedichte aus den letzten Jahren bei der Auswahl noch zurückgelassen hätte; es kamen von 1904 an noch mehrere hinzu, so daß wir bei seinem Tode etwa siebzig Gedichte fast alle druckfertig geschrieben vorfanden, die so wie sie vorlagen unter dem nach dem Anfangsgedicht von uns gewählten Titel „Schein und Sein" zum 15. April 1909 herausgekommen sind.

Was sonst noch aus früherer und späterer Zeit da ist, was uns der Onkel schon vor Jahren gab, ist in einer Auswahl vielleicht noch zur Veröffentlichung geeignet oder es wird, was Aphorismen, Zeichnungen und Ölbilder betrifft, schon hier in diesem Buche mit dargeboten. Eins sei dabei ausdrücklich bemerkt: während der Onkel die letzten Gedichte in „Schein und Sein" (S. 91; 93; 80) noch kurz vor seinem Tode verfaßte, hat er in Mechtshausen, also von 1898 an, gar nicht mehr gezeichnet und in Öl gemalt; wie er mir sagte, konnte er so klar und scharf nicht mehr



1904. (Nach Photographie von Dührkoop für die Berliner Illustr. Zeitung.)

schlüpft, erst versucht, bis endlich das Schlußblatt „Sorglos“ (S. 60) in Hernach dastand! Wie er den „Fliegenden Frosch“ (Hernach, S. 52 ff.) dichterisch und zeichnerisch in Hernach auf den besten Ausdruck gebracht hat, zeigt ein Vergleich mit früheren Behandlungen desselben Gegenstandes (vgl. „Zu guter Letzt“, S. 28, 29 und S. 59—61 dieses Buches). — Der Negerknabe am Nil (Hernach, S. 50) liegt in farbigen Studien, in grüner Bleifeder und in Sepia vor; zur Veröffentlichung wurde die schwarze Federzeichnung ausgewählt. Ähnlich ist es bei all den andern Blättern bis zu den kleinen Schnitzeln. Als weitere Proben mögen hier zum Vergleich noch dienen die Entwürfe zum „Ständchen“ (Hernach, S. 4) sowie zur „Rast im Walde“, die man, was die Innigkeit der Auffassung und Darstellung betrifft, neben die deutsche Flucht nach Ägypten von Wilhelm Steinhausen stellen kann. (S. 201.)



Zum 75. Geburtstage wollte Bassermann eine Festausgabe der Frommen Helene veranstalten und erbat dafür einen Beitrag, worauf mein Onkel ihm das einleitende Gedicht „An Helene“ Januar 1907 sandte. Eine Prosaerzählung, „Meiers Hinnerk“, die den Nachmittag eines Hütejungen in Wiedensahl schildert, und eigene Jugenderlebnisse des Verfassers, zum Teil in dem geliebten heimischen Plattdeutsch mit verarbeitet, hatte er schon länger vorher „zum eigenen Pläsir“ aufgeschrieben; er gab sie zu einer ersten Veröffentlichung an den niedersächsischen Heidjer-Kalender 1907 (Verlag Jänecke in Hannover).

Als „Zu guter Letzt“ erschien, äußerte der Onkel, daß er die besten der Gedichte aus den letzten Jahren bei der Auswahl noch zurückgelassen hätte; es kamen von 1904 an noch mehrere hinzu, so daß wir bei seinem Tode etwa siebzig Gedichte fast alle druckfertig geschrieben vorfanden, die so wie sie vorlagen unter dem nach dem Anfangsgedicht von uns gewählten Titel „Schein und Sein“ zum 15. April 1909 herausgekommen sind.

Was sonst noch aus früherer und späterer Zeit da ist, was uns der Onkel schon vor Jahren gab, ist in einer Auswahl vielleicht noch zur Veröffentlichung geeignet oder es wird, was Aphorismen, Zeichnungen und Ölbilder betrifft, schon hier in diesem Buche mit dargeboten. Eins sei dabei ausdrücklich bemerkt: während der Onkel die letzten Gedichte in „Schein und Sein“ (S. 91; 93; 80) noch kurz vor seinem Tode verfaßte, hat er in Mechtshausen, also von 1898 an, gar nicht mehr gezeichnet und in Öl gemalt; wie er mir sagte, konnte er so klar und scharf nicht mehr



1904. (Nach Photographie von Dührkoop für die Berliner Illustr. Zeitung.)

sehen, wie er's gewohnt war und wie es seine zeichnerische Art nötig machte, wo alles auf den kleinsten Punkt und Strich ihm oft ankam. Plakate, wie er's nannte, möchte er nicht zeichnen. Das gefiel ihm am Simplicissimus, auch an der Jugend nicht, wenn er gelegentlich ein Heft in die Hand bekam, daß darin zu viel „Plakate" wären. Auch den Kladderadatsch, den wir regelmäßig lasen, schätzte er zeichnerisch gar nicht. Das alles wären keine zeichnerischen, sondern nur literarische Einfälle.

Mit dem 75. Geburtstage war der Onkel in sein letztes Lebensjahr eingetreten, ohne daß wir das damals ahnten. Wohl war er körperlich nicht mehr so elastisch wie sonst; auch etwas gebückter war er geworden. Wohl plagte ihn, meist bei beginnendem Winter, oft wochenlang ein arger Katarrh, der ihm auch die Nachtruhe raubte. Vom Arzt wollte er dann nie etwas wissen. In seinen Gewohnheiten ließ er sich nicht stören, und wir konnten ihn nicht bewegen, bei seinen täglichen Gartengängen einen Mantel umzuhängen. War's kalt und regnerisch, so schlug er nur seinen Rockkragen hoch. Fragte man in solchen Wochen nach seinem Befinden, was er nicht gern hatte, so war's nur eine „Belästigung" und hatte nichts auf sich. Von Krankheit und Kranken zu reden und zu hören, war ihm überhaupt nicht lieb, so teilnehmend er bei Krankheitszeiten in der Familie war. Es beunruhigte ihn, wenn er's von alten Leuten vernahm, der Gedanke, daß auch er körperlich und geistig abnehmen könnte. Ihm wäre sicherlich, wie Schopenhauer sagt, der größte Schmerz gewesen Wahrnehmung des Mangels von Kräften da, wo man ihrer bedarf. Das ist ihm gnädig erspart geblieben. Geistig war er bis zuletzt so frisch und rege wie nur je. Wohl überließ er nur zu gern mir mehr und mehr alles Geschäftliche. Die Briefe, die fast täglich kamen, um Autographen oder Geld zu erbitten, oder die Manuskripte zur Beurteilung enthielten, was aber immer grundsätzlich abgelehnt wurde — dies alles zu lesen und zu erledigen nahm ich ihm möglichst ab, und der Onkel war froh, wenn er nicht viel mehr als seinen Namen zu schreiben hatte, zumal seine geliebte Gänsefeder, die er bis zuletzt beibehielt, die Tinte nicht vertrug und hart und spröde davon wurde; früher hatte er sich dazu immer Sepia als Schreibsaft gemischt, doch das lohnte sich nicht mehr. Wenn jetzt Fremde ihn besuchten, war er doppelt froh, daß ich sie empfangen und da bleiben konnte; wenn es ihm zu viel wurde, stand er auf und zog sich auf sein Zimmer zurück, wo er nie einen empfing, ja das wir nach seinem strengen Gebot auch während seiner Abwesenheit nie jemand zeigen durften. Aber alles dies war von Anfang an in Mechtshausen so gewesen. Wir sahen darin keine Anzeichen zunehmenden Alters, und der Sommer und Herbst 1907 verlief wie jeder andere. Der Onkel hatte nach der Heimkehr aus Münster die Freude, seinen Ebergötzer Jugendfreund Bachmann einige Tage in Mechtshausen zu sehen, er machte selbst noch die anderen gewohnten Reisen nach Verden, nach Hattorf und Frankfurt, traf sich dort wie öfter in den letzten Jahren mit Kaulbach, der als der einzige von den alten Münchener Freunden im Verkehr mit ihm geblieben war, und darüber zog der Winter ins Land, der uns die gewohnte größere Einsamkeit und Stille brachte, aber kein Anzeichen dafür, daß es der letzte mit dem Onkel sein würde.

Er selbst hatte sich seit Jahren mit dem Gedanken an den Tod vertraut gemacht. Wenn er allein auf Reisen ging, trug er seit 1900 schon einen Zettel in der Tasche, der seinen Namen enthielt und die Bitte, wenn ihm etwas zustoßen sollte, an





Erste Entwürfe zu „Rast im Walde" (Hernach)

sehen, wie er's gewohnt war und wie es seine zeichnerische Art nötig machte, wo alles auf den kleinsten Punkt und Strich ihm oft ankam. Plakate, wie er's nannte, möchte er nicht zeichnen. Das gefiel ihm am Simplicissimus, auch an der Jugend nicht, wenn er gelegentlich ein Heft in die Hand bekam, daß darin zu viel „Plakate" wären. Auch den Kladderadatsch, den wir regelmäßig lasen, schätzte er zeichnerisch gar nicht. Das alles wären keine zeichnerischen, sondern nur literarische Einfälle.

Mit dem 75. Geburtstage war der Onkel in sein letztes Lebensjahr eingetreten, ohne daß wir das damals ahnten. Wohl war er körperlich nicht mehr so elastisch wie sonst; auch etwas gebückter war er geworden. Wohl plagte ihn, meist bei beginnendem Winter, oft wochenlang ein arger Katarrh, der ihm auch die Nachtruhe raubte. Vom Arzt wollte er dann nie etwas wissen. In seinen Gewohnheiten ließ er sich nicht stören, und wir konnten ihn nicht bewegen, bei seinen täglichen Gartengängen einen Mantel umzuhängen. War's kalt und regnerisch, so schlug er nur seinen Rockkragen hoch. Fragte man in solchen Wochen nach seinem Befinden, was er nicht gern hatte, so war's nur eine „Belästigung" und hatte nichts auf sich. Von Krankheit und Kranken zu reden und zu hören, war ihm überhaupt nicht lieb, so teilnehmend er bei Krankheitszeiten in der Familie war. Es beunruhigte ihn, wenn er's von alten Leuten vernahm, der Gedanke, daß auch er körperlich und geistig abnehmen könnte. Ihm wäre sicherlich, wie Schopenhauer sagt, der größte Schmerz gewesen Wahrnehmung des Mangels von Kräften da, wo man ihrer bedarf. Das ist ihm gnädig erspart geblieben. Geistig war er bis zuletzt so frisch und rege wie nur je. Wohl überließ er nur zu gern mir mehr und mehr alles Geschäftliche. Die Briefe, die fast täglich kamen, um Autographen oder Geld zu erbitten, oder die Manuskripte zur Beurteilung enthielten, was aber immer grundsätzlich abgelehnt wurde — dies alles zu lesen und zu erledigen nahm ich ihm möglichst ab, und der Onkel war froh, wenn er nicht viel mehr als seinen Namen zu schreiben hatte, zumal seine geliebte Gänsefeder, die er bis zuletzt beibehielt, die Tinte nicht vertrug und hart und spröde davon wurde; früher hatte er sich dazu immer Sepia als Schreibsaft gemischt, doch das lohnte sich nicht mehr. Wenn jetzt Fremde ihn besuchten, war er doppelt froh, daß ich sie empfangen und da bleiben konnte; wenn es ihm zu viel wurde, stand er auf und zog sich auf sein Zimmer zurück, wo er nie einen empfing, ja das wir nach seinem strengen Gebot auch während seiner Abwesenheit nie jemand zeigen durften. Aber alles dies war von Anfang an in Mechtshausen so gewesen. Wir sahen darin keine Anzeichen zunehmenden Alters, und der Sommer und Herbst 1907 verlief wie jeder andere. Der Onkel hatte nach der Heimkehr aus Münster die Freude, seinen Ebergötzer Jugendfreund Bachmann einige Tage in Mechtshausen zu sehen, er machte selbst noch die anderen gewohnten Reisen nach Verden, nach Hattorf und Frankfurt, traf sich dort wie öfter in den letzten Jahren mit Kaulbach, der als der einzige von den alten Münchener Freunden im Verkehr mit ihm geblieben war, und darüber zog der Winter ins Land, der uns die gewohnte größere Einsamkeit und Stille brachte, aber kein Anzeichen dafür, daß es der letzte mit dem Onkel sein würde.

Er selbst hatte sich seit Jahren mit dem Gedanken an den Tod vertraut gemacht. Wenn er allein auf Reisen ging, trug er seit 1900 schon einen Zettel in der Tasche, der seinen Namen enthielt und die Bitte, wenn ihm etwas zustoßen sollte, an





Erste Entwürfe zu „Rast im Walde" (Hernach)





Aus „Hernach".

meine Adresse zu telegraphieren. Als er 1904 seine Zeichnungen, Skizzen und Notizen aufräumte, vieles davon vernichtete und den Rest uns gab, redete er öfter mit mir davon und bestimmte dies und das für den Fall seines Todes. In dem gerade ein Jahr vor seinem Tode verfaßten Geleitgedicht „An Helene" heißt es zum Schlusse:

„Mir selbst ist so, als müßt ich bald verreisen —
Die Backenzähne schenkt ich schon den Mäusen —
Als müßt ich endlich mal den Ort verändern
Und weiter ziehn nach unbekannten Ländern.
Mein Bündel ist geschnürt. Ich geh zur See.
Und somit, Lenchen, sag ich dir ade!"

Ich weise auch hin auf „Dank und Gruß", das nicht nur in den letzten Strophen deutlich dem Todesgedanken Ausdruck gibt, sondern in der ganzen Stimmung sich von dem fünf Jahre zuvor geschriebenen Dank nach dem 70. Geburtstag unterscheidet. Einen tieferen Einblick noch in diese sich immer mehr abklärenden Gedanken bieten Briefe, die er an meine Schwägerin in Münster schrieb, an eine der wenigen, die bis in die letzten Jahre mit ihm in eifriger Korrespondenz geblieben war; folgendes teile ich daraus mit:

Mechtshausen, 11. Dezember 1904.

Seit ich zuletzt von Dir hörte, sind wieder mal 1000 Jahre vorbei gerutscht, wie geschmiert. Je älter man wird, je hastiger tritt sie einem auf die Hacken — die Zeit — die sogenannte. Denn wider besseres Wissen, unter dem Zwange des verzwickten Gehirns, müssen wir denken, daß alles vorüber geht und schließlich entschlummert — auch wir — auch die Episteln der Freundschaft. All die guten

Vegetabilien draußen in Garten und Feld sind eingeerndtet oder haben sich verhüllt gegen den empfindlich nahenden Winter. Wohl rühren sich die Schneeglöckchen, die Primeln, der keimende Roggen in Morgenträumen; aber nichts, was war, wacht auf, wie es einstmals gewesen ist.

Mechtshausen, 16. Okt. 1905.

Wieder mal also hätt ich einen Sommer überher gekriegt; siebzig sollte man meinen, wären mehr als genug. Ist das unbillig im Verhältniß zu andern, die weniger



Letzte Aufnahme März 1907.
(Photographie von F. Kester in Berlin.)

kriegen? Ich weiß nicht. Zehn gute können mehr sein als hundert schlimme. Fortwährend hinter den angenehmen Erwartungen schleichen die unangenehmen Möglichkeiten in überwiegender Menge, um grad, wenn man recht vergnüglich sein möchte, sich störend darein zu mischen. Die sogenannten schönen Jahreszeiten, der letzte Frühling, der letzte Sommer, waren leider ein Exempel dafür. Nun sind sie glücklich hinabgerutscht in die Vergangenheit, ins Reich der Träume, ins Wesenlose. Nein, doch nicht. Das War, als Mutter des Ist, wirkt unsterblich in Ewigkeit. Ein wunderliches Wort das, eins von denen, die wir dann gebrauchen, wenn unser Verstand still steht vor der unübersteiglichen Mauer, die das Gedachte von dem Undenkbaren scheidet. Ja, und die unangenehmen Möglichkeiten sind ein seltsames Völkchen. Wenn auch nur ein paar zur Wirklichkeit werden, gleich erscheinen sound soviel andre wenigstens als Spukedinger und schrecken hohnlachend die Phantasie.

Im letzten Brief, nach dem Tode eines Kindes, heißt es:

„Was soll ich viel sagen? — Ich stehe auf der Grenze von Hier und Dort, und fast kommt es mir vor, als ob beides dasselbe wäre." So schrieb er am 23. Dezember 1907, und er hatte recht, er stand auf der Grenze von Hier und Dort. Um Weihnachten und Neujahr freilich, wo mein Bruder aus Verden und die Verwandten aus Münster da waren, war der Onkel noch so munter und guter Dinge wie immer, und die Anregung des Besuchs tat ihm gut. Nur hielt er sich mehr im Hause, um sich bei dem rauheren Wetter nicht zu erkälten, hatte deswegen auch die Christvesper am heiligen Abend nicht mit besucht, die sonst im Winter der einzige Gottesdienst war, zu dem er in die ungeheizte Dorfkirche mit unsern Kindern mitging. Aber im übrigen war's in dieser letzten Weihnachtszeit bei uns wie alle Jahre.

Als die Ferien zu Ende gingen, hatte der Onkel für den 7. Januar seine gewohnte vierteljährliche Reise nach Hannover angesetzt, die er trotz der Weitläufigkeit und Ungemütlichkeit, womit sie für ihn verbunden war, nicht aufgeben mochte, weil er immer noch persönlich und mündlich seine Geldgeschäfte regelte. Aber am Abend vorher nach Tisch fühlte er auf einmal einen Schmerz in der Seite und legte sich früh zu Bett, ohne viel Schlaf zu finden, so daß er am andern Morgen die Reise aufgab. Der Arzt vermutete zuerst nur eine Erkältung und eine Magenstörung; bald aber erkannte er, daß es vom Herzen ausging und ernster anzusehen war. Am Mittwoch sollten unsere Kinder mit nach Münster reisen; als sie nachmittags sich vom Onkel verabschiedeten und er ihnen das übliche Reisegeld gab, sagte die Kleinste: Ach, Onkel, ich habe ja noch so viel, noch 'nen ganzen Beutel voll, 19 Pfennige; aber Ruth, die hat alles ausgegeben. Darüber lachte er noch so herzlich und heiter. Den Nachmittag über saß er lesend im Lehnstuhl. Wir gingen ab und zu. Als gegen Abend der Doktor kam und meinte, das Lesen rege ihn doch wohl zu sehr auf, erwiderte er lächelnd: Ach, nein, der Kluge (Deutsches Wörterbuch) regt mich nicht auf. Doch legte er sich auf Anraten des Arztes aufs Sopha, und gleich nach 8 Uhr brachten wir ihn zu Bett. Dabei wollte er sich noch durchaus nicht helfen lassen; seine Uhr zog er selber auf, und alles mußte in bester Ordnung an den bestimmten Platz gehängt und gelegt werden. Kampherpulver und Morphiumtropfen, die wir ihm gaben, brachten erst um Mitternacht etwas Ruhe. Wenn er zwischendurch aufwachte und wir ihm zu trinken gaben und ihn fragten: Wie geht es, Onkel? — so sagte er: Ja, das im Halse ist noch da (die Beängstigung von zunehmender Herzschwäche), aber das ist nicht weiter schlimm, nur etwas unangenehm. Wenn er auch völlig klar blieb, so erkannte er die Verschlimmerung seines Zustandes nicht. Am Morgen gab ich telephonisch dem Arzt Bescheid. Als ich wieder ins Zimmer trat, wo meine Mutter und meine Frau geblieben waren, kam letztere mir entgegen, sie hörte vom Onkel nichts mehr, er würde so still. Sie hatte ihm das Kissen etwas zurecht gelegt und seine kalte Hand in ihre genommen und gefragt: Liegst du auch gut? Ja, danke, ganz gut! hatte er geantwortet, ihr die Hand ein wenig gedrückt, ihr zugenickt und sich zur Seite gewandt. In dem Augenblicke kam ich zurück und der Onkel entschlief ohne jede Bewegung und ohne jeden Kampf; friedlich und als ein Bild verklärter Ruhe, wie er es in den letzten Jahren mehr und mehr geworden war, lag er auf seinem Sterbebett. Es war am 9. Januar 1908, gleich nach 8 Uhr früh, als er starb.

Vegetabilien draußen in Garten und Feld sind eingeerndtet oder haben sich verhüllt gegen den empfindlich nahenden Winter. Wohl rühren sich die Schneeglöckchen, die Primeln, der keimende Roggen in Morgenträumen; aber nichts, was war, wacht auf, wie es einstmals gewesen ist.

Mechtshausen, 16. Okt. 1905.

Wieder mal also hätt ich einen Sommer überher gekriegt; siebzig sollte man meinen, wären mehr als genug. Ist das unbillig im Verhältniß zu andern, die weniger



Letzte Aufnahme März 1907.
(Photographie von F. Kester in Berlin.)

kriegen? Ich weiß nicht. Zehn gute können mehr sein als hundert schlimme. Fortwährend hinter den angenehmen Erwartungen schleichen die unangenehmen Möglichkeiten in überwiegender Menge, um grad, wenn man recht vergnüglich sein möchte, sich störend darein zu mischen. Die sogenannten schönen Jahreszeiten, der letzte Frühling, der letzte Sommer, waren leider ein Exempel dafür. Nun sind sie glücklich hinabgerutscht in die Vergangenheit, ins Reich der Träume, ins Wesenlose. Nein, doch nicht. Das War, als Mutter des Ist, wirkt unsterblich in Ewigkeit. Ein wunderliches Wort das, eins von denen, die wir dann gebrauchen, wenn unser Verstand still steht vor der unübersteiglichen Mauer, die das Gedachte von dem Undenkbaren scheidet. Ja, und die unangenehmen Möglichkeiten sind ein seltsames Völkchen. Wenn auch nur ein paar zur Wirklichkeit werden, gleich erscheinen sound soviel andre wenigstens als Spukedinger und schrecken hohnlachend die Phantasie.

Im letzten Brief, nach dem Tode eines Kindes, heißt es:

„Was soll ich viel sagen? — Ich stehe auf der Grenze von Hier und Dort, und fast kommt es mir vor, als ob beides dasselbe wäre." So schrieb er am 23. Dezember 1907, und er hatte recht, er stand auf der Grenze von Hier und Dort. Um Weihnachten und Neujahr freilich, wo mein Bruder aus Verden und die Verwandten aus Münster da waren, war der Onkel noch so munter und guter Dinge wie immer, und die Anregung des Besuchs tat ihm gut. Nur hielt er sich mehr im Hause, um sich bei dem rauheren Wetter nicht zu erkälten, hatte deswegen auch die Christvesper am heiligen Abend nicht mit besucht, die sonst im Winter der einzige Gottesdienst war, zu dem er in die ungeheizte Dorfkirche mit unsern Kindern mitging. Aber im übrigen war's in dieser letzten Weihnachtszeit bei uns wie alle Jahre.

Als die Ferien zu Ende gingen, hatte der Onkel für den 7. Januar seine gewohnte vierteljährliche Reise nach Hannover angesetzt, die er trotz der Weitläufigkeit und Ungemütlichkeit, womit sie für ihn verbunden war, nicht aufgeben mochte, weil er immer noch persönlich und mündlich seine Geldgeschäfte regelte. Aber am Abend vorher nach Tisch fühlte er auf einmal einen Schmerz in der Seite und legte sich früh zu Bett, ohne viel Schlaf zu finden, so daß er am andern Morgen die Reise aufgab. Der Arzt vermutete zuerst nur eine Erkältung und eine Magenstörung; bald aber erkannte er, daß es vom Herzen ausging und ernster anzusehen war. Am Mittwoch sollten unsere Kinder mit nach Münster reisen; als sie nachmittags sich vom Onkel verabschiedeten und er ihnen das übliche Reisegeld gab, sagte die Kleinste: Ach, Onkel, ich habe ja noch so viel, noch 'nen ganzen Beutel voll, 19 Pfennige; aber Ruth, die hat alles ausgegeben. Darüber lachte er noch so herzlich und heiter. Den Nachmittag über saß er lesend im Lehnstuhl. Wir gingen ab und zu. Als gegen Abend der Doktor kam und meinte, das Lesen rege ihn doch wohl zu sehr auf, erwiderte er lächelnd: Ach, nein, der Kluge (Deutsches Wörterbuch) regt mich nicht auf. Doch legte er sich auf Anraten des Arztes aufs Sopha, und gleich nach 8 Uhr brachten wir ihn zu Bett. Dabei wollte er sich noch durchaus nicht helfen lassen; seine Uhr zog er selber auf, und alles mußte in bester Ordnung an den bestimmten Platz gehängt und gelegt werden. Kampherpulver und Morphiumtropfen, die wir ihm gaben, brachten erst um Mitternacht etwas Ruhe. Wenn er zwischendurch aufwachte und wir ihm zu trinken gaben und ihn fragten: Wie geht es, Onkel? — so sagte er: Ja, das im Halse ist noch da (die Beängstigung von zunehmender Herzschwäche), aber das ist nicht weiter schlimm, nur etwas unangenehm. Wenn er auch völlig klar blieb, so erkannte er die Verschlimmerung seines Zustandes nicht. Am Morgen gab ich telephonisch dem Arzt Bescheid. Als ich wieder ins Zimmer trat, wo meine Mutter und meine Frau geblieben waren, kam letztere mir entgegen, sie hörte vom Onkel nichts mehr, er würde so still. Sie hatte ihm das Kissen etwas zurecht gelegt und seine kalte Hand in ihre genommen und gefragt: Liegst du auch gut? Ja, danke, ganz gut! hatte er geantwortet, ihr die Hand ein wenig gedrückt, ihr zugenickt und sich zur Seite gewandt. In dem Augenblicke kam ich zurück und der Onkel entschlief ohne jede Bewegung und ohne jeden Kampf; friedlich und als ein Bild verklärter Ruhe, wie er es in den letzten Jahren mehr und mehr geworden war, lag er auf seinem Sterbebett. Es war am 9. Januar 1908, gleich nach 8 Uhr früh, als er starb.



Pfarrhaus in Mechtshausen. (Nach Photographie von Th. Reinhard, Hildesheim; aufgenommmen am 13. Januar 1908).
(Die beiden Fenster rechts oben sind die des Sterbezimmers.)

Die Beerdigung sollte nach seinem Wunsch ganz in der Stille sein. Aber das ließ sich nicht durchführen. Es kamen gleich Berichterstatter und Photographen; ich beschränkte meine Auskunft an sie auf das Nötigste und ließ niemand von ihnen in das Sterbezimmer hinein. Wenn trotzdem in Berlin gleich darauf ein Bild „Wilhelm Busch auf dem Sterbebett" zu sehen gewesen ist, so beruht das auf allerfreister Erfindung. Es kamen viele Kränze von Verwandten und Bekannten, von Verlegern und Freunden, von künstlerischen und anderen Vereinen. Am Begräbnistage selbst kamen viele Zuschauer von nah und fern. Es kam der Regierungspräsident aus Hildesheim, um als Vertreter des Kaisers einen Kranz am Sarge niederzulegen. So war eine Beerdigung in der Stille nicht möglich.

Am 13. Januar, einem herrlichen klaren Wintertage, wie der Onkel sie gerne hatte, begruben wir ihn. Ich hielt ihm keine Leichenrede, sprach am Sarge im Hause nur ein Dankgebet und auf dem Kirchhof die übliche Grabliturgie, als deren bestes Stück der Onkel oft den 90. Psalm bezeichnet hatte. Unter den Klängen des Liedes von Ernst Moritz Arndt: Geht nun hin und grabt mein Grab, das die Schulkinder sangen, wurde der Sarg eingesenkt und das Grab zugeschaufelt. Im vergangenen Sommer ist es mit einem einfachen Stein und mit immergrünen Sträuchern geschmückt worden. Am Mechtshäuser Pfarrhaus, das wir bald nach des Onkels Tode verließen, erinnert eine von Münchener Verehrern angebrachte schlichte Gedenktafel an seinen dortigen Aufenthalt.

Wenn wir an ihn denken, klagen wir wohl, wie er beim Tode Gedons getan:

Ach, liebster Freund! Ein Theil von meinem Glück
Nahmst du mit fort und kehrst nie mehr zurück.

Aber sein Bestes ist uns geblieben. Er selber sagt uns, die wir noch diesseits stehn und jenen Blinden gleich durch den „dunklen Spiegel" alles Irdische betrachten, worauf es in Wahrheit ankommt:

Wohl dem, der ohne Grauen,
In Liebe treu bewährt,
Zu jenen dunklen Auen
Getrost hinüber fährt.

Zwei Blinde, müd vom Wandern,
Sah ich am Ufer stehn,
Der eine sprach zum andern:
Leb wohl, auf Wiedersehn.

O. N.



Pfarrhaus in Mechtshausen. (Nach Photographie von Th. Reinhard, Hildesheim; aufgenommen am 13. Januar 1908).
(Die beiden Fenster rechts oben sind die des Sterbezimmers.)

Die Beerdigung sollte nach seinem Wunsch ganz in der Stille sein. Aber das ließ sich nicht durchführen. Es kamen gleich Berichterstatter und Photographen; ich beschränkte meine Auskunft an sie auf das Nötigste und ließ niemand von ihnen in das Sterbezimmer hinein. Wenn trotzdem in Berlin gleich darauf ein Bild „Wilhelm Busch auf dem Sterbebett" zu sehen gewesen ist, so beruht das auf allerfreister Erfindung. Es kamen viele Kränze von Verwandten und Bekannten, von Verlegern und Freunden, von künstlerischen und anderen Vereinen. Am Begräbnistage selbst kamen viele Zuschauer von nah und fern. Es kam der Regierungspräsident aus Hildesheim, um als Vertreter des Kaisers einen Kranz am Sarge niederzulegen. So war eine Beerdigung in der Stille nicht möglich.

Am 13. Januar, einem herrlichen klaren Wintertage, wie der Onkel sie gerne hatte, begruben wir ihn. Ich hielt ihm keine Leichenrede, sprach am Sarge im Hause nur ein Dankgebet und auf dem Kirchhof die übliche Grabliturgie, als deren bestes Stück der Onkel oft den 90. Psalm bezeichnet hatte. Unter den Klängen des Liedes von Ernst Moritz Arndt: Geht nun hin und grabt mein Grab, das die Schulkinder sangen, wurde der Sarg eingesenkt und das Grab zugeschaufelt. Im vergangenen Sommer ist es mit einem einfachen Stein und mit immergrünen Sträuchern geschmückt worden. Am Mechtshäuser Pfarrhaus, das wir bald nach des Onkels Tode verließen, erinnert eine von Münchener Verehrern angebrachte schlichte Gedenktafel an seinen dortigen Aufenthalt.

Wenn wir an ihn denken, klagen wir wohl, wie er beim Tode Gedons getan:

Ach, liebster Freund! Ein Theil von meinem Glück
Nahmst du mit fort und kehrst nie mehr zurück.

Aber sein Bestes ist uns geblieben. Er selber sagt uns, die wir noch diesseits stehn und jenen Blinden gleich durch den „dunklen Spiegel" alles Irdische betrachten, worauf es in Wahrheit ankommt:

Wohl dem, der ohne Grauen,
In Liebe treu bewährt,
Zu jenen dunklen Auen
Getrost hinüber fährt.

Zwei Blinde, müd vom Wandern,
Sah ich am Ufer stehn,
Der eine sprach zum andern:
Leb wohl, auf Wiedersehn.

O. N.



Grabstätte. (Nach Photographie von A. Böhne in Bockenem.)

Wilhelm Busch

als Zeichner

Chronologische Übersicht

1850 bis 1895



Grabstätte. (Nach Photographie von A. Böhne in Bockenem.)

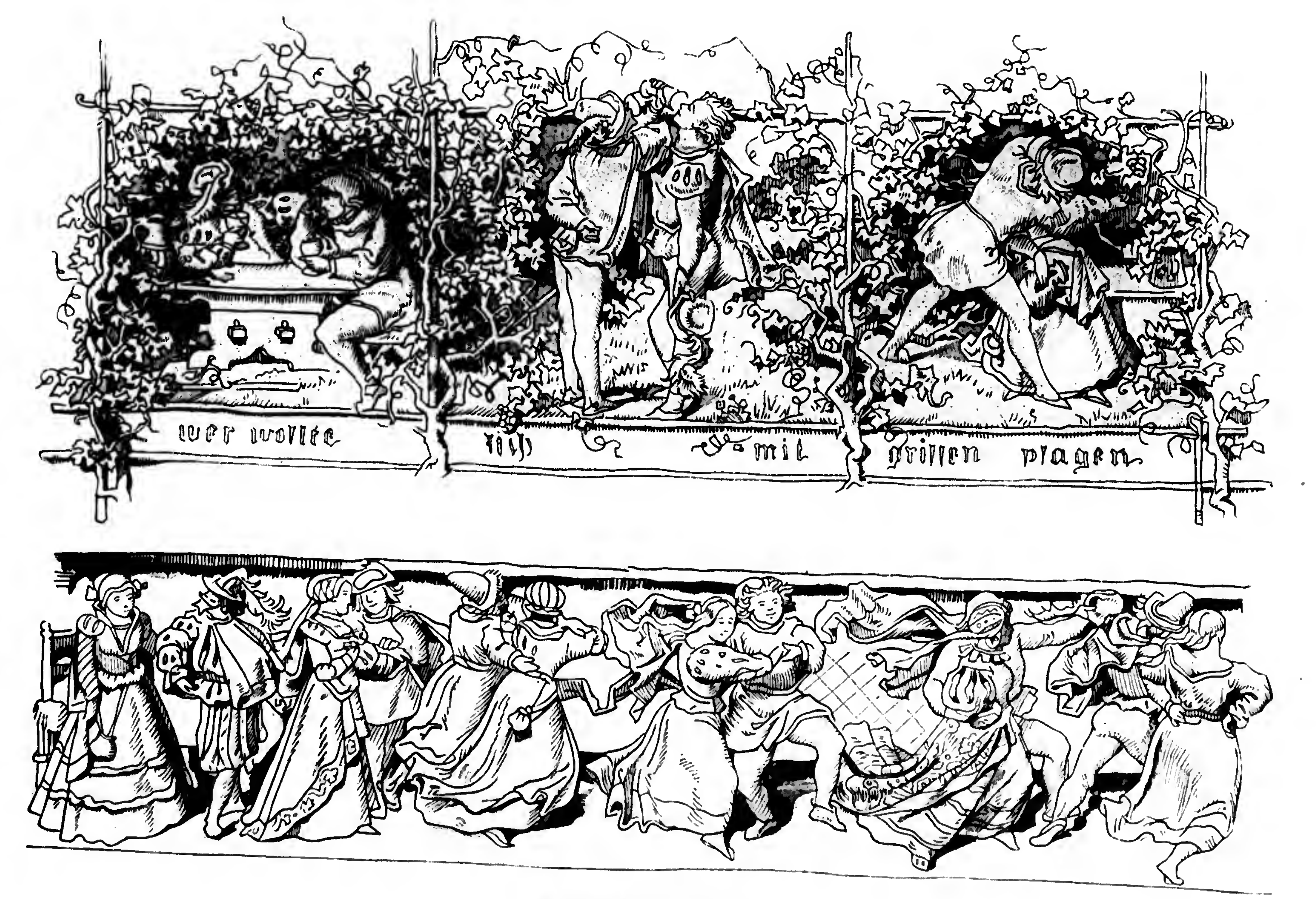
Wilhelm Busch

als Zeichner

Chronologische Übersicht

1850 bis 1895





Hannover um 1850.



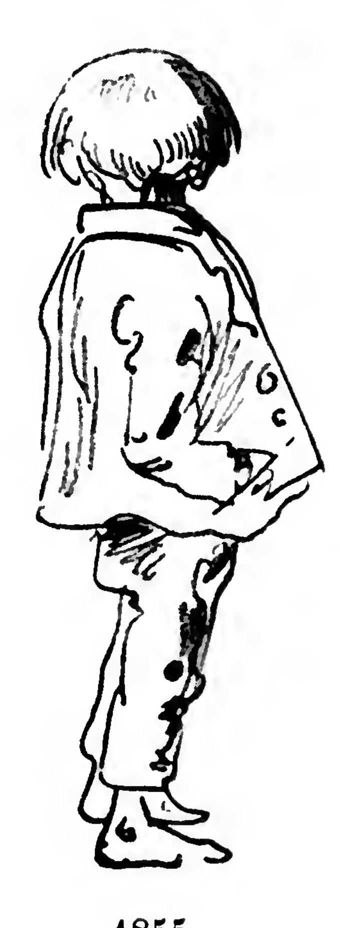
Düsseldorf. 1851.



Antwerpen. Juli 1852.



Antwerpen. 1852/53.



1855.



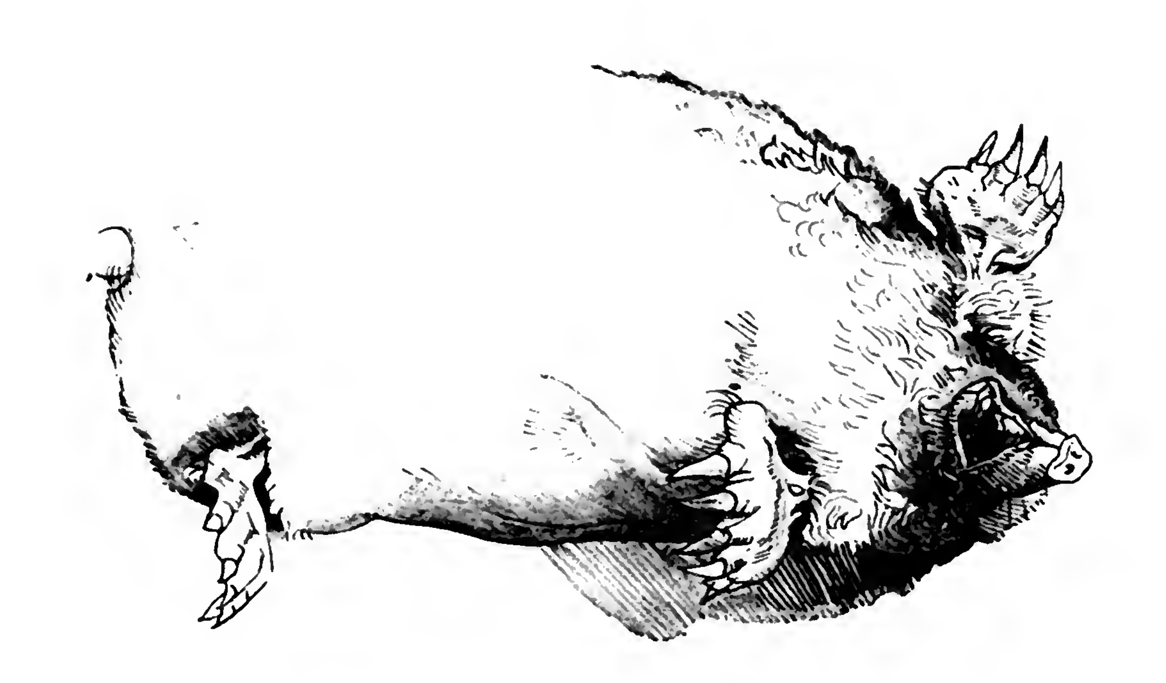
1854.



1855.







1855—1856.



Brannenburg. 1858.



1855—1856.



Brannenburg. 1858.



Brannenburg. 1858.



München. Anfang der Sechziger Jahre.



Frankfurt. 1869.



Wiedensahl. 1875.



München. 1876.



Brannenburg. 1858.



München. Anfang der Sechziger Jahre.



Frankfurt. 1869.



Wiedensahl. 1875.



München. 1876.





Mitte der Siebziger Jahre.



1878.







Mitte der Achtziger Jahre.





Um 1890.







Mitte der Achtziger Jahre.



Um 1890.



Mitte der Neunziger Jahre.





Mitte der Neunziger Jahre.

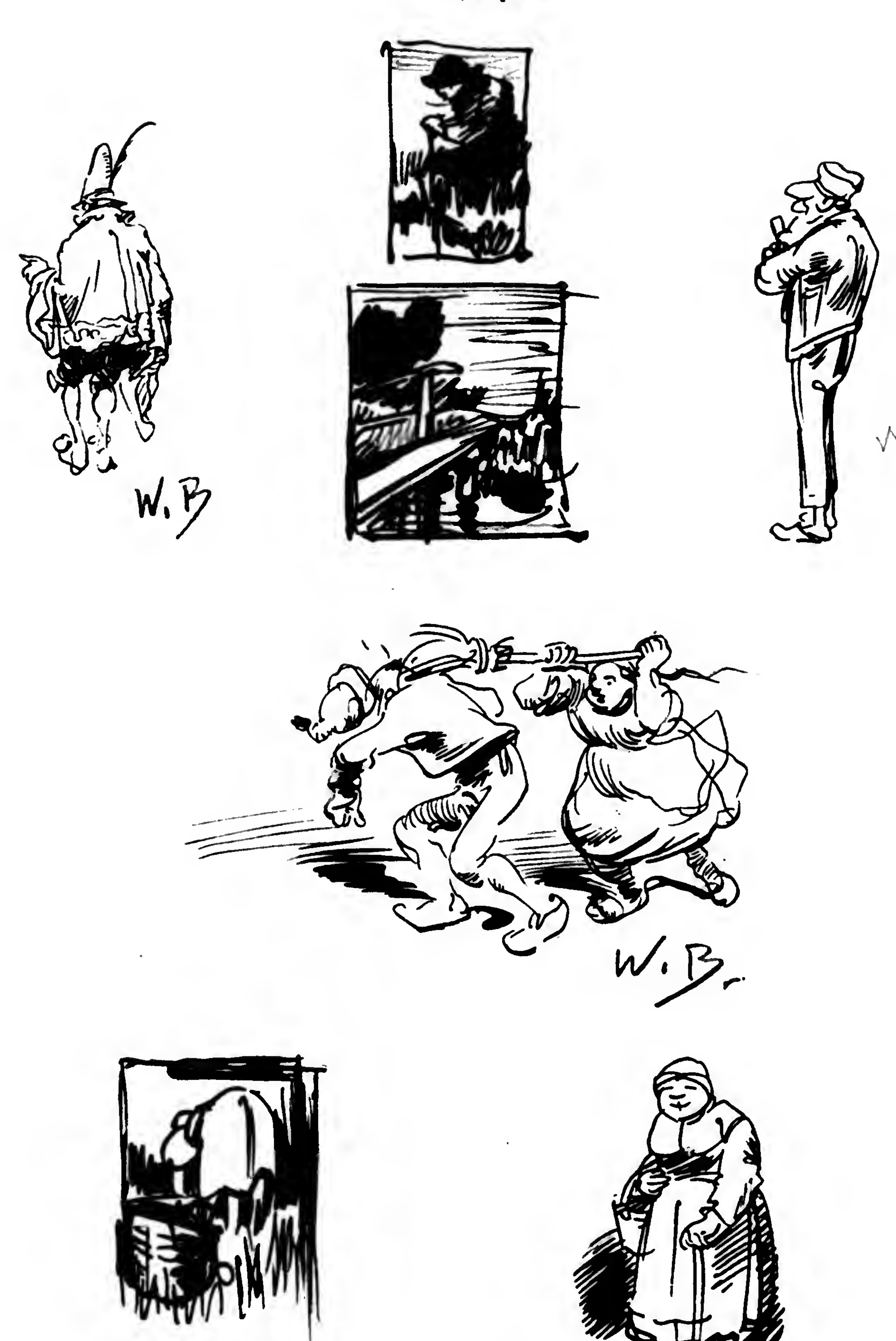


Mitte der Neunziger Jahre.





Mitte der Neunziger Jahre.



1890—1895.

Übersicht über die Werke Wilhelm Buschs

Titel	Erscheinungsjahr
Bilderpossen (I. Ausgabe)	1864
„ (II. „)	1880
Max und Moritz	1865
„ „ „ englische Ausgabe	1889
„ „ „ wallonische „	1889
„ „ „ portugiesische „	1902
„ „ „ schwedische „	1902
Schnaken und Schnurren	1867
Schnurrdiburr	1869
Der heilige Antonius von Padua	1870
Kritik des Herzens	1871
Die Fromme Helene	1872
Hans Huckebein (Buchausgabe)	1872
Die kühne Müllerstochter (Buchausg.)	1872
Kunterbunt	1872
Bilder zu Jobsiade	1874
50 Bilderbogen	1875
Dideldum	1875
Pater Filucius	1875
Abenteuer eines Junggesellen	1876
Der Geburtstag	1876
Herr und Frau Knopp	1877
Julchen	1877
Die Haarbeutel	1878
Fipps der Affe	1879
Der Fuchs. Die Drachen	1881
Plisch und Plum	1881
Balduin Bählamm	1881
Stippstörchen (Sechs Geschichten für Neffen und Nichten)	1882
Maler Klecksel	1883
Buschalbum	1884
Eduards Traum	1891
Der Schmetterling	1895
Zu guter Letzt	1904
Hernach	1908
Schein und Sein	1909
Wilhelm Busch an Maria Anderson (70 Briefe)	1908



Berichtigung von Druckfehlern

Seite 1 Zeile 5 von unten: „Wiedensahl",
„ 8 „ 23 „ oben: statt Klammer ein Komma
„ 13 „ 3 „ unten: gewissenhafte statt gewisse Schüchternheit
„ 53 „ 4 „ „ Wurstschläuen statt Wurstschläuchen
„ 77 „ 10 „ „ der Klammer-Hinweis (S. 82 bis 90. 94) ist zu tilgen
„ 87 „ 13 „ „ „ „ „ (S. 91) gehört auf Seite 88 unten hinter: Garten
„ 91 am Schluß hinter „gezeichnet" gehört der Hinweis: (S. 92. 93)
„ 96 „Hose geplatzt" ist zu tilgen. Die Worte gehören zu einer nicht mit abgedruckten Zeichnung
„ 97 Zeile 2 von oben steht ein Komma zuviel
„ 101 letzte Zeile unten muß stehen „Rohrdommel" statt „Rohrdrommel"
„ 133 Zeile 1 der Strophe II: am Schluß fehlt ein Komma
„ 138 „ 2 von unten muß es heißen: schroffe
„ 155 „ 18 „ oben fehlt „ich", sage ich Ihnen
„ 162 „ 8/9 „ unten fehlt - „Grog-durchwärmten"
„ 166 „ 20 „ oben muß es heißen „Du siehst ihn"
„ 166 „ 22 „ „ muß es heißen: Sei bedankt statt Sei bedunkt
„ 179 mittleres Stück, Zeile 3 von unten muß es heißen: „durchreißen"
„ 180 Zeile 10 von unten muß es heißen „peinlich", nicht pein-lich
„ 188 unter dem Bilde fehlt die Bemerkung „nach Photographie"
„ 189 Zeile 18 von unten: Schritt statt Schnitt
„ 193 „ 16 „ „ Frenssens statt Fressens